JAHRBUCH

FÜR

PSYCHOANALYTISCHE UND PSYCHOPATHOLOGISCHE FORSCHUNGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. E. BLEULER UND PROF. DR. S. FREUD
IN ZÜRICH IN WIEN.

REDIGIERT VON

DR. C. G. JUNG,
PRIVATDOZENTEN DER PSYCHIATRIE IN ZÜRICH.

III. BAND.

II. HÄLFTE.

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1912.

Verlags-Nr. 1907.

VERLAG VON FRANZ DEUTICKE IN LEIPZIG UND WIEN.

Studien über Hysterie.

Von **Dr. Jos. Breuer** und **Prof. Dr. Sigm. Freud.**

Zweite Auflage. — Preis *M* 7·— = *K* 8·40.

Die Traumdeutung.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.**

Dritte, vermehrte Auflage. — Preis *M* 10·— = *K* 12·—.

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.**

Zweite Auflage. — Preis *M* 2·— = *K* 2·40.

Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.**

I. und II. Reihe. — Preis à *M* 5·— = *K* 6·—.

Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva".

(Schriften zur angewandten Seelenkunde. I. Heft.)

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.**

Zweite Auflage in Vorbereitung.

Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci.

(Schriften zur angewandten Seelenkunde. VII. Heft.)

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.**

Preis *M* 2·50 = *K* 3·—.

Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.**

Zweite Auflage in Vorbereitung.

Über Psychoanalyse.

Fünf Vorlesungen, gehalten zur 20jährigen Gründungsfeier der Clark University in Worcester Mass.

Von **Prof. Dr. Sigm. Freud.**

Zweite Auflage. — Preis *M* 1·50 = *K* 1·80.

JAHRBUCH

FÜR

PSYCHOANALYTISCHE UND PSYCHOPATHOLOGISCHE FORSCHUNGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. E. BLEULER UND PROF. DR. S. FREUD
IN ZÜRICH, IN WIEN.

REDIGIERT VON

DR. C. G. JUNG,
PRIVATDOZENTEN DER PSYCHIATRIE IN ZÜRICH.

III. BAND.

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1912.

Verlags-Nr. 1907.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Freud: Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens 1

Freud: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides) 9

Bertschinger: Illustrierte Halluzinationen 69

Ferenczi: Über die Rolle der Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia 101

Jung: Wandlungen und Symbole der Libido 120

Binswanger: Analyse einer hysterischen Phobie 228

Jung: Morton Prince M. D.: The Mechanism and Interpretation of Dreams 309

Spielrein: Über den psychologischen Inhalt eines Falles von Schizophrenie (Dementia praecox) 329

Rank: Ein Beitrag zum Narcissismus 401

Pfister: Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie 427

Bleuler: Eine kasuistische Mitteilung zur kindlichen Theorie der Sexualvorgänge 467

Jung: Kritik über E. Bleuler: Zur Theorie des schizophrenen Negativismus 469

Bleuler: Antwort auf die Bemerkungen Jungs zur Theorie des Negativismus 475

Maeder: Psychoanalyse bei einer melancholischen Depression 479

Jung: Buchanzeige (Hitschmann, Freuds Neurosenlehre) 480

Pfenninger: Untersuchungen über die Konstanz und den Wechsel der psychologischen Konstellation bei Normalen und Frühdementen (Schizophrenen) 481

Sadger: Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik 525

Abraham: Bemerkungen zur Psychoanalyse eines Falles von Fuß- und Korsettfetischismus 557

Sachs: Traumdeutung und Menschenkenntnis 568

Freud: Nachtrag zu dem autobiographisch beschriebenen Falle von Paranoia (Dementia paranoides) 588

Aptekmann: Experimentelle Beiträge zur Psychologie des psycho-galvanischen Phänomens 591
Silberer: Symbolik des Erwachens nnd Schwellensymbolik überhaupt . 621
Silberer: Über die Symbolbildung 661
Silberer: Über die Behandlung einer Psychose bei Justinus Kerner . . . 724
Pfister: Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie. (Fortsetzung und Schluß) 730
Bjerre: Zur Radikalbehandlung der chronischen Paranoia 795
Bleuler: Alkohol und Neurosen 848
Ferenczi: Alkohol und Neurosen. Antwort auf die Kritik von Herrn Prof. Dr. E. Bleuler) 853

Zusendungen an die Redaktion sind zu richten an Dr. C. G. Jung, Küsnacht-Zürich.

(Anmerkung der Redaktion: Die zweite Hälfte von Jung: Wandlungen und Symbole der Libido, wird erst im IV. Band, 1. Hälfte, erscheinen.)

Aus der psychiatrischen Universitätsklinik in Zürich[1]).

Untersuchungen über die Konstanz und den Wechsel der psychologischen Konstellation bei Normalen und Frühdementen (Schizophrenen).

Von **W. Pfenninger** (Herisau).

Einleitung.

Im Jahre 1888 hielt Kraepelin in der Dorpater medizinischen Fakultät einen Vortrag: „Über den Einfluß der Übung auf die Dauer von Assoziationen". An 17 aufeinander folgenden Tagen wiederholte er dieselben Reizworte. Aus der Zusammenstellung von jeweils 50 Versuchen fand er, daß etwa bis zur vierten Wiederholung die Versuchszeiten sich sehr rasch, später aber langsamer und unter Schwankungen verkürzten. Es fiel ihm auf, daß die Versuchspersonen „Tagesdispositionen" zeigten, „welche für manche Tage durchgängig kürzere und gleichmäßigere, für andere längere und auseinander fahrende Reaktionszeiten bewirkten". Er fand auch, daß diejenigen Assoziationen, welche bei einer Wiederholung der Versuche nach $1^3/_4$ Jahren sich noch konstant erhalten hatten, nicht nur jetzt, sondern auch früher ausnahmslos kürzere Reaktionszeiten lieferten als jene Assoziationen, bei denen neue Vorstellungsverbindungen eintraten, und er betonte fest, daß diejenigen Reizworte, welche in der ersten Reihe eine lange Reaktionsdauer geliefert hatten, auch später sich gerne in derselben Weise auszeichneten. Die nach $1^3/_4$ Jahren ganz neu auftretenden Assoziationen erwiesen sich hinsichtlich der Reaktionszeit noch kürzer als sogar die Versuche des zweiten Tages. Selbst nach $1^3/_4$ Jahren traten nur 28% neue Assoziationen hervor, während 72% bereits früher dagewesen waren.

Eine viel spätere Arbeit: Wreschner „Zur Psychologie der Assoziationen" (Schweizerische pädagogische Zeitschrift, Jahrgang V, Heft 4) behandelt ebenfalls die Erscheinungen, welche sich zeigen, wenn dieselben Assoziationsserien in bestimmten (7tägigen) Intervallen

[1]) Arbeiten unter Leitung von Dr. Jung.

wiederholt werden. Wreschner gelangt dabei zu folgenden Resultaten (S. 11):

Es finden sich an neuen Antworten

in der	1.	Wiederholung	60%,
„ „	2.	„	49%,
„ „	3.	„	41%,
„ „	4.	„	34%,
„ „	5.	„	27%,
„ „	6.	„	31%,
„ „	7.	„	21%,
„ „	8.	„	20%.

Hierbei fiel auf, daß mit Ausnahme der 6. Versuchsserie die Abnahme der neuen Antworten konstant war.

Was die Reaktionszeit bei solchen Reaktionen, die in jeder Serie verändert auftreten, anbelangt, so ergeben sich (Wreschner, S. 11) bei Anwendung des Hippschen Chronoskopes für die 1. Serie 1276 σ, für die 2. Serie 1466 σ, für die 3. Serie 1589 σ, für die 4. Serie 1772 σ, für die 5. Serie 2323 σ. Dieses Phänomen deutet Wreschner folgendermaßen: Der Grund für dieses Zunehmen der Reaktionszeiten liegt auf der Hand: „Die erste Antwort ist einerseits die nächstliegende und anderseits ohne starke Konkurrenz mit anderen Antworten; die folgenden Antworten dagegen liegen ferner und müssen die früheren verdrängen, so daß sie nur unter besonders günstigen Umständen wirksam werden." — Auf Grund unserer Zahlen können wir also sagen: „Eine Antwort liegt um so ferner und muß sich um so mehr gegen frühere Antworten geltend machen, je größer die Zahl der letzteren ist."

Bleibt die Reaktion in den verschiedenen Serien gleich, so erfordert sie (Wreschner, S. 12) in der 1. Serie 1425 σ, in der 2. Serie 1496 σ, in der 3. Serie 1460 σ, in der 4. Serie 1429 σ, in der 5. Serie 1319 σ. „Man sieht, bis zum fünften Auftreten war die Zeit größer als beim ersten Auftreten". Nach Wreschner verzögert die Enttäuschung, daß wieder ein gleiches Reizwort kommt, die Reaktion; später erfolge diese dann mechanisch. Wreschner publiziert Zahlenreihen über die Anzahl der neuen Antworten, über die Wiederholung derselben Antwort, über die durchschnittliche Reaktionszeit, wenn dieselbe Antwort wiederholt auftritt. Über die Kraepelinschen Tagesdispositionen, über die Erscheinung, daß gewisse Reaktionen auch nach langer Zeit sich noch durch auffallend hohe Reaktionszeit

auszeichneten, hat er sich nicht ausgesprochen. Gewiß machte er bei seinen eigenen Versuchen ähnliche Erfahrungen.

Jung hat gewissermaßen mit seiner „Reproduktionsmethode" (vgl. IX. Beitrag der Diagnostischen Assoziationsstudien) den Repetitionsversuch auch praktisch zur Komplexdiagnose nutzbar gemacht. Er faßt die in der 2. Versuchsserie auftretenden Wechsel der Reaktion als Komplexmerkmale auf und nennt sie Reproduktionsstörungen, da die Versuchsinstruktion laute: Die Versuchsperson habe die frühere Antwort genau zu reproduzieren[1]). Diese Instruktion gilt für den Repetitionsversuch allerdings nicht; hier ist die Wahl der Antwort völlig freigestellt. Nach den Erfahrungen beim Jungschen Reproduktionsexperiment, die an oben erwähnter Stelle ausführlich dargelegt sind, ergibt sich folgender Tatbestand:

Durchschnittlich liegt die Reaktionszeit von Assoziationen, die beim nachfolgenden Reproduktionsexperiment mangelhaft reproduziert werden, in 62% der Fälle über dem allgemeinen wahrscheinlichen Zeitmittel des ganzen Versuches, in 30·2% darunter. Diese 30·2% von Fällen, wo die Reaktionszeit also kürzer ist als das allgemeine wahrscheinliche Mittel, könnten vom Standpunkt der Komplexmerkmale aus als perseveratorische Störungen aufgefaßt werden. In diesem Falle wäre zu erwarten, daß die der mangelhaft reproduzierten Assoziation vorausgehende Reaktion eine verlängerte Reaktionszeit aufweise (indem die sogenannte „kritische" Assoziation mit Zeitverlängerung verbunden zu sein pflegt und eine perseveratorische Störung der Aufmerksamkeit hinterlassen kann, welche als Ursache der Reproduktionsstörung in Betracht käme). Das ist nun tatsächlich der Fall, indem die Reaktionszeit der vorausgehenden Reaktion durchschnittlich 7·8 Fünftelsekunden über dem jeweiligen wahrscheinlichen Mittel liegt oder 4·1 Fünftelsekunden über dem jeweiligen arithmetischen Mittel der Reaktionszeit des ganzen Versuches. Des ferneren ergab sich, daß die mangelhaft reproduzierte Assoziation durchschnittlich etwas mehr als doppelt so viel Komplexmerkmale aufweist als die richtig reproduzierte, woraus zu schließen ist, daß die „komplexe" Assoziation vorzugsweise Neigung zu unrichtiger Reproduktion besitze. Diese Feststellung könnte für den Repetitionsversuch, dessen Instruktion,

[1]) Jung läßt unmittelbar nach dem Assoziationsversuch noch einen zweiten in Gestalt eines Wiedererinnerungsversuches folgen und nimmt das so vor, daß er die Reizworte noch einmal wiederholt und dieses Mal, ohne Rücksicht auf die Zeit, die vom ersten Experimente abweichenden Wiedererinnerungen notiert.

wie wir gesehen haben, zwar nicht die gleiche ist wie beim Reproduktionsexperiment, doch belangreich sein, indem es eine gewöhnliche Erfahrung ist, daß da, wo richtig reproduziert wird, die Erinnerung sich meist glatt und ganz mechanisch einstellt, ohne daß sie das Resultat eines absichtlichen Aufsuchungs- und Erinnerungsaktes wäre. Neben den Fällen eines „bloßen" Vergessens gibt es aber auch Fälle, wo die unrichtige Reproduktion einem gewissen Bedürfnis, etwas neues oder „passenderes" zu sagen, zu entspringen scheint, das sich meldet, wenn schon die Möglichkeit der richtigen Wiedererinnerung vorhanden ist. Die Instruktion des Reproduktionsexperimentes sucht diesem Bedürfnis nach „Abwechslung" entgegenzutreten. Beim Repetitionsversuch fällt diese Korrektur weg, indem die Reaktionsweise dem freien Ermessen der Versuchsperson anheimgestellt wird. Es werden daher ohneweiters höhere Zahlen der veränderten Reproduktion beim Repetitionsversuch zu erwarten sein.

Die theoretische Betrachtung des Assoziationsversuches wird ungemein befruchtet durch die Einführung eines neuen psychologischen Begriffes, nämlich des gefühlsbetonten Vorstellungskomplexes.

Der Komplex gibt sich im Assoziationsexperiment durch sogenannte Komplexmerkmale kund. Als solche fassen wir die im IX. Beitrag Jungs zu den „Diagnostischen Assoziationsstudien" erwähnten Störungen auf[1]): „Verlängerung der Reaktionszeit über das allgemeine wahrscheinliche Zeitmittel des ganzen Versuches, Reaktion mit zwei oder mehr Worten (sofern die Versuchsperson gewöhnlich nur mit einem Worte reagiert), Reizwortwiederholung, Mißverstehen des Reizwortes, Fehler, Versprechen, Übersetzung in eine fremde Sprache, Reaktion mit einem ungewöhnlichen Fremdwort, Einschaltung von ‚Ja' oder Ausrufen vor oder nach der Reaktion, ungewöhnlicher Inhalt der Reaktion überhaupt, inhaltliche und formale Perseveration." Sie sollen uns für unsere weiteren Betrachtungen als Grundlage dienen.

Anschließend an unsere obigen Erläuterungen kommen wir nun zur Fragestellung der vorliegenden Versuche:

Das Ergebnis des Reproduktionsexperimentes, d. h. die Tatsache,

[1]) Vgl. darüber Jung: Diagnostische Assoziationsstudien, Bd. I, passim, ferner Jung: Über die Psychologie der Dementia praecox, Kapitel II. — Über die theoretische Berechtigung zu dieser Auffassung vergleiche: Diagnostische Assoziationsstudien, passim; ferner Jung: Rivista di Psicologia applicata. Anno IV, Nr. 4. — Rittershaus: Die Komplexforschung. Journal für Psychologie und Neurologie 1909 und 1910.

daß es vorzugsweise komplexe Assoziationen sind, die zu einer Störung der Reproduktion führen, kann die Vermutung wachrufen, daß auch beim Repetitionsversuch die komplexe Assoziation eine bedeutsame Rolle spiele und vielleicht einer der Hauptgründe für den Wechsel der Reaktion bei wiederholter Exposition desselben Reizes sein könne. Abgesehen von dieser speziellen Fragestellung war noch ein anderes allgemeines Interesse mitbedingend bei unserer Fragestellung. Es ist die Frage der psychologischen Tagesdispositionen. Das Assoziationsexperiment allein erlaubt uns gewisse Einblicke in dieses psychologische Moment. Vom Repetitionsversuch wäre zu erwarten, daß er gewisse Einblicke in die Konstanz und den Wechsel der psychologischen Konstellation eröffnete. Allerdings ist von vornherein anzunehmen, daß dies nur in beschränktem Maße der Fall sein wird, indem die Exposition des gleichen Reizes die Konstanz der Reaktion auf Kosten des Wechsels beschränkt. Die identischen Reizreihen sind aber ihrer Vergleichbarkeit wegen den verschiedenartigen Reizreihen bei weitem vorzuziehen. — Hätten wir eine gänzlich einwandfreie und doch zugleich sehr eindringende und feinabgestufte Methode zur Klassifikation der Reaktionen, so könnten auch verschiedenartige Reizreihen verwendet werden und dann wären solche der vorliegenden Fragestellung weit besser entsprechend. Da aber das vorhandene Klassifikationsschema für diese Zwecke zu wenig fein abstimmbar ist[1]), so muß man sich wohl mit den identischen Reizreihen begnügen.

Meine Versuche begreifen normale und kranke Versuchspersonen in sich, letztere vom Typus der Dementia praecox. Diese Gegenüberstellung scheint mir von Interesse zu sein, da die psychologische Auffassung der Zürcher Schule eine besondere Konstanz der psychischen Inhalte (Komplexe) in dieser Krankheit aus analytischen Ergebnissen annimmt.

Unsere Versuchsanordnung ist folgende:

Bei je vier männlichen und je vier weiblichen ungebildeten Normalen (Wärtern der Anstalt) nahmen wir nach dem Jungschen Reizwörterschema I je 100 Assoziationen auf und notierten Reaktion, Zeit (in Fünftelsekunden) samt allfälligen Störungen. Dieses Experiment

[1]) Jung hat zwar mit einfacher Klassifikation einen beträchtlichen Wechsel der Konstellation innerhalb einiger Wochen nachweisen können bei dem Fall im VIII. Beitrag der Diagnostischen Assoziationsstudien, Bd. II, S. 33 ff.

wiederholten wir bei allen acht Versuchspersonen in wöchentlichen Intervallen mit demselben Schema achtmal.

In derselben Zeit haben wir dasselbe Experiment mit sechs männlichen und fünf weiblichen Kranken in sicheren und reinen Fällen von Dementia praecox angestellt.

In einem Anhang benutzen wir noch das Assoziationsmaterial von Fräulein Dr. Morawitz, die an weiblichen Dementia praecox-Fällen dieselben Experimente ausgeführt hat, wenn auch mit einem anderen Reizwörterschema und nur mit 50 Reizworten.

I. Teil.

Normale Versuchspersonen.

1. Die Reaktionszeiten.

Man kann nicht hoffen, bei derartigen Versuchen ein sehr homogenes Zahlenmaterial aufzufinden, sondern man hat mit großen individuellen Streuungen zu rechnen. Die Wichtigkeit des Individuellen beim analytischen Standpunkt hat für den experimentellen Standpunkt wegzufallen, da dieser ein anderes Ziel hat, nämlich die Orientierung über das Durchschnittliche und Allgemeingültige. Trotzdem die Individualzahlen also durch Durchschnittsberechnungen möglichst verwischt werden sollen, so werden die Resultate dennoch stark subjektiven Charakter haben. Bei unserem Material blieb die Individualität des Experimentierenden mit ihren exakt noch unbekannten Einflüssen auf die Versuchsperson ein konstanter und eigenartiger Faktor, während er natürlich bei anderen Arbeitern einen anderen Wert darstellt. Dann wird es auch nicht irrelevant sein, ob der Experimentator Versuchspersonen des gleichen oder anderen Geschlechtes vor sich hat. Diesen letzteren Einfluß zahlenmäßig festzustellen, ist besonderen Untersuchungen vorbehalten.

Aus den Reaktionszeiten eines Einzelexperimentes von 100 Reizworten haben wir das wahrscheinliche Mittel berechnet. Das gleiche geschah für alle Wiederholungsserien der männlichen und weiblichen Versuchspersonen. Darauf stellten wir die wahrscheinlichen Mittel der 1. Wiederholungsserie einerseits für alle männlichen und anderseits für alle weiblichen Versuchspersonen zusammen und berechneten daraus

das arithmetische Mittel. Das nämliche geschah für die Wiederholungsserien 2 bis 8. So gelangten wir zu folgenden Zahlenreihen (in Fünftelsekunden angegeben); (Tafel I, Fig. 1):

	Männer	Frauen
1. Wiederholungsserie	10·2	17·7
2. „	9·6	11·7
3. „	8·5	8·9
4. „	9·2	8·5
5. „	9·9	8·0
6. „	8·5	7·5
7. „	8·0	7·7
8. „	7·4	7·2
Durchschnitt . .	8·9	9·6

Die Tabelle zeigt, wie durchschnittlich die Reaktionszeiten von einer Serie zur andern abnehmen. In Übereinstimmung mit den früheren Autoren stellen wir eine Abnahme der Zeiten fest: Die 1. Serie hat die längsten Reaktionszeiten, dann aber beginnen die beiden Reihen zu differieren. Die männliche zeigt im allgemeinen keine großen Schwankungen. Bis zur 3. Serie fallen die Zeiten langsam, um dann auffallenderweise zu steigen und in der 5. einen Kulminationspunkt zu erreichen, der beinahe der Zeit der 1. Serie entspricht. Erst dann sinken die Zahlen wieder ziemlich gleichmäßig. Die weibliche Reihe zeigt gleichfalls bis zur 3. Serie relativ sehr starke Abfälle, verläuft dann bis zur 6. ziemlich schwach sinkend, um sich in der 7. wenigstens andeutungsweise zu erheben und mit einer Senkung in der 8. zu enden.

Wir finden also keinen kontinuierlichen Abstieg der Reaktionszeiten. Es ist auffallend, daß bei den Männern in der 5. Serie ein ausgeprägter Gipfel sich findet, während ein solcher an jener Stelle bei den weiblichen Versuchspersonen fehlt[1]). Dafür setzen diese mit viel höheren Anfangszeiten ein als die Männer. Dies kann aus der größeren Befangenheit der Frau dem Manne gegenüber erklärt werden. Die allgemein verlängerten Reaktionszeiten wollen zunächst nur eine gewisse Schwierigkeit in der Anpassung an die ganze Situation bedeuten, die

[1]) Ich bemerke, daß auch die Individualzahlen dieses Verhalten zeigen (bei den Männern keine Ausnahmen, bei den Frauen eine Ausnahme). Vgl. auch das parallele Ergebnis bei Aptekmann (dieses Jahrbuch, III. Bd., 2. Heft) II. 1.

speziell verlängerten Reaktionszeiten dagegen erschwerte Anpassung an das spezielle Reizwort[1]). Diese Erschwerung, äußere Störungen ausgenommen, ist die Folge der Emotion der Versuchsperson. Die Emotion wirkt wie ein „Widerstand" in der Psychoanalyse und ist von diesem auch psychologisch keineswegs zu trennen. Wir können daher ebensogut von einem Widerstande sprechen, der dem Experiment entgegengesetzt wird, wie von emotioneller Erschwerung der Anpassung. (Ich verweise auf die Ausführungen Jungs[2].) Es würde die Kurve der weiblichen Versuchspersonen dem Verlaufe eines psychoanalytischen Widerstandes nicht übel entsprechen; zuerst starke Abwehr gegen die Produktion eigener Reaktionen, dann rasche Gewöhnung an die Harmlosigkeit der Versuchsbedingungen. Sollte nicht ein ähnliches Verhalten auch bei den männlichen Versuchspersonen vorliegen? Es kann ja nicht anders sein, als daß sich Versuchsperson und Experimentierender beim Experiment in ein gewisses, wenn auch in der Hauptsache unbewußtes persönliches Verhältnis setzen. Allmählich, im Verlaufe der verschiedenen Versuche, scheinen sich die Versuchspersonen des Persönlichen ihrer Reaktionen bewußt zu werden oder wenigstens etwas von dieser Art zu fühlen, was sie offenbar zur Zeit der ersten Versuche nicht empfanden. Man könnte vielleicht annehmen, daß der von den weiblichen Versuchspersonen gleich zu Anfang gezeigte Widerstand, der wie ein Mißtrauen gegen die Experimentsituation aussieht, bei männlichen Versuchspersonen erst nach mehreren Repetitionen anfängt wirksam zu werden. Nach der Freudschen Theorie wäre der Grund dieses zweifellos affektiven Phänomens in der psychosexuellen Einstellung zu suchen. Das Widerstandsphänomen der weiblichen Versuchspersonen wäre als heterosexueller Widerstand aufzufassen, bei männlichen Versuchspersonen als homosexueller Widerstand. Was für mehr oder weniger intellektuelle Zwischenstufen zwischen das Sexuelle und das Phänomen sich einlagern, entzieht sich unserer derzeitigen Erkenntnis.

Bei einem Durchschnitt der männlichen und weiblichen Resultate finden wir, daß die Versuchszeiten, wenn wir vom Kulminationspunkt in der 5. Serie absehen, anfänglich sehr rasch, später viel langsamer sich verkleinern. Dies deckt sich mit der Kraepelinschen Beobachtung.

[1]) Jung: The Association method. Lectures in Celebration of the XX Anniversary of the Opening of Clark University 1909, pag. 43.

[2]) Jung: The Association Methode. Lectures delivered before the Departments of Psychology and Pedagogy of Clark University. Worcester. Mass. 1910.

Die Durchschnittszahlen zeigen uns, daß die Männer etwas rascher reagieren als die Frauen (8·5 : 9·6). Wenn wir aber den Durchschnitt erst von der 3. Serie an berechnen, so erhalten wir folgende Zahlen:

Männer: 8·6, Frauen: 7·6.

Diese Zahlen geben ein anderes Bild von der Reaktionsgeschwindigkeit; sie sagen, daß, wenn bei den Frauen die „Befangenheit" weg ist, diese etwas rascher reagieren, als die Männer, d. h. daß dann bei den Männern die „Befangenheit" (der Widerstand) beginnt. — Wreschner findet, daß ungebildete Männer $^3/_5$ Sekunden rascher reagieren als Frauen; wir finden, wie gesagt, durchschnittlich 0·7/5 Differenz, wenn wir die 1. Serie mitberücksichtigen. Berechnen wir aber den Durchschnitt erst von der 4. Serie an, so bekommen wir, wie wir schon erwähnten, ein umgekehrtes Verhältnis.

2. Der Reaktionswechsel.

Als Reaktionswechsel betrachten wir, wie wir schon einleitend bemerkt haben, die Veränderung der Reaktionen in den Wiederholungsserien. Die erste Veränderung einer Reaktion fällt in die 2. Versuchsserie. Bei 8 Versuchsserien haben wir also 7 Serien von Reaktionsänderungen. In Prozenten ausgedrückt, finden wir pro Serie folgenden Reaktionswechsel:

	Männer	Frauen
2. Serie	62·5	58·5
3. „	49·0	39·5
4. „	44·5	29·5
5. „	42·5	24·5
6. „	42·5	21·5
7. „	36·5	20·5
8. „	28·5	19·5
Durchschnitt . .	43·2	30·5

Diese Tabelle sagt also, daß bei der zweiten Exposition derselben Reizserie z. B. 62·5% der Reaktionen gegenüber der erstmaligen Reaktion verändert sind, usw. Die männliche Zahlenreihe zeigt durchwegs bedeutend höhere Beträge an Wechsel als die weibliche Reihe. Da die Veränderung der Reaktion in keinerlei Weise mit Bildung oder Intelligenz zusammenzuhängen scheint, und auch aus diesem Grunde als ein wesentlich affektives Phänomen aufgefaßt werden muß, so ist zu schließen, daß die männliche Versuchsperson (unter unseren Experimentsbedingungen) im Vergleiche mit den Frauen erhöhtes Be-

dürfnis nach Veränderung des sprachlichen Ausdruckes fühlt, die psychische Konstellation ist veränderlicher. Während wir bei den Frauen ein rasches und regelmäßiges Abfallen der Zahlen (wie bei den Reaktionszeiten) finden, zeigen die Männer auch (wie bei den Reaktionszeiten) einen unregelmäßigen Abfall: in der 5. und 6. Serie bleiben die Zahlen gleich. Wir erinnern uns, daß im vorigen Abschnitt die 5. Serie bereits durch die Verlängerung der Reaktionszeit herausgehoben war. Außer diesem Parallelismus zeigt sich noch eine Ähnlichkeit mit dem Verlauf der Reaktionszeiten, nämlich: die weibliche Reihe fällt von einer ähnlichen Höhe wie die der männlichen Versuchspersonen rasch ab und erreicht weit tiefere Werte als die männliche, welche mit dem Abstieg offensichtlich zögert. Diesem Verhalten entspricht auch das Verhalten der Reaktionszeiten, wie wir gesehen haben. Wir deuteten oben an, daß wir den Reaktionswechsel für ein vorwiegend affektives Phänomen halten. In diesem Parallelgehen mit den Reaktionszeiten, deren affektive Bedeutung längst bekannt ist (vgl. IV. Beitrag der Diagnostischen Assoziationsstudien, I. Band), liegt eine gewisse Bestätigung unserer Annahme. Wir vermuteten oben, daß die Frauen ihren anfänglichen Widerstand rasch aufgeben (Abnahme von Reaktionszeit und Reaktionswechsel), die Männer dagegen erst später den Widerstand durchblicken lassen. Das Phänomen des bei Männern erhöhten Reaktionswechsels (dessen affektive Natur unten zur Genüge erwiesen werden wird), verrät aber, daß unter der Decke einer raschen und glatten Anpassung an die Experimentsbedingungen eine affektive Unterströmung sich vorfindet, die sich zunächst in erhöhtem Reaktionswechsel, später in Verlängerung der Reaktionszeit geltend macht. Der Reaktionswechsel entspringt ja eigentlich dem Bedürfnis, statt der vorangegangenen Reaktion eine andere zu bringen, was wohl nur daraus verstanden werden kann, daß nämlich die vorausgehende Reaktion „nicht genügend" war, d. h. ein „sentiment d'incomplétude" mit sich führte (vgl. Jung: Über die Psychologie der Dementia praecox)[1]).

Einen ganz wesentlichen Beitrag zur Kenntnis der affektiven Vorgänge im Assoziationsexperiment liefern die Komplexmerkmale. Der folgende Abschnitt gibt uns darüber eine allgemeine Orientierung.

[1]) Für die psychoanalytische Erfahrung findet sich das „sentiment d'incomplétude" immer bei Verschiebungen der Libidobesetzung auf ein nicht zugehöriges Objekt, in diesem Fall vermutlich Verschiebung der homosexuellen Libido auf den Intelligenzkomplex (Jung).

3. Die Häufigkeit der Komplexmerkmale in den Wiederholungsserien.

Wir haben die Komplexmerkmale serienweise zusammengestellt und ihre durchschnittliche Häufigkeit berechnet. Es ergaben sich folgende Zahlen (Tafel I, Fig. 2):

	Männer		Frauen	
1. Serie	18·8		46·5	
2. „	20·8	Mittel:	34·3	Mittel:
3. „	16·8	18·5	28·0	35·0
4. „	17·7		31·3	
5. „	9·0		30·5	
6. „	7·0	Mittel:	29·5	Mittel:
7. „	7·5	8·5	39·0	31·7
8. „	10·5		27·9	
Mittel . .	13·5		33·4	

Wenn wir diese beiden Reihen durchgehen, so fallen uns zunächst die relativ starken Schwankungen und Unregelmäßigkeiten auf. Am meisten frappiert die große Durchschnittsdifferenz zwischen den Zahlen der Männer und denen der Frauen: 13·5 : 33·4. Betrachten wir die Serie der Männer für sich, so finden wir in der ersten Hälfte durchschnittlich 18·5 Komplexmerkmale pro Serie, in der zweiten nur noch 8·5, also eine bedeutende Abnahme. Die weibliche Reihe fällt nicht so stark ab, die erste Hälfte hat im Verhältnis zur zweiten 35·0 : 31·7 Komplexmerkmale. Von Zeit zu Zeit zeigen sich zum Teil beträchtliche Erhöhungen der Zahlen, was also vermehrten Komplexstörungen entspräche, bei den Männern in der 2., 4. und 8. Serie, bei den Frauen in der 1., 4. und 7. Serie. Diese Intervalle sehen sich etwas ähnlich. Vielleicht liegt darin etwas Typisches; die Beschränktheit des Erfahrungsmateriales erlaubt hier aber keine weiteren Schlüsse.

Seltsam ist es, daß bei kurzen Reaktionszeiten (weibliche Versuchspersonen) sich so viele Komplexmerkmale finden, und daß bei den männlichen Versuchspersonen sich das Verhältnis geradezu umkehrt. Hier handelt es sich offenbar um eine bis anhin noch ganz ungenügend bekannte Auswahl der Formen der Komplexinterferenz oder des

Widerstandes, was psychoanalytisch eigentlich identisch ist. Bei den männlichen Versuchspersonen handelt es sich offenbar um einen allgemeinen Widerstand, der sich gegenüber der anfänglichen Bereitwilligkeit nur langsam durchsetzt, dafür aber durch die ganze Versuchszeit erhalten bleibt, während die Einzelkomplexe zu einer relativ geringen Demonstration gereizt werden. Bei Frauen dagegen macht der anfängliche starke Widerstand allgemeiner Bereitwilligkeit Platz, wodurch aber dann die Einzelkomplexe sehr stark gereizt werden. Daraus erklärt sich die sehr geringe Abnahme der Komplexmerkmale bei den weiblichen Versuchspersonen. Die starke Abnahme der Komplexmerkmale bei den männlichen Versuchspersonen erklärt sich durch die Zunahme des allgemeinen Widerstandes, der die Wirksamkeit der Reizworte stark beeinträchtigt. Daß in beiden Reihen aber auch wie in den vorhergehenden allgemein doch Abnahme stattfindet, erklärt sich aus der langsam zunehmenden Erschöpfung des Interesses für das Reizwort.

4. Die Reaktionszeit der veränderten Reaktionen.

Obschon die Ergebnisse von Abschnitt 2 zeigen, daß durchschnittlich eine große Anzahl von Reaktionswechseln mit relativ kurzen Reaktionszeiten und umgekehrt vorkommt, so steht doch im einzelnen Fall zu erwarten, daß eine veränderte Assoziation zu ihrer Reproduktion einer längeren Zeit bedarf als eine unveränderte Reaktion. Wreschner (l. c.) hat auf diese Frage bereits positive Antwort gegeben. Unsere Resultate bestätigen daher nur Früheres.

Wir haben zuerst die Zeiten der Reaktionen notiert, die keine Änderungen aufwiesen, nachträglich die Zeiten derjenigen mit Änderung. Aus den so erhaltenen Einzelzahlen nahmen wir das wahrscheinliche Mittel (die Zeiten sind alle in $^1/_5$ Sekunden angegeben):

Männliche Versuchspersonen:

	Serie						
	2	3	4	5	6	7	8
Ohne Reaktionsänderung . . .	8·5	8·1	8·5	9·4	8·0	7·5	7·2
Mit Reaktionsänderung . . .	10·4	10·1	11·2	10·2	9·2	8·7	8·4
Allg. wahrscheinliches Mittel .	9·6	8·5	9·2	9·9	8·5	8·0	7·4

Weibliche Versuchspersonen:

	Serie						
	2	3	4	5	6	7	8
Ohne Reaktionsänderung . . .	10·2	8·2	8·0	8·0	7·5	7·2	7·0
Mit Reaktionsänderung . . .	13·2	11·0	9·6	10·0	10·0	9·4	9·7
Allg. wahrscheinliches Mittel .	11·7	8·9	8·5	8·0	7·5	7·7	7·2

Wir sehen, daß, wenn wir bei Männern und Frauen die entsprechenden Reihen vergleichen — sie nehmen beide einen ziemlich parallelen Verlauf —, überall die durchschnittliche Reaktionszeit bei Reaktionsänderung bedeutend über diejenige bei nicht veränderten Reaktionen ansteigt. Ziehen wir das allgemeine wahrscheinliche Mittel zum Vergleiche heran, so sehen wir, wie die vorstehenden Zahlen beweisen, daß dann, wenn keine Veränderung vorhanden ist, die Durchschnittszeit das allgemeine wahrscheinliche Mittel nicht erreicht und daß dieses allgemeine Mittel bedeutend überschritten wird, wenn Änderung stattfindet.

5. Die Komplexmerkmale in ihrer Beziehung zum Reaktionswechsel.

Wir vermuten, daß in den nebeneinander gestellten Versuchsserien einer Versuchsperson die Komplexmerkmale nicht gleichmäßig verteilt sind, sondern daß sie entsprechend den komplexanregenden Reizworten gruppiert sind. Wenn also in der 1. Serie eine Reaktion ein oder mehrere Komplexmerkmale aufweist, so ist zu erwarten, daß solche wahrscheinlich beim selben Reizwort auch in den späteren Serien auftreten werden. Wir teilen deshalb die 1. Serie ein in Reaktionen

a) mit zu langen Zeiten allein;

b) mit den übrigen Komplexmerkmalen;

c) mit zu langen Zeiten und den übrigen Komplexmerkmalen zugleich;

d) ohne jedes Komplexmerkmal.

Wenn unsere Voraussetzung richtig ist, daß Komplexmerkmale sich an gewissen Stellen gruppieren (vgl. Jung: IX. Beitrag der Diagnostischen Assoziationsstudien, II. Band) und daß mit diesem affektiven Phänomen der Reaktionswechsel im Zusammenhang steht, so können wir erwarten, daß auf *d* pro Wort am wenigsten Reaktionsänderungen entfallen. Wir haben deshalb berechnet, wievielmal durchschnittlich sich die Reaktion im Verlaufe der Wiederholungen ändert

bei den Reaktionen der oben angegebenen Gruppen *a* bis *d*. Zunächst geschah die Berechnung für den 1. Versuch (Serie 1). Auf Grund der folgenden Tabelle sehen wir unsere Erwartung erfüllt:

1. Serie:

Reaktionswechsel	Männer	Frauen
a	3·3	2·4
b	4·5	1·7
c	3·5	2·4
d	2·6	1·6

Die Tabelle zeigt, daß bei männlichen Versuchspersonen diejenigen Reaktionen von Serie 1, die keinerlei Komplexmerkmale aufweisen (*d*), in den folgenden Serien durchschnittlich nur 2·6 mal sich verändern, während z. B. die Reaktionen mit Komplexmerkmalen unter Ausschluß der zu langen Reaktionszeit (*b*) durchschnittlich 4·5 mal sich verändern. Die beiden anderen Gruppen liefern entsprechende Zahlen. Das beweist, daß es komplexe Assoziationen sind, die in späteren Wiederholungen zu ausgesprochenem Reaktionswechsel neigen, während indifferente Reaktionen stereotyper sind. Das „Bedürfnis zu veränderter Ausdrucksweise" (das oben erwähnte „sentiment d'incomplétude") folgt also den komplexen Assoziationen, die entsprechend der Libidotheorie affektive Überströmungen bei sich führen müssen. Es fällt aber sofort auf, daß die Gruppe *b*, die bei Männern eine so hohe Tendenz des Wechsels aufweist, bei Frauen einen relativ geringen Wert ergibt. Dieses Verhalten klärt sich ohneweiters auf durch den Hinweis auf die oben konstatierten Eigentümlichkeiten der Reaktionszeiten. Die Reaktionen mit zu langen Zeiten *a* haben bei den Frauen eine bedeutend höhere Tendenz zum Wechseln als die der Gruppe *b*, denn bei Männern haben, wie wir oben sahen, die Reaktionszeiten ein Störungselement in sich, das in der Kompensation des allgemeinen Widerstandes wurzelt: ihre (der Zeit) Größenverhältnisse haben daher komplexdiagnostisch nur bedingten Wert. Bei den Männern findet eine einseitige glatte Anpassung an ein rasches Reagieren statt, was, wie man weiß, ein Zustandekommen sonstiger Komplexmerkmale nicht hindert. Diese Einstellung verhindert aber in einem gewissen Grade das Auftreten von zu langen Reaktionszeiten, daher die Männer anfangs be-

deutend rascher reagierten als die Frauen. Bei Frauen, wo umgekehrt gerade die Gruppe *b* (mit sonstigen Komplexmerkmalen ohne Reaktionszeit) einen geringen Wechsel ergibt, ist der Widerstand nicht unterdrückt, sondern kommt gleich zu Anfang der Versuche klar heraus, weshalb sich die Zögerungen offenbar auch an den kritischen Stellen befinden, welche die Männer durch ihre einseitige Einstellung zu verdecken bestrebt sind.

Es ist zu erwarten, daß, wenn man die ganz gleiche Berechnung auch für die 2. Serie anwendet, die eben erwähnten Störungen wegfallen, so daß sich ein einfaches und der Erwartung entsprechenderes Bild ergibt:

2. Serie.

Reaktionswechsel	Männer	Frauen
a	3·4	2·8
b	3·0	1·9
c	3·7	3·1
d	2·8	1·3

Diese Tabelle zeigt uns nun ein natürlicheres Bild, das auch den theoretischen Erwartungen weit besser entspricht. Das kommt daher, weil in der 2. Serie die Emotionen des ersten Versuches bereits verklungen sind. Auch diese Tabelle bestätigt, daß der Wechsel die komplexe Assoziation bevorzugt, so daß die Komplexmerkmale schon in der ersten Serie die Stelle angeben, wo in den späteren Serien die Reaktion besonders häufig wechseln wird.

6. Der Reaktionswechsel in seiner Beziehung zu den Komplexmerkmalen.

Die Frage, die wir uns hier stellen, ist eine Umkehrung der im vorigen Abschnitt beantworteten. Wir versuchten dort darauf Antwort zu geben, was das spätere Schicksal einer Komplexreaktion sei. Wir fanden dabei, daß Reaktionen mit Komplexmerkmalen durchschnittlich mehr Änderungen erfahren als solche ohne Komplexmerkmale. Um diese Untersuchung zu vervollständigen, gehen wir jetzt von den Reaktionsänderungen aus, und zwar mit folgender Fragestellung: Wieviel Komplexmerkmale weist die Assoziation der 1. und 2. Versuchsserie auf, wenn bei ihren Wiederholungen nie, 1 mal oder 2 mal usw. ein Wechsel der Reaktion auftritt?

Wir suchen zuerst diejenigen Reizworte heraus, bei denen wir in sämtlichen 8 Serien keine Änderung der Reaktion finden und notieren uns dann, wieviel Komplexmerkmale (inklusive zu lange Zeiten) pro Wort auf die 1. und 2. Serie entfallen. — Es würde zu weit führen, wollten wir so durch alle Serien durch gehen, da ja nur diese zwei praktischen Wert haben. — Nachher stellen wir diejenigen Reizworte zusammen, bei denen in den 8 Serien einmal Konstellationsänderung erfolgt, und notieren für dieses Reizwort die Komplexmerkmale, die die zugehörige Reaktion in der 1. und 2. Serie aufweist. Dasselbe geschieht für die Reizworte, welche 2-, 3-, 4- usw. mal die Reaktion wechseln; zuletzt kommen diejenigen Reizworte, auf welche die Versuchsperson mit 7 Reaktionsänderungen reagierte. So erhalten wir folgende Tabelle:

Reaktionsänderungen	Komplexmerkmale			
	Männer		Frauen	
	1. Serie	2. Serie	1. Serie	2. Serie
0	0·2	0·2	0·8	0·4
1	0·5	0·4	1·1	0·8
2	0·7	0·5	1·0	0·9
3	0·6	0·6	1·3	1·1
4	0·7	0·6	1·0	1·2
5	0·9	0·7	1·1	1·0
6	0·8	0·7	2·1	1·6
7	0·8	1·0	1·6	1·7
Durchschnitt . .	0·65	0·59	1·25	1·09

Die Tabelle zeigt, daß die durch alle Wiederholungen unveränderten Reaktionen (0 Änderung) schon in der 1. und 2. Serie durch ein Minimum von Komplexmerkmalen ausgezeichnet sind, während umgekehrt oftmaliger Reaktionswechsel sich schon zu Anfang durch Komplexmerkmale ankündigt. Wir finden, wie oben schon bemerkt, daß die Frauen durchschnittlich mehr Komplexmerkmale als die Männer aufweisen. Wir sehen ferner, daß die 1. Serie mehr Komplexmerkmale liefert als die 2., daß dagegen die 2. Serie mit der durchschnittlich konstanten Zunahme der Zahlen für den späteren

Reaktionswechsel prognostisch wertvoller ist. Woher dieser Vorzug kommen dürfte, wurde oben erläutert. Zugleich bestätigt dieses Ergebnis die Richtigkeit unserer Ansicht von der größeren Natürlichkeit der 2. Serie.

7. Die Beziehung der anfänglichen Reaktionszeit zum späteren Reaktionswechsel.

Wie bekannt, ist eines der gewöhnlichsten Komplexmerkmale die verlängerte Reaktionszeit. Es dürfte daher von Interesse sein, zu untersuchen, ob und in welchem Grade die verlängerte Reaktionszeit an der prognostischen Bedeutung der anfänglichen Komplexmerkmale (der 1. und 2. Serie) teilnimmt. Wir haben zu diesem Zwecke folgende Berechnung angestellt: Wir notieren alle Reaktionszeiten in der 1. und 2. Serie, und zwar so, daß wir die Zahlen aller Assoziationen, deren Wechsel in der 2. Serie beginnt, gesondert zusammenrechnen und das arithmetische Mittel aus der Summe ziehen und so fort für alle „Beginne" (in der 2., 3., 4., 5. usf. Serie). Auf diese Weise erhalten wir folgende Tabellen (die Zeiten sind wie immer in $^1/_5$ Sekunden angegeben):

Männer:

Reaktionszeit	Der Wechsel beginnt in Serie							Der Wechsel fehlt überhaupt
	2	3	4	5	6	7	8	
1. Serie	11·5	9·2	11·3	12·1	12·0	—	—	7·1
2. „	10·5	8·7	8·9	9·1	8·6	—	—	8·6

Frauen:

Reaktionszeit	Der Wechsel beginnt in Serie							Der Wechsel fehlt überhaupt
	2	3	4	5	6	7	8	
1. Serie	19·9	22·3	19·4	—	26·0	—	—	13·7
2. „	13·5	14·6	11·4	—	26·0	—	—	9·5

Zunächst richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Kolonne „fehlt", welche alle diejenigen Reaktionen der 1. und 2. Serie enthält, die später stereotyp sind. Die in dieser Kolonne angegebenen Zeitwerte sind die Grundlage, von der die Betrachtung ausgeht. Wir sehen, daß mit einer Ausnahme alle anderen Zahlen höher sind, d. h. daß wenn irgend in einer späteren Serie ein Wechsel auftritt, die Reaktionszeit in der 1. und 2. Serie durchschnittlich über dem Mittel liegt. Man kann daher sagen, daß Veränderungen der Konstellation in der Hauptsache nur bei komplexen Assoziationen stattfinden, was den Komplex überhaupt als den Fokus des geistigen Lebens erscheinen läßt. Nur die drei ersten Kolonnen liefern sichere Zahlen, da die meisten Änderungen bald eintreten und nicht erst in den späteren Serien. Das zur Verfügung stehende Zahlenmaterial ist daher bis und mit der 4. Serie am größten. Die Zahlen der späteren Serien fallen teils aus, teils sind sie unzuverlässig. Die Durchschnittszahlen der 1. Serie liegen beträchtlich über dem Zeitmittel derjenigen Assoziationen, die keine nachherigen Änderungen durchmachen. Damit ist nachgewiesen, daß die Verlängerung der Reaktionszeit in der 1. Serie die Wahrscheinlichkeit anzeigt, daß in einer der folgenden Serien ein Wechsel eintreten werde. Die Reaktionszeiten der 2. Serie bei Männern sind in dieser Hinsicht, wie die obigen Zahlen zeigen, prognostisch kaum zu verwenden, was aus den früheren Erörterungen verständlich ist: Die Reaktionszeiten der männlichen Versuchspersonen sind kompromittiert durch den allgemeinen versteckten Widerstand, den die einseitige anscheinend glatte Einstellung kompensiert. Für die 1. Serie der Männer ist die Reaktionszeit zwar noch von prognostischer Bedeutsamkeit, aber noch lange nicht in dem Grade wie bei den Frauen, wie unsere Zahlen deutlich zeigen.

8. Die Reaktionszeit vor dem Reaktionswechsel.

Wie wir oben entsprechend den Befunden Wreschners sahen, ist eine veränderte Reaktion in der Regel mit einer gewissen Verlängerung der Reaktionszeit verknüpft, was an sich nicht erstaunlich ist, denn es handelt sich um die Reproduktion eines neuen Wortes, das (wie Wreschner sagt) die früheren Reaktionen gewissermaßen zuerst zu verdrängen hat. Es ist uns nun bei der Durchsicht der Versuchsergebnisse aufgefallen, daß gelegentlich die Reaktionszeit schon erhöht ist, noch bevor der Wechsel der Reaktion eingetreten ist, der

dann erst in der nachfolgenden Serie wirklich stattfindet. Wir haben, um diesen Eindruck zu verifizieren, eine systematische Berechnung angestellt, indem wir einerseits alle Reaktionszeiten zusammenstellten, die vor einem Reaktionswechsel kommen, anderseits alle, die vor einer unveränderten Reaktion kommen. Diese Reaktionszeiten wurden jeweils mit dem wahrscheinlichen Mittel der betreffenden Serie verglichen und sodann die Differenzen zu folgender Tabelle zusammengestellt:

a) Wenn sich die nachfolgende Reaktion ändert in Serie:

	3	4	5	6	7	8
Männer	+ 1·2	+ 2·5	+ 1·5	+ 1·2	+ 1·7	+ 1·0
Frauen	+ 4·5	+ 2·7	+ 1·8	+ 2·1	+ 2·6	+ 1·7

b) Wenn sich die nachfolgende Reaktion nicht ändert in Serie:

	3	4	5	6	7	8
Männer	— 1·2	— 0·5	— 1·5	—	+ 1·0	— 0·5
Frauen	+ 0·6	+ 0·7	+ 0·8	—	+ 1·0	+ 1·2

Aus dem Vergleiche der beiden Tabellen ergibt sich die bemerkenswerte Tatsache, daß die Reaktionszeit vor einem Wechsel sich im Durchschnitt durchweg erhöht hat, während sie sich umgekehrt bei gleichbleibender Reaktion sehr oft unter dem allgemeinen wahrscheinlichen Mittel der betreffenden Serie bewegt.

Zur Kritik dieser Zahlen muß folgendes hinzugefügt werden: Die Zahlen sind alle etwas zu hoch, weil die Differenzen als arithmetisches Mittel berechnet sind, während sie ursprünglich aus dem Vergleiche mit dem wahrscheinlichen Mittel gewonnen wurden. Das

beeinträchtigt die allgemeine Konstatierung nicht, sondern erklärt bloß die kleinen Plusdifferenzen in der Tabelle *b* bei den Frauen. Bei den weiblichen Versuchspersonen ist auch die Differenz zwischen wahrscheinlichem und arithmetischem Mittel besonders groß, wie immer bei Versuchspersonen mit besonders langen Komplexzeiten.

Das Ergebnis dieser Untersuchung bestätigt also noch einmal im Detail die prognostische Bedeutung der verlängerten Reaktionszeit, die auch jeweils in der Serie vorher den kommenden Reaktionswechsel sozusagen „in der Regel" anzeigt.

9. Die Lokalisation des Reaktionswechsels in den fortschreitenden Wiederholungsserien.

Wir haben bereits gesehen, wie Assoziationen, die schon anfangs durch Komplexmerkmale ausgezeichnet sind, eine deutliche Tendenz haben, später ihre Konstellation relativ häufig zu ändern. Wir kommen hier zu einer etwas modifizierten Fragestellung: Wenn in der 2., 3., 4. usf. Serie ein Wechsel auftritt, gehört er dann zu einer Assoziation, deren Konstellation sich oft oder selten ändert? Man könnte geneigt sein anzunehmen, daß schließlich so ziemlich alle Assoziationen im Laufe der 7 Versuchswochen sich ändern, so daß alle relativ gleichmäßig vom Wechsel betroffen würden. Diese Annahme ist aber unrichtig, indem die Wechsel der späteren Wiederholungen nicht auf beliebige Assoziationen fallen, sondern vorzugsweise auf solche, die sowieso eine starke Tendenz zur Veränderung besitzen, wie folgende Tabelle zeigt:

Zahl der Reaktionswechsel in allen Serien,
wenn der Wechsel auftritt in Serie:

	2	3	4	5	6	7	8
Männer	3·5	3·9	4·1	4·2	4·2	4·5	4·2
Frauen	2·8	2·3	3·9	4·0	4·2	4·4	3·7

Die Tabelle zeigt folgendes: Wenn in der 2. Serie eine Veränderung auftritt, so findet sie sich bei einer Assoziation, die bei Männern 3·5 Wechsel in allen Wiederholungsserien überhaupt durchmacht, bei

Frauen 2·8. Die übrigen Zahlen geben dasselbe an für die 3., 4. usf. Serie. Die Zahlen nehmen zu mit fortschreitender Wiederholung, d. h. ein Wechsel, der in der 6. oder 7. Serie vorkommt, gehört zu einer Assoziation, die durchschnittlich mehr Wechsel durchmacht als andere Assoziationen. Die Wechsel lokalisieren sich daher nicht zufällig, sondern im allgemeinen meistens an solchen Stellen, wo gewöhnlich Wechsel stattfinden, d. h. bei den Komplexreaktionen. In der 8. Serie nehmen die Zahlen wieder etwas ab, d. h. die in der 8. Serie auftretenden Veränderungen gehören etwas weniger oft dem anfangs ausgezeichneten Komplexreaktionen an. Dieser Umstand dürfte vielleicht davon abhängen, daß bei späteren Wiederholungen allmählich eine allgemeine Veränderung der Gesamtkonstellation sich geltend macht, wie das ja kein Wunder wäre nach 8wöchentlicher Versuchszeit. Es ist im Gegenteil bemerkenswert, wie fest die Komplexwerte der Reizworte sind. Durchschnittlich entfallen auf jede Assoziation überhaupt:

bei Männern 3·0 Änderungen,
bei Frauen 2·1 Änderungen.

10. Das Verhalten der Störungsketten in der Wiederholung.

Man macht beim Assoziationsexperiment häufig die Beobachtung, daß eine Komplexreaktion einen durch mehrere Assoziationen perseverierenden Einfluß hinterläßt. Das nämliche sieht man besonders häufig im Reproduktionsversuch[1]), wo sogenannte „inselförmige" Störungen der Reproduktion vorkommen. Diese inselförmigen Reproduktionsstörungen nun nennt man auch „Störungsketten" und versteht darunter die Tatsache, daß sehr häufig die Reaktionsänderungen nicht vereinzelt, sondern in perseverierenden Reihen oder „Ketten" auftreten. Bei unseren Versuchsreihen finden wir, daß sehr oft Wechsel nacheinander auftreten in perseverierenden Ketten, die gelegentlich bis 10 Glieder zählen[2]). Im einfachen Assoziationsexperiment sind solche Ketten in der Regel unverkennbar Komplexsymptome. Längere als viergliedrige Ketten sind allerdings selten und wenn sie vorkommen, so dürften sie dadurch bedingt sein, daß zufällig 2 Komplexperseverationen unmittelbar aneinander anschließen. Die Ketten werden im Wiederholungsexperiment natürlich leicht kürzer, da längere Zeit zwischen dem ersten und zweiten Experiment vergeht, wobei

[1]) Vgl. Jung: IX. Beitrag der Diagnostischen Assoziationsstudien, II. Bd.

[2]) So lange Ketten dürften allerdings bloß durch das zufällige Konglomerieren mehrerer komplexer Assoziationen zustande kommen.

mehr vergessen wird als bei kurzem Intervall. Für das gewöhnliche Assoziationsexperiment ist der Ursprung der Perseverationen vom Komplex aus durch die Analyse höchst wahrscheinlich gemacht. Wir verwenden daher auch hier die Komplexhypothese als Grundlage unserer Fragestellung. Damit geben wir von vornherein die Annahme auf, daß die Störungsketten überhaupt rein zufälliger Natur seien. Wir fragen uns zunächst, wieviel Reaktionsänderungen überhaupt auf eine Assoziation fallen. Die Zahlen hierfür finden sich in der ersten Kolonne der untenstehenden Tabelle.

Um das Verständnis für das Prozedere der etwas komplizierten Berechnungsmethode zu erleichtern, setze ich ein schematisches Versuchsprotokoll hierher:

1. Versuchsprotokoll:

	Exposition	1	2	3	4	5	6	7	8
1.	Reizwort	Reaktion	+[1])	—[1])	+	+	—	+	+
2.	,,	,,	+	+	—	—	+	+	+
3.	,	,,	—	+	+	+	+	+	+
4.	,,	,,	—	—	+	—	+	—	—
5.	,,	,,	+	—	—	—	+	—	+
6.	,,	,,	+	+	—	+	—	+	—
7.	,,	,,	—	—	—	—	+	—	+
8.	,,	,,	—	—	—	+	—	—	—
9.	,,	,,	—	+	—	—	+	—	+
10.	,,	,,	+	+	+	+	—	+	+
11.	,,	,,	—	+	+	+	+	—	+
12.	,,	,,	+	—	+	—	—	+	+

[1]) + bedeutet reproduziert, — verändert reproduziert, was sich immer auf die unmittelbar vorausgehende Reaktion bezieht, nicht auf die Anfangsreaktion.

2. Schema der Störungsketten:

	Exposition	2	3	4	5 usw.
1.		0 Wechsel	1 Wechsel	0 Wechsel	0 Wechsel
2.		0 „	0 „	1 „	1 „
3.		2 gliedr. Wechsel	0 „	0 „	0 „
4.		2 „	2 gliedr. Wechsel	0 „	2 gliedr. Wechsel
5.		0 Wechsel	2 „	5 gliedr. Wechsel	2 „
6.		0 „	0 „	5 „	0 Wechsel
7.		3 gliedr. Wechsel	2 gliedr. Wechsel	5 „	1 „
8.		3 „	2 „	5 „	0 „
9.		3 „	0 Wechsel	5 „	1 „
10.		0 Wechsel	0 „	0 Wechsel	0 „
11.		1 „	0 „	0 „	0 „
12.		0 „	1 „	0 „	1 „

Die Klammern in den Kolonnen der 2., 3. usw. Exposition zeigen die Störungsketten an, d. h. die in der einzelnen Wiederholungsserie aufeinander folgenden Reaktionswechsel. Das nebenstehende Schema zeigt die Wertung des Protokolls. 0 Wechsel heißt: unverändert reproduziert. 1 Wechsel heißt: die betreffende Reaktion ist verändert, befindet sich aber nicht in einer vertikalen Kette von veränderten Reaktionen, sondern ist isoliert. 2gliedriger Wechsel heißt: es sind 2 (durch Klammern angezeigte) veränderte Reaktionen. Die Fragestellung ist nun folgende: Wieviel Reaktions- (Konstellations-) Wechsel finden sich bei der z. B. in der 2. Serie veränderten Assoziation in sämtlichen Wiederholungen? Z. B. für Assoziation 11, die in 2. Exposition einen Wechsel aufweist, finden sich total (in sämtlichen Wiederholungen) 2 Wechsel. Für Assoziation 10 (unverändert in 2. Exposition) 1 Wechsel total. Für Assoziationen 4 und 5 finden sich total 9 Wechsel, d. h. pro Assoziation 4·5 Wechsel. Für Assoziationen 7, 8 und 9 (2. Exposition)

finden sich total 15 Wechsel, d. h. pro Assoziation 5·0 Wechsel. Die Fragestellung lautet demnach: Wieviel Reaktionswechsel finden sich von der 2., 3. usw. Exposition aus berechnet für unveränderte Reproduktionen (0 Wechsel), veränderte Reproduktionen (1 Wechsel), für 2 gliedrige Veränderungen (2 gliedrige Wechsel), 3 gliedrige usw.? So gelangen wir zu folgender Tabelle:

Von der 2. Serie aus betrachtet:

Wechsel	pro Assoziation	0 Wechsel	1 Wechsel	2	3	4	5	6
				gliedriger Konstellationswechsel				
Männer	3·0	2·2	3·9	3·4	3·8	—	3·3	3·2
Frauen	2·1	1·7	2·7	2·7	3·2	—	—	4·0

Die Betrachtung ist hier, wie bemerkt, von der 2. Serie aus durchgeführt. Es entfallen auf jede Assoziation bei Männern 3·0 Wechsel in den folgenden 6 Wiederholungen. Geht man von der 3. Serie aus, so entfallen natürlich weniger Wechsel auf jede Assoziation, da von dort aus nur noch 5 Wiederholungsserien vorhanden sind. In der 3. und 4. Kolonne (1 Wechsel und 2gliedrige Konstellationswechsel) nehmen die Zahlen zu, d. h. jeder Wechsel, der in Kettenform auftritt, fällt auf eine Assoziation, die durchschnittlich eine größere Veränderungstendenz besitzt, als solche Assoziationen, die in der betreffenden Serie unverändert reproduziert sind. Da wir bereits wissen, daß Assoziationen mit vermehrter Veränderungstendenz als Komplexreaktionen zu betrachten sind, so können wir hier sagen, daß Störungsketten überwiegend von Komplexen sich herleiten und daher auch ihre vermehrte Veränderungstendenz beziehen.

Die folgenden Tabellen geben dieselbe Betrachtung, aber von der 3. und 4. Serie aus, wieder.

Von der 3. Serie aus betrachtet:

Wechsel	pro Assoziation	0	1	2	3	4	5	6
		Wechsel		gliedrige Konstellationswechsel				
Männer	2·4	1·6	3·3	3·4	3·7	2·4	3·1	3·1
Frauen	1·6	0·9	2·6	2·8	2·5	1·2	3·0	3·5

Von der 4. Serie aus betrachtet:

Wechsel	pro Assoziation	0	1	2	3	4	5	6
		Wechsel		gliedrige Konstellationswechsel				
Männer	1·9	1·3	2·9	2·9	2·5	2·9	2·8	3·0
Frauen	1·2	0·6	2·4	2·8	2·5	3·1	2·8	—

Diese Tabellen, die im Prinzip dasselbe Resultat wie oben ergeben, zeigen auch, daß der Reaktionswechsel bei den männlichen Versuchspersonen im Bereiche der Störungsketten um durchschnittlich 0·2 niedriger ist als der totale Reaktionswechsel der vereinzelt auftretenden veränderten Reproduktionen, daß also mithin eine relativ geringe Tendenz zu ausgiebigen Perseverationen vorhanden ist, was mit der geringen Anzahl von Komplexmerkmalen bei den Männern trefflich übereinstimmt. Bei den Frauen hingegen sind die Reaktionswechsel im Bereich der Störungsketten durchschnittlich um 0·3 höher als bei vereinzelt auftretenden veränderten Reproduktionen, was auf eine deutliche Tendenz zu Perseverationen (Kettenbildung) schließen läßt, was wiederum mit der oben konstatierten großen Anzahl von Komplexmerkmalen gut zusammenstimmt.

Zusammenfassend ist zu bemerken, daß Störungsketten keine zufälligen, sondern meist fest lokalisierte Erscheinungen sind, wie das auch im Versuchsprotokoll (vgl. oben) für die Assoziationen 4 bis 5 und 7 bis 9 ad oculos demonstriert ist.

11. Der Reaktionswechsel in den letzten Wiederholungsversuchen.

Daß die Reaktionswechsel nicht einfach wahllos auftreten, sondern bestimmten Gesetzen gehorchen, können wir auch dadurch nachweisen, daß wir die Wiederholungsversuche von den letzten Serien aus betrachten. Wie wir schon oben nachwiesen, sinkt die absolute Zahl der Wechsel in einer gewissen ziemlich gleichmäßig abfallenden Abstufung, so daß in der letzten Serie ungefähr nur noch die Hälfte der Wechsel der 2. Serie vorhanden ist. Wir versuchen nun die gesetzmäßige Verteilung der Wechsel in den letzten Wiederholungen nachzuweisen. Finden wir z. B. in der 8. Serie eine Änderung, so notieren wir zugleich, wie viele Änderungen in sämtlichen Serien auf das betreffende Reizwort in der gleichen Horizontalreihe folgen. Genau

dasselbe tun wir, wenn in der 8. Serie keine Änderung auftritt und berechnen dann die Durchschnitte. Ähnliche Berechnungen stellen wir auch von der 6. und 7. Serie aus an. In der unten stehenden Tabelle sind die erörterten Zahlen einander gegenübergestellt. Die Rubrik „verändert" gibt an, wieviel Wechsel die Assoziation durchgemacht hat, auf welche noch ein Wechsel in der 8. Serie gefallen ist. Die Rubrik „nicht verändert" gibt an, wieviel Wechsel die Assoziation im ganzen durchgemacht hat, auf die in der 8. Serie kein Wechsel mehr gefallen ist. Dasselbe besagen die anderen Zahlen für die 7. und 6. Serie.

	8. Serie		7. Serie		6. Serie	
	verändert	nicht verändert	verändert	nicht verändert	verändert	nicht verändert
Männer . . .	4·4	2·5	4·3	2·4	4·2	2·4
Frauen . . .	3·8	1·7	4·6	1·6	4·3	1·6

Bei den Männern finden wir zwischen den Zahlen unter „verändert" und „nicht verändert" eine Differenz von 1·9 Wechsel in der 8. Serie, 1·9 in der 7. Serie wieder und 1·8 Konstellationsänderungen in der 6. Serie pro Reizwort, bei den Frauen in der 8. Serie 2·1, in der 7. 2·8, in der 6. 2·7. Die Differenz ist überall sehr deutlich, und zwar bei den Frauen noch bedeutend größer als bei den Männern. Es zeigt sich also, daß in den letzten Serien die Wechsel in der Hauptsache nur da auftreten, wo auf ein Reizwort, in sämtlichen Serien überhaupt, viele Wechsel entfallen. Damit ist erwiesen, daß auch der Konstellationswechsel der letzten Serien sich mit großer Regelmäßigkeit auf Assoziationen von höherer Veränderungstendenz beschränkt.

II. Teil.

Kranke Versuchspersonen. (Dementia praecox.)

Vorbemerkungen.

Wie wir schon in der Einleitung sagten, handelt es sich auch hier durchweg um ungebildete Versuchspersonen. Wir bemühten uns, nur reine Fälle zum Experiment zu benutzen.

Die Versuchsserien haben wir in genau derselben Weise wie bei den Normalen aufgenommen. Es mag gleich hier beigefügt werden, daß die einzelnen Experimente sich sehr oft nicht so glatt abwickelten, wie bei den Normalen. Bei den letzteren konnte es ja auch vorkommen, daß sie sich zum Experiment nicht richtig disponiert fühlten, müde waren, leichte Kopfschmerzen vorgaben, nie aber mußte deshalb das Experiment verschoben werden. Bei den Kranken war die psychische Einstellung zum Experiment bedeutend unsicherer; einzelne weigerten sich mehrere Male direkt zum Versuch zu kommen, so daß dieser verschoben werden mußte; andere zeigten je länger je mehr einen offenbaren Widerwillen gegen den Versuch, reagierten aber ungefähr in demselben Typus wie bei den ersten Versuchen. Eine Versuchsperson wiederum entwickelte im Laufe der Versuchsserien neue Wahnideen. Sie hatte von Anfang an ziemlich hohe Reaktionszeiten, überhaupt viel Komplexmerkmale und weigerte sich während des 8. Versuches, von einem bestimmten Wort an, überhaupt zu reagieren; sie war auch später nicht mehr für die Experimente zu haben. Es ist also klar, daß bei diesem pathologischen Material mannigfaltige neue Bedingungen mitspielen; vielleicht daß diese Faktoren auch schon bei Normalen vorhanden sind, aber in weniger auffälliger Art. Trotz der unleugbar größeren Schwierigkeiten, welche Kranke dem Experiment entgegensetzen, muß man danach trachten, Fragestellungen, welche sich unter normalen Bedingungen bewährt und klare Resultate ergeben haben, auch unter pathologischen Bedingungen festzuhalten.

1. Die Reaktionszeiten.

Die durchschnittliche Reaktionszeit aller Reihen beträgt:

a) bei den Männern (6 Versuchspersonen): 24·9;

b) bei den Frauen (5 Versuchspersonen): 34·1;

bei den Normalen fanden wir:

a) bei den Männern: 8·9;

b) bei den Frauen: 9·6.

Die Kranken brauchten also für ihre Reaktion durchschnittlich das dreifache. Diese enorme Länge der Reaktionszeit deutet auf eine mangelhafte, affektive Bereitschaft der Versuchspersonen. Wie oben erläutert, nennt man dies vom psychoanalytischen Standpunkt aus „Widerstand". Die psychiatrische Terminologie hat dafür den Ausdruck „Negativismus" geschaffen, der allerdings zunächst für nur diejenigen Fälle in Anwendung kommt, wo der Widerstand auch für die gewöhnliche oberflächliche Betrachtung auffällig ist. Insofern ist der Negativismus nur ein Spezialfall des bei Dementia praecox (Schizophrenie, Bleuler) ganz allgemeinen Widerstandes.

Das wahrscheinliche Mittel der einzelnen Serien verhält sich folgendermaßen (Tafel I, Fig. 1):

Serie	1	2	3	4	5	6	7	8
Männer	31·9	22·6	29·1	27·2	22·4	24·1	23·3	19·7
Frauen	25·0	33·6	43·2	35·0	28·8	38·0	31·8	27·0

Schon bei den normalen männlichen Versuchspersonen fiel uns auf, daß der Abfall der Reaktionszeiten nicht regelmäßig war und wir fragten uns dort, woher wohl diese Unregelmäßigkeiten rühren möchten. Wir haben dafür einen anfangs versteckten, später manifesten Widerstand verantwortlich gemacht. Bei den Kranken[1]) finden wir nun die Schwankungen noch viel kräftiger, besonders bei den weiblichen. Wir bemerken bei dem ohnehin schon hohen Durchschnitt der weiblichen Reihe je einen steilen Anstieg in der 3. und 6. Serie mit nachherigem ebenso jähem Abfall. Dabei ist besonders auffallend, daß die Versuchszeit der ersten Serie die niedrigste der ganzen Reihe von Versuchen überhaupt ist. Auch in der männlichen Reihe finden wir Höhepunkte in der 1., 3. und 6. Serie; allerdings ist hier die Spannweite zwischen höchsten und tiefsten Zahlen nicht so groß wie bei den Frauen. Bei

[1]) Bei den Männern weisen die Individualzahlen für den anfänglichen Abfall der Zeit keine Ausnahme auf. Der Anstieg von 1 zu 2 bei den Frauen ist bedingt durch die eine Hälfte der Individualzahlen. Der von 2 zu 3 hingegen durch $^3/_4$ der Individualzahlen.

beiden Reihen fällt einem erst in zweiter Linie der allmähliche Abfall von Anfang gegen Ende auf.

Betrachten wir zunächst die männliche Reihe etwas näher! Wir finden gleich zu Anfang einen jähen Abfall, der viel mehr an die weibliche normale Kurve erinnert als an die männliche normale, wo wir im Gegenteil eine geringe Anfangshöhe und geringe Abnahme nachher hatten. Wir nehmen deshalb einen starken Widerstand anfangs an, der sich aber nachher nicht erledigt, wie bei den normalen Frauen, sondern bald einem erneuten Widerstand in der 3. Serie Platz macht. Bei normalen Männern trat der Widerstand eigentlich erst in der 5. Serie deutlich zutage, hier schon gleich zu Anfang. Merkwürdigerweise zeigen nun die kranken Frauen genau das entgegengesetzte Bild: Sie fangen mit der kürzesten Reaktionszeit der ganzen Versuchsreihe an und steigen in der folgenden Serie sofort zur allerlängsten Reaktionszeit der ganzen Versuchsreihe an, d. h. der anfänglich erhöhten Bereitschaft folgt alsbald der größte Widerstand. Wir haben also sowohl bei den männlichen wie bei den weiblichen Kranken gerade das umgekehrte Bild der Normalen. Auch die Verlaufstendenz im ganzen ist umgekehrt. Während die normalen Männer eine eher gleichbleibende oder wenigstens nur schwach nach unten verlaufende Kurve namentlich gegenüber den normalen Frauen zeigen, ist es bei den kranken Versuchspersonen gerade umgekehrt:

Durchschnitte der Reaktionszeiten der ersten 4 und der letzten 4 Versuchsserien:

	Erste 4 Serien	Letzte 4 Serien	Differenz
Bei normalen Männern	9·3	8·8	— 0·9
Bei abnormen Männern	27·7	22·3	— 5·4
Bei normalen Frauen	11·7	7·6	— 4·1
Bei abnormen Frauen	34·2	31·2	— 3·0

Wie die Tabelle zeigt, haben sich die Verhältnisse der Zeitabnahme bei den Kranken gegenüber den Normalen geradezu umgekehrt, so daß die kranken Männer sich dem normalen weiblichen Typus, die kranken Frauen aber sich dem normalen männlichen Typus annähern. Sollten, wie wir oben andeuteten, die psychosexuellen Widerstände hier manifesterweise eingreifen, was man hypothetisch gelten lassen könnte,

so müßte man erwarten, daß ein weiblicher Experimentator ein anderes Bild hervorbringen müßte: Das ist nun tatsächlich der Fall (vgl. unten). Fräulein Dr. Morawitz hat mit 6 weiblichen Kranken ähnliche Experimente gemacht, die folgendes Resultat ergaben:

Serie	1	2	3	4	5	6	7	8
	22·7	16·0	22·8	20·0	17·6	18·7	16·2	18·2

Obschon dieses Resultat mit den hypothetischen Erwartungen übereinstimmt, gebietet das beschränkte Material doch Vorsicht.

Wir können bei den Kranken zwei Typen aussondern, wenn wir die Individualzahlen betrachten, nämlich:

1. den Typus, der in der Art der Normalen reagiert mit allmählich immer weniger verkürztem Serienmittel.

4 Versuchspersonen: 2 männliche, 2 weibliche.

Serie		1	2	3	4	5	6	7	8
Versuchsperson	1	12	9	8	8	8	8	9	8
„	2	21	18	17	13	12	14	13	13
„	3	13	10	12	11	9	12	11	11
„	4	18	20	13	19	11	14	12	12

Das allgemeine Mittel dieser vier Versuchspersonen nähert sich dem der normalen Versuchspersonen: So ist das allgemeine Mittel

a) bei den Männern 11·6 (Normale 8·9),

b) bei den Frauen 13·0 (Normale 9·6).

2. den Typus der hohen und stark schwankenden Reaktionszeiten.

2 Versuchspersonen: 1 männliche, 1 weibliche:

Serie		1	2	3	4	5	6	7	8
Versuchsperson	1	52	37	44	46	34	40	38	42
„	2	29	71	108	42	26	46	20	20

Auffallend ist es, daß bei diesen Versuchspersonen von Anfang an und meist bis an den Schluß hohe Reaktionszeiten bestehen. Auf

der Individualtabelle folgen sich die übermäßig langen Reaktionszeiten je nach dem Individuum in scheinbar unregelmäßiger und unerklärlicher Reihenfolge.

Es steht zu vermuten, daß die Verlängerungen des Serienmittels das Symptom eines sehr labilen Gefühlszustandes sind. Bei der Art der Krankheit könnte man sich diesen Zustand am ehesten als Widerstand denken, der bald verstärkt, bald abgeschwächt, immer aber vorhanden ist, wobei, wie es scheint, die Männer sich den weiblichen, die Frauen dem männlichen Typus nähern. Wenn man die anfängliche „Befangenheit" aus der psychosexuellen Einstellung ableiten will, so könnte man nach diesem Ergebnis unter Vorbehalt schließen, daß die heterosexuelle Befangenheit der normalen Frauen bei den Kranken durch anscheinende relative Ungeniertheit ersetzt ist, aber sofort durch einen gewaltigen negativistischen Widerstand in der 2. Serie kompensiert wird. Dasselbe, aber umgekehrt, fände bei den Männern statt. Sollte dem so sein, so würde dieses Ergebnis sich der Jungschen Auffassung von der „Entblößung des Unbewußten" in der Dementia praecox gut anpassen (vgl. Jung: Psychologie der Dementia praecox, Kapitel V).

2. Der Reaktionswechsel.

	Männer Prozent	Frauen Prozent
2. Serie	74·2	69·4
3. „	69·8	68·2
4. „	62·3	61·8
5. „	63·2	50·8
6. „	65·0	46·0
7. „	60·0	37·4
8. „	61·0	50·4
Durchschnitt . .	65·1	54·8
Normale . . .	43·2	30·5

Man wäre vielleicht geneigt anzunehmen, daß die Kranken infolge ihrer notorischen Tendenz zur Verarmung an Gedanken und Ausdruck (Stereotypie) einen sehr geringen Reaktions- (Konstellations-) Wechsel aufwiesen. Wie die Tabelle zeigt, ist dem gar nicht so, denn die Zahlen

der Kranken sind sogar bedeutend höher als die der Normalen. Auch hier fällt wieder auf, daß die Frauen bei durchschnittlich längerer Reaktionszeit weniger Wechsel haben als die Männer. Die Zahlenreihe der Männer zeigt im allgemeinen sinkende Tendenz. Wir können auch wieder ein rasches Ansteigen bei der 6. Serie beobachten, doch ist der Höhepunkt der 6. Serie wesentlich niedriger als der der 2. Die weibliche Reihe sinkt nach der 3. Serie stark ab, um dann in der 7. Serie das Minimum zu erreichen, von wo aus sie wieder ebenso steil aufsteigt. Die weibliche Reihe der Normalen bietet ein ganz anderes Bild. Die Zahlen sinken zuerst stark und verkleinern sich, je weiter nach unten man sie verfolgt, um so weniger. Wenn wir aber wieder die Individualzahlen berücksichtigen, so finden wir bei zwei normalen weiblichen Versuchspersonen denselben Charakter, wie wir ihn bei den weiblichen Kranken schilderten: starken Abfall bis in die 7. Serie, nachher noch ganz geringen Anstieg.

In den letzten Serien tritt wieder eine ganz deutliche „Verschlechterung" in der Reaktion ein. Von vornherein sollte man ja annehmen, daß die Wechsel sich mit Regelmäßigkeit auf einen bestimmten Minimalsatz verringern würden. Das ist aber nicht der Fall. Wir können uns diesen Anstieg von der 7. auf die 8. Serie nicht ohne weiteres erklären.

Die männlichen Versuchspersonen weisen, wie schon gesagt, in der 6. Serie eine Anschwellung der Wechsel auf. Diese Erscheinung stimmt wieder mit der bei den Normalen gefundenen Tatsache überein, daß auch die Reaktionszeit gerade auf diese Serie hin wieder zunimmt.

Im allgemeinen läßt sich folgendes sagen: Die Anzahl der Wechsel nimmt gegen das Ende der Wiederholungen ab. Wie die Normalen haben die kranken Männer bei kürzerer Reaktionszeit mehr Wechsel, die Frauen umgekehrt weniger Wechsel bei längerer Reaktionszeit. Der Abfall der Zahlenreihe erfolgt nicht so kontinuierlich wie bei Normalen, sondern weist erneute Anstiege auf. Die Reihe zeigt, wie die Reaktionszeiten, ein unruhigeres Verhalten, zugleich höhere Werte als die Normalen. Die Einstellung auf das Experiment ist also bedeutend unsicherer und ungenauer, was man nur durch die Störung der Aufmerksamkeit erklären kann, die ihrerseits wieder endopsychischen Störungsfaktoren zugeschrieben werden muß. Wie die obigen Untersuchungen bei Normalen zur Genüge dargetan haben, steht der Reaktionswechsel im innigen Zusammenhang mit der komplexen Assoziation. Wir werden daher zur Annahme gedrängt, daß der vermehrte Wechsel auf eine verstärkte Einwirkung der Komplexe zurückgeführt

werden muß. Diese Annahme führt zur Jungschen Dementia praecox-Hypothese, welche bekanntlich ein Überwuchern des Komplexgehaltes über die Anpassungsfunktion der Persönlichkeit annimmt.

3. Die Häufigkeit der Komplexmerkmale in den Wiederholungsserien.

Komplexmerkmale	Männer Prozent	Frauen Prozent
1. Serie	86·2	109·6
2. „	67·8	99·0
3. „	62·5	90·0
4. „	55·2	75·0
5. „	58·5	76·2
6. „	62·2	77·8
7. „	58·3	74·8
8. „	64·8	72·0
Durchschnitt . .	64·4	84·3
Normale: . .	13·5	33·4

Es wird auch hier wie bei den Normalen deutlich, daß die Frauen im allgemeinen einen wesentlich höheren Prozentsatz an Komplexmerkmalen zeigen. Die Kranken weisen aber im allgemeinen einen ganz bedeutend höheren Prozentsatz auf als die Gesunden.

Bei beiden Reihen (Tafel I, Fig. 2) ist von der 1. Serie an eine entschiedene und rasche Verminderung zu beobachten; jedoch fällt eine leichte Anschwellung in der 6. Serie bei den Frauen auf und eine noch stärkere bei den Männern. Bemerkenswerterweise haben die normalen Frauen eine beträchtliche Zunahme der Komplexmerkmale in den letzten Serien, während umgekehrt die kranken Frauen eine ausgesprochene Abnahme zeigen. Die normalen Männer dagegen haben am Schluß eine nur ganz unwesentliche Zunahme, während die kranken eine gegenüber den kranken Frauen auffallende Vermehrung der Komplexmerkmale aufweisen. Auch das würde auf die Umkehrung des psychosexuellen Typus deuten, auf die wir schon oben hinwiesen.

Diese Zahlenverhältnisse haben einen im ganzen bloß relativen Wert, da es oft schwierig war, die Komplexmerkmale als solche zu erkennen und einzuschätzen. Dazu kommt noch ein Punkt: Bei den

Normalen haben wir nämlich bestimmte Komplexmerkmale, wie z. B. mehrere Wörter zugleich, als Reaktion, nicht als Komplexmerkmale gerechnet, wenn sie in der Serie in mehr als 30 bis 50% auftraten. Gerade dieses Beispiel kam bei den Normalen mehrmals in Betracht. Wir konnten beobachten, daß, wenn sich diese ungebildeten Versuchspersonen einmal in eine gewisse Manier von „Antworten" hineingearbeitet hatten, sie diese Manier für die ganze Serie und auch für die späteren beibehielten. Bei den Kranken ist die Situation nicht mehr die gleiche. Es gibt verschiedene Varietäten: Bei einem der Patienten z. B. hatten wir, besonders wenn wir noch die anderen Komplexmerkmale berücksichtigen, den Eindruck, daß wenn er in mehreren Worten oder ganzen Sätzen reagierte, er momentan dann sicher unter dem mehr oder weniger intensiven Einfluß einen gefühlsbetonten Komplexes stand. Es ist also doch ein merklicher Unterschied da, indem wir dies nicht als Manier auffassen können. Trotzdem wir aber da vollwertige Komplexmerkmale haben, verzichten wir auf sie, da die relativen Verhältnisse für uns wertvoller sind als die absoluten. — Ein anderer Kranker hat eine ausgesprochene Tendenz zu Beziehungsideen, wie es scheint hauptsächlich sexueller Natur. Er faßt die Reizworte fast in der Regel als versteckte Anspielungen auf und reagiert sehr häufig mit bejahenden oder verneinenden Worten wie „nicht", „auch", „kein" usf. Dies sind also meistenteils mittelbare Assoziationen; man sollte sie eigentlich als Komplexmerkmale auffassen. Möglicherweise können sie auch eine Art von allgemeinem Negativismus gegenüber dem Experimentierenden sein im Sinne: „Diese intimen Angelegenheiten gehen Sie nichts an!", oder die Kranken wollen nicht recht mit der Sprache heraus, etwa in der Art: „Ja, weiß schon, unangenehme Geschichten, — aber laß mich jetzt in Ruhe!"

Trotzdem diese erwähnten Symptome vollwertige Komplexmerkmale sind, haben wir sie bei unserer statistischen Berechnung nicht mitgezählt, weil wir so einen besseren Maßstab bekommen für die Schwankungen der Komplexmerkmale in den einzelnen Serien und uns diese Labilität wichtiger erscheint als eine allgemeine Durchschnittszahl der Komplexmerkmale. Es ist ja klar, daß die letztere sich bei derselben Versuchsperson mit demselben Experimentierenden je nach Stimmung und äußeren Umständen ganz bedeutend ändern kann.

Es können sich mit der Reaktion, besonders bei mehreren Kranken, noch andere Faktoren verbinden. Eine Patientin z. B. hing beinahe

jeder ihrer Reaktionen die Stereotypie: „lustig" an. Sie reagierte nicht in allen Serien gleichmäßig rasch. Wenn sie längere Sperrungen hatte, konnte man sehr oft ein leises halluzinatorisches Zwiegespräch beachten, das kritisierenden Inhalt hatte, z. B.: „Was sagt sie jetzt wieder?", um nachher laut und prompt zu reagieren.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß unsere obigen Zahlen also eher Minimalwerte sind. Man hätte bei Anwendung rigoroserer Kriterien leicht noch höhere Zahlen herausbekommen.

Dieses Resultat ist eine Bestätigung für die Annahmen am Schlusse von Abschnitt 2 des zweiten Teiles, wo wir erhöhte Frequenz der Wechsel in Beziehung setzten zu den stärker ansprechenden Komplexen. Die Massenhaftigkeit der Komplexmerkmale spricht deutlich für die Tatsache beständiger Komplexinterferenzen im Anpassungsakt, was wieder nur durch das Überwuchern des Komplexgehaltes erklärt werden kann.

4. Die Reaktionszeit der veränderten Reaktionen.

Bei den Normalen fanden wir folgende Durchschnitte:

	Männer	Frauen
Zeit bei nicht veränderter Reaktion	8·2	8·0
Zeit bei veränderter Reaktion	9·8	10·4
Allgemeiner Durchschnitt der Reaktionszeit	8·8	8·5

also eine deutliche Verlängerung gegenüber dem wahrscheinlichen Mittel, wenn sich die Reaktion geändert hat und umgekehrt.

Bei den Kranken ergibt sich mit folgender Tabelle

	Männer	Frauen
Zeit bei nicht veränderter Reaktion	17·5	25·9
Zeit bei veränderter Reaktion	26·9	31·9
Allgemeiner Durchschnitt der Reaktionszeit	23·2	26·2

das nämliche Resultat, allerdings mit erhöhten Werten. Auch hier fügen sich die Kranken im allgemeinen den bei Normalen gefundenen Regeln, soweit sie elementarer Natur sind.

5. Die Komplexmerkmale in ihrer Beziehung zum Reaktionswechsel.

Bei den Normalen fanden wir, daß am wenigsten Wechsel auf diejenigen Reizwörter entfielen, die in der ersten Serie eine Reaktion ohne Komplexmerkmal ergaben.

Bei den Kranken ergibt sich dasselbe, wie die folgenden Zahlen zeigen, die analog dem im I. Teil, Abschnitt 5, gegebenen hergestellt wurden; nur sind hier die Verhältniszahlen höhere:

Reaktionen:

a) mit zu langen Zeiten allein;

b) mit den übrigen Komplexmerkmalen;

c) mit zu langer Zeit und Komplexmerkmalen;

d) ohne jedes Komplexmerkmal.

Reaktionswechsel

in der	1. Serie		2. Serie	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
a	4·9	4·1	4·5	3·1
b	4·7	4·2	3·8	3·2
c	5·0	4·0	4·1	3·1
d	4·1	3·4	3·5	2·6

Die Tabelle, die zu der entsprechenden im I. Teil in Vergleich gesetzt werden muß, ergibt mit höheren Einzelwerten prinzipiell dasselbe Resultat, wie die Berechnung bei den Normalen, d. h. der Wechsel bei den Kranken folgt ebenfalls vorzugsweise der komplexen Assoziation, was wiederum ein elementares Phänomen ist, welches die Krankheit nicht verändert hat. Die einzige Verschiedenheit ist das Verhalten der kranken Männer in *a* und *b* der 1. Serie. Bei den entsprechenden Normalen fanden wir eine bedeutend höhere Zahl bei *b* als bei *a*, was zu der Bemerkung Anlaß gab, daß die einseitig glatte Einstellung der Männer die komplex-diagnostische Bedeutung der Reaktionszeiten entwertete, so daß die übrigen Komplexmerkmale in dieser Hinsicht höhere Bedeutung erhielten. Die „glatte" Einstellung fällt bei unseren Kranken weg, daher die Reaktionszeiten wieder in ihr Recht treten, und dementsprechend findet sich bei *a* ein höherer Wert als bei *b* (vgl. die entsprechenden Erörterungen im I. Teil, Abschnitt 5). Die durchschnittliche Maximaldifferenz zwischen sämtlichen Werten von *d* und dem höchsten Werte von *a*, *b* oder *c* bei Normalen beträgt 1·3,

bei den Kranken bloß 0·8; d. h. die bei den Kranken herausgebrachten Werte für *a*, *b*, *c* und *d* sind nicht so plastisch gesondert wie bei den Normalen. Das rührt einzig daher, daß 3 von den 11 kranken Versuchspersonen insofern fast unbrauchbare Resultate lieferten, als sie teils bei jeder Reaktion Komplexmerkmale hatten oder maximalen Konstellationswechsel, wodurch eine Differenzierung schlechterdings unmöglich wird.

Die bei den Normalen herausgebrachte elementare Regel, daß der Reaktionswechsel der komplexen Assoziation folgt, bestätigt sich auch bei den Kranken. Abgesehen von der Tatsache der enormen Vermehrung der Komplexmerkmale und der Wechsel ergibt diese Betrachtung entsprechend den früheren nur eine Verschiedenheit der affektiven Einstellung und keine Veränderung der psychologischen Elementarfunktionen, was theoretisch für die Auffassung der Dementia praecox von Belang ist.

6. Der Reaktionswechsel in seiner Beziehung zu den Komplexmerkmalen.

Bei unseren Normalen fanden wir 1., daß oftmaliger Reaktionswechsel sich schon in den beiden ersten Versuchen durch vermehrte Komplexmerkmale ankündigt; 2. daß die 1. Serie mehr Komplexmerkmale liefert als die 2. und 3., daß die 2. Serie durchschnittlich eine sicherere Prognose gibt als die erste.

Gehen wir nun zum Vergleich mit den Kranken über:

Normale:

Männlicher Durchschnitt	1. Serie	2. Serie	Weiblicher Durchschnitt	1. Serie	2. Serie
Wechsel	Komplexmerkmale		Wechsel	Komplexmerkmale	
0	0·2	0·2	0	0·8	0·4
1	0·5	0·4	1	1·1	0·8
2	0·7	0·5	2	1·0	0·9
3	0·6	0·6	3	1·3	1·1
4	0·7	0·6	4	1·0	1·2
5	0·9	0·7	5	1·1	1·0
6	0·8	0·7	6	2·1	1·6
7	0·8	1·0	7	1·6	1·7
Durchschnitt	0·6	0·5	Durchschnitt	1·2	1·0

Kranke:

Männlicher Durchschnitt	1. Serie	2. Serie	Weiblicher Durchschnitt	1. Serie	2. Serie	1. Serie Männer	2. Serie Männer	1. Serie Frauen	2. Serie Frauen
Wechsel	Komplexmerkmale		Wechsel	Komplexmerkmale		Komplexmerkmale Durchschnitt			
0	1·7	0·5	0	1·0	1·0				
1	1·0	0·2	1	1·3	1·0				
2	0·6	0·6	2	0·9	0·9	0·9	0·4	1·0	0·9
3	0·6	0·5	3	1·0	0·9				
4	0·9	0·6	4	1·0	0·9				
5	0·9	0·8	5	1·1	1·2				
6	1·3	0·8	6	1·1	1·1	1·0	0·7	1·1	1·1
7	0·9	0·9	7	1·3	1·3				
Durchschnitt	1·4	0·6	Durchschnitt	1·1	1·0				

Die Zahlen weisen nicht überall die erwarteten Werte auf. Sowohl in der männlichen wie in der weiblichen Tabelle finden wir den Satz, daß oftmaliger Wechsel sich in der Regel schon in den ersten Versuchsreihen durch Komplexmerkmale ankünde, bedingt bestätigt. Die zum Vergleich beigesetzte Tabelle der Normalen liefert sehr deutlich zunehmende Werte für die Komplexmerkmale entsprechend der Zunahme der Wechsel. Die Tabelle der Kranken zeigt unregelmäßigere Verhältnisse, obschon die Grundregel, wie die rechts beigefügten Durchschnitte beweisen, beibehalten ist. Diese Verschleierung der Grundregel ist auf die gewaltige Überlastung des Materials mit Komplexmerkmalen und Wechseln zurückzuführen. Diese Überlastung macht vielerorts die Differenzierung beinahe unmöglich. Immerhin läßt sich das Vorhandensein des elementaren Phänomens deutlich erkennen, es ist bloß durch das Überwuchern der affektiven Manifestationen etwas überdeckt.

Die weitere Untersuchung des Materials z. B. nach den Regeln der „Störungsketten" ist eben wegen der besagten Überlastung unmöglich, da die Möglichkeiten der Differenzierung fehlen.

III. Teil.

Wiederholungsversuche mit 6 Patientinnen[1]) (Schizophrenie).

Einleitung.

Die Versuche sind in derselben Art wie die vorstehenden angestellt worden, jedoch mit einem Reizwörterschema von nur 50 Worten. Die Kranken sind reine Fälle von Dementia praecox, alle in vorgeschrittenen Stadien.

Außer einer Bestätigung unserer Resultate bei der gleichen Fragestellung erhoffen wir aus der Bearbeitung dieser Versuche eine Antwort darauf, ob die Beziehungen des Geschlechtes des Experimentierenden zu den Versuchspersonen das Resultat in einer bestimmten Art ändern. Auf die Beziehung zu dem Verlaufe der Reaktionszeit bei meinen weiblichen Kranken wurde schon im II. Teil, Abschnitt 1, hingewiesen.

1. Die Reaktionszeiten.

Die durchschnittliche Reaktionszeit aller Reihen beträgt 18·7; meine Fälle ergaben 34·1, also eine bedeutend höhere Reaktionszeit. Bei normalen Frauen hatten wir die Zahl 9·6 ermittelt.

Einzelne Serien:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
22·7	16·0	22·8	20·0	17·6	18·7	16·2	18·2	19·4	17·7

Wir finden von der 1. zur 2. Serie (Tafel I) einen bedeutenden Abfall, in der 3. Serie den bekannten hohen Gipfel, dann wieder in den folgenden Serien eine Verkürzung mit einer deutlichen Verlängerung der Reaktionszeit in der 6. Serie. Berücksichtigen wir noch die 9. und 10. Serie, so sehen wir auf die 9. hin einen erneuten Aufstieg, der schon in der 8. Serie vorbereitet ist. Der Umstand, daß das Mittel der Reaktionszeit bedeutend kürzer ist als bei meinen Fällen, dürfte zum Teil auch von der Auswahl der Fälle abhängen, die entschieden weniger pathologisch sind als die meinigen. Es ist daher nicht möglich zu sagen, ob die kürzere Reaktionszeit in diesen Fällen geringeren Widerstand

[1]) Die Versuche wurden von Fräulein Dr. Morawitz angestellt.

bedeute. Der Verlauf, respektive der Abfall der Zahlenreihe entspricht nicht nur im Anfangsverhalten der entsprechenden Zahlenreihe der kranken Männer, sondern auch im weiteren Verlauf.

2. Der Reaktionswechsel.

Wir bekommen einen allgemeinen Durchschnitt von 47·5%, während wir bei meinen entsprechenden Versuchspersonen 54·8% Wechsel feststellten.

Auf die einzelnen Serien erhalten wir:

Serie	2	3	4	5	6	7	8
Prozent	61·0	60·4	61·6	56·4	52·6	42·6	45·6

Diese Zahlen sind, um ein übersichtlicheres Vergleichsmaterial zu haben, wie unsere Versuche es erfordern, auf 100 ergänzt, d. h. mit 2 multipliziert worden. (Es wurden bloß 50 Reaktionen jeweils aufgenommen.) Dieses Verfahren ist nicht ganz genau, da die 1. und 2. Hälfte eines Assoziationsversuches keine sich deckenden Resultate zu ergeben braucht (vgl. Jung und Riklin, I. Beitrag der Diagnostischen Assoziationsstudien, I. Band). Wir müssen deshalb diese Ergebnisse mehr schätzungsweise betrachten. Abgesehen von den kleinen Werten bietet der Verlauf der Zahlenreihe kein von meinen Feststellungen abweichendes Resultat. Die kleinen Werte dürften von der Auswahl des Krankenmaterials abhängen.

3. Die Häufigkeit der Komplexmerkmale in den Wiederholungsserien.

Wir berechnen durchschnittlich 67·4% Komplexmerkmale, und zwar macht das auf die einzelnen Serien:

Serie	1	2	3	4	5	6	7	8
Prozent	104·0	79·6	72·0	60·6	60·0	55·6	49·5	58·0

Der allgemeine Durchschnitt (Tafel I, Fig. 2) deckt sich im großen ganzen mit dem unserer Männer: 67·4 : 64·4. Die Zahl der Komplexmerkmale in der 1. Serie ist gewaltig. Darauf folgt ein ausgiebiger Abfall, der am Schlusse in einen ziemlich beträchtlichen Anstieg übergeht, unähnlich meinen kranken Frauen, ähnlich aber meinen kranken Männern und meinen normalen Frauen. Dieser Fall spricht wieder

für eine Umkehrung des psychosexuellen Typus gegenüber dem weiblichen Experimentator.

4. Die Komplexmerkmale in ihrer Beziehung zum Reaktionswechsel.

Reaktionen:

a) mit zu langen Zeiten;

b) mit den übrigen Komplexmerkmalen;

c) mit zu langer Zeit und Komplexmerkmalen;

d) ohne jedes Komplexmerkmal.

Wir erhalten folgende Zahlen:

	1. Serie	2. Serie
a	4·1	3·7
b	3·6	3·4
c	4·1	3·7
d	3·7	2·7

Die 2. Serie stimmt mit der theoretischen Erwartung überein. In der 1. Serie ist *b* zu nieder. Ein ganz ähnliches Resultat haben wir wieder bei den normalen Frauen, wo *b* in 1. Serie nur um 0·1 höher ist als *d*. In zweiter Linie besteht eine Ähnlichkeit mit *b* der kranken Männer. Wir haben hier also wiederum eine ähnliche Beziehung, wie wir sie zu Ende des vorigen Abschnittes konstatierten, nämlich eine Umkehrung des Typus gegenüber meinen kranken Frauen. Auch diese Beobachtung könnte wieder im Sinne einer Umkehrung der psychosexuellen Einstellung aufgefaßt werden. Eine solche Umkehrung, deren tatsächliches Vorhandensein allerdings erst an einem weit umfangreicheren Material experimentell festgestellt werden müßte, würde sich der psychoanalytischen Theorie wohl anpassen, indem die psychoanalytische Erfahrung für viele Fälle von Dementia praecox eine bemerkenswerte Hervordrängung der homosexuellen Komponente gegenüber einer entsprechenden Zurückdrängung der heterosexuellen Komponente festgestellt hat (Jung)[1]).

[1]) Es ist zu bemerken, daß Freud schon vor Jahren privatim diese Lehre aufgestellt hat. Vgl. dazu Freud: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschung. Bd. III, 1. Heft, 1911. Vgl. auch die Arbeit von Ferenczi in diesem Jahrbuch.

Zusammenfassung.

I. Teil: Normale.

1. Die Reaktionszeit. Bei den männlichen Versuchspersonen sind die Reaktionszeiten kürzer als bei den weiblichen. Der Verlauf der Zeitmittel in den Wiederholungsserien steigt langsam und mit Schwankungen ab bei Männern, bei Frauen rasch in umgekehrter Parabelform (siehe Tafel I).

2. Der Konstellationswechsel. Bei Männern findet sich ein geringerer Prozentsatz an Wechseln als bei Frauen. Der Verlauf des Prozentsatzes an Wechseln ist bei Männern zuerst langsam, dann rasch absteigend, bei Frauen rasch absteigend und gegen den Schluß wieder ansteigend.

3. Durchschnittlich weisen die Frauen mehr als doppelt soviel Komplexmerkmale auf als die Männer. Im Laufe der Versuche vermindern sich die Komplexmerkmale bei Frauen durchschnittlich nur um ein kleines — im Gegensatze zu den Männern. Obschon eine Tendenz zur Abnahme da ist, verhalten sich doch die einzelnen Serien viel unregelmäßiger als dies bei den Wechseln oder gar bei den Reaktionszeiten der Fall war.

4. Weist eine Reaktion der 1. oder auch der 2. Serie ein oder mehrere Komplexmerkmale auf, so folgen ihr in den übrigen Reihen mehr Wechsel, als wenn sie nicht durch Komplexmerkmale ausgezeichnet ist.

5. Bei nicht veränderter Reaktion erreicht die Durchschnittszeit das allgemeine wahrscheinliche Mittel nicht, umgekehrt wird aber dieses bedeutend überschritten durch eine veränderte Reaktion.

6. Oftmaliger Wechsel kündigt sich in der 1. und 2. Versuchsserie durch Vermehrung der Komplexmerkmale an. In der 2. Serie kommt der Satz zu sicherem Ausdruck: daß bei einer größeren Zahl von Komplexmerkmalen auch eine entsprechend größere Anzahl von Wechseln zu erwarten ist.

7. Ist die Reaktionszeit in der 1. Serie erhöht, so ist in einer der nächsten Serien ein Wechsel zu erwarten, und zwar um so früher, je mehr die Reaktionszeit das allgemeine wahrscheinliche Mittel übersteigt.

8. Die Reaktionszeit unmittelbar vor einem Wechsel steht durchschnittlich über dem allgemeinen wahrscheinlichen Mittel, bei gleichbleibender Reaktion meist darunter.

9. In den Wiederholungen treten Wechsel hauptsächlich nur da auf, wo auf ein Reizwort überhaupt mehr als die durchschnittliche Zahl von Wechseln folgen, also bei komplexen Reaktionen.

10. Die Wechsel fallen meistens in eine Assoziationsreihe, die von einem perseverierenden Komplex gestört ist.

II. Teil: Kranke.

1. Unsere Kranken reagieren durchschnittlich dreimal langsamer als unsere Normalen. Wir bemerken aber, daß bei den Kranken weit auseinandergehende individuelle Differenzen bestehen; die leichten hebephrenen oder paranoiden Fälle brauchen eine nicht wesentlich von den Normalen verschiedene Reaktionszeit; schwere Katatoniker aber ganz unverhältnismäßig lange. Damit soll nicht gesagt sein, daß der eigentliche Assoziationsvorgang verlangsamt ist, sondern bloß der angepaßte sprachliche Ausdruck.

Der Verlauf der Zeitmittel ist folgender: Die Männer setzen mit hoher Reaktionszeit ein, dann folgt ein Abfall, der sofort wieder in einen Aufstieg übergeht. Umgekehrt setzen die Frauen mit relativ kurzer Zeit ein, worauf ein steiler Aufstieg erfolgt, der nach einem ebenso steilen Abfall sich wiederholt. (Umgekehrtes Verhalten gegenüber Normalen.) Diese Schwankungen sind als Widerstandsphänomene in psychoanalytischem Sinne aufzufassen.

2. Der Reaktionswechsel. Es findet sich ein hoher Prozentsatz an Wechseln, bei Männern mehr als bei Frauen. Gegen Ende der Wiederholungen nimmt der Wechsel ab. Die Vermehrung der Wechsel bei Dementia praecox (Schizophrenie) steht in Zusammenhang mit dem Überwuchern der Komplexe.

3. Die Zahl der Komplexmerkmale nimmt bei Männern rasch ab, um später wieder nicht unbeträchtlich zuzunehmen (siehe Tafel II), ähnlich dem entsprechenden Resultat bei normalen Frauen. Die kranken Frauen zeigen einen fast kontinuierlichen Abstieg, vergleichbar den normalen Männern. (Umkehrung der psychosexuellen Einstellung?)

4. Es bestätigt sich auch bei den Kranken, daß wenn eine Reaktion der 1. oder 2. Serie ein oder mehrere Komplexmerkmale aufweist,

ihr durchschnittlich mehr Wechsel folgen, als wenn keine solchen vorhanden sind.

5. Obschon die Resultate keine regelmäßigen Werte liefern, ist auch bei den Kranken die Neigung vorhanden, oftmaligen Wechsel schon in der 1. und 2. Serie durch Vermehrung der Komplexmerkmale anzuzeigen.

6. Die bei den Normalen aufgefundenen elementaren Regeln für den Wechsel und die Konstanz der Konstellation sind bei den Kranken ebenfalls vorhanden, die einzigen Differenzen liegen in den Anzeichen der affektiven Einstellung, z. B. der Massenhaftigkeit der Komplexmerkmale.

III. Teil: Wiederholungsversuche mit weiblichem Experimentator und weiblichen Versuchspersonen.

1. Der Verlauf der Zeitmittel nähert sich mehr dem Typus der entsprechenden Kurve der kranken Männer als dem der Frauen. (Umkehrung der psychosexuellen Einstellung?)

2. Der Verlauf der Frequenz der Komplexmerkmale nähert sich dem entsprechenden Typus der kranken Männer an, sowie dem der normalen Frauen. (Umkehrung der psychosexuellen Einstellung?)

3. Auch hier erweisen sich 1. und 2. Serie als prognostisch wichtig für die Lokalisation der späteren Wechsel. Das Resultat nähert sich wiederum dem entsprechenden bei den normalen Frauen und bei den kranken Männern an. (Umkehrung der psychosexuellen Einstellung?)

Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik.

Von Dr. **J. Sadger**, Nervenarzt in Wien.

Unter den erogenen Zonen, deren Sinn und Bedeutsamkeit Freud uns gelehrt hat, ragen zwei ganz besonders hervor: die Haut, welche stellenweise in die Schleimhaut übergeht oder sich zu den Sinnesorganen differenziert, und zweitens die Muskulatur des Körpers, die willkürliche sowohl, als vielleicht noch mehr die glatte, dem bewußten Willen entzogene. Beide beherrschen vor allem die gesamte Kindheit, bis in der Pubertät das Primat einer einzigen erogenen Zone, der Genitalien, für ein paar Dezennien festgelegt wird, um in der fallenden Hälfte des Lebens der ursprünglichen Haut- und Muskelerotik wieder Platz zu machen. Übrigens wirken die letzteren auch bei der Betätigung der Genitalerotik teils direkt, teils zur Erzeugung der Vorlust wesentlich mit und ersetzen sie nicht allein physiologisch im Kindesalter, sondern vikariieren selbst in der Zeit der vollen Geschlechtsreife oft sehr weitgehend. So ist es bekannt, daß unter Prießnitz, wo Haut und Muskulatur fast den ganzen Tag den verschiedensten Einwirkungen ausgesetzt wurden, das genitale Bedürfnis auf ein Minimum sank, und eine ähnliche Ablenkung erzielt zur Stunde der so verbreitete Freiluftsport. Wo der letztere fehlt, z. B. bei wenig sportfreudigen Bureaumenschen, steigt die Sexualität oft übermäßig hoch.

Daß die Haut des Körpers sich an manchen Stellen zur Schleimhaut umwandelt, hat neben den allgemein bekannten noch einen wichtigen erotischen Sinn. Vor allem ist dies nur bei den Ein- und Ausgangspforten unseres Leibes der Fall, von welchen wir wissen, daß sie die Bedeutung von erogenen Zonen besitzen. Dies gilt ganz ebenso für Anus, Vaginal- und Urethralmündung, als für Mund und Nase, Orbita und den äußeren Gehörgang. Wir können es direkt als

Regel aufstellen: wo sich die Haut zur Schleimhaut differenziert, da liegt ganz sicher eine erogene Zone. Auch rein anatomisch scheint die Natur dies festgelegt zu haben. An all diesen Übergangsstellen, die Havelock Ellis geradezu „sekundäre sexuelle Zentren" zu nennen sich bemüßigt fand, sind nämlich die Tastkörperchen am reichlichsten und kompliziertesten mit anastomosierenden Nervenfasern untereinander verbunden, zumal an den Genitalien, wodurch sich die ganz besondere Empfindlichkeit jener Stellen erklärt. Sind es doch, wie Charles Féré hervorhebt, immer die empfindlichsten Teile des Körpers, die Liebkosungen zu empfangen oder zu geben suchen. Des weiteren bietet die Umwandlung in Schleimhaut den großen Vorteil, daß die bessere Durchfeuchtung eine stete sexuelle Bereitschaft setzt, wie später bei den eigentlichen Genitalien das Feuchtwerden der Scheide, die Füllung der Corpora cavernosa membri, in höheren Graden die Urorrhoea ex libidine. Je turgeszenter und sukkulenter die Haut aber ist, nach einem Bade z. B., desto größer das sexuelle Verlangen. Daher dann auch das viele Waschen lüsterner Völker oder Menschen, abgesehen von jener zwangsmäßigen Reinlichkeit, die der unterdrückten Masturbation aufs Kerbholz zu setzen ist.

Wenn Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik gewöhnlich auch zusammen auftreten, so gibt es doch nicht wenige Fälle von reiner und unkomplizierter Hauterotik. Man hat z. B. die Erfahrung gemacht, daß man geschlechtlich sehr Erregbaren, ferner Herzneurotikern, die, wie wir wissen, meist an unbefriedigter Libido oder steter frustraner Erhitzung leiden, kein kohlensaures Bad verabfolgen darf, weil dieser überaus mächtige Hautreiz wie ein starkes Aphrodisiakum wirkt. Wer Hysterische systematischen Wasserkuren aussetzt, wird eine merkwürdige Wahrnehmung machen. Die eine Patientin kann nicht genug kalte Applikationen bekommen, die andere hat nicht nur ihren Worten nach, sondern direkt unter den Augen des Arztes vom kalten Wasser viel eher Schaden, hingegen glänzenden Erfolg vom warmen. Woher dies seltsame Phänomen? Mich dünkt die Erklärung darin zu suchen, daß Wärme und Kälte die Hauterotik anregen können, und zwar individuell durchaus verschieden, was immer nur praktisch erprobt werden kann. Darum werden je nach der Erogenität die einen richtige Kaltwasserfanatiker, die das kalte Naß nicht nur dort anwenden, wo es nachweisbar hilft, sondern davon überhaupt nicht genug kriegen können, die anderen hinwieder beben davor wie vor der Pest zurück und schwärmen für warme oder heiße Prozeduren.

Ähnliches gilt dann ferner für die Luft-, Licht- und Sonnenbäder, bei welchen wohl auch die Exhibitionslust kräftig mitspricht. Das außerordentliche Wachstum der Naturheilvereine beweist, wie verbreitet die Hauterotik ist und wie dringend das Bedürfnis nach ihrer Befriedigung. Auch der kühle wie der warme Luftstrom wirken mitunter auf Haut und Schleimhaut mächtig erregend. Manch liebendes Weib fühlt sich durch den heißen Atem des Geliebten, der ihre seitliche Halspartie trifft, äußerst wohlig gekitzelt. Ein männlicher Hysteriker gab mir wiederum an, wenn er schwer atme oder die Luft hinaufblase, spüre er in Nasenspitze und Nasenlöchern eine kolossale Wollust. Viele kleine und halbwüchsige Mädchen empfinden eine enorme Lust, wenn sie mit bloßem Gesäß auf Steinen sitzen und ein kühler Luftstrom Nates und Genitalien bestreicht. Ähnlich auch manche erwachsene Frauen, wenn ein starker Wind ihnen beim Spazierengehen an die Geschlechtsteile schlägt. Vielleicht hängt auch die Fähigkeit geliebter Personen, Kindern Schmerzen wegblasen zu können, ein wenig mit dieser Hauterotik zusammen, wenn jenem Phänomen auch sicher noch tiefere Wurzeln eignen, die ich im späteren aufzeigen will. Eine besondere Hautlust kann endlich auch noch dazu führen, daß kleine Kinder sich mit Vorliebe bepissen oder bemachen oder den Körper auch direkt mit Urin salben oder mit Kot beschmieren, was eventuell in einer späteren Psychose wieder belebt wird. Natürlich spielen in all diesen Fällen Uro- und Koprophilie erheblich mit.

Wie Wärme, Licht und Kälte wirkt auch das einfache Streicheln mit der Hand sowie Elektrisieren auf manche Menschen sexuell erregend. So erzählte eine Kranke von ihrer Cousine: „Wenn ich zufällig ihre Hand oder Arm berührte, sagte sie gleich: ‚Mach' das noch einmal, das ist so angenehm!' Dann bat sie mich, ihre Hand und ihren Arm ganz leicht zu streicheln, sie war davon ganz entzückt und wollte immer wieder gestreichelt werden. Dann hatte sie es auch gern, wenn man ihr offenes Haar in die Hand nahm und schüttelte. Sie sagte, es sei für sie das größte Vergnügen, wenn man sie kämme. Als sie schon ganz erwachsen, über 20 Jahre alt war, berührte ich einmal zufällig ihren Arm. Sie reagierte sofort: ‚Ach, das ist angenehm, mach' das noch einmal!' Ich lachte und erinnerte sie, daß sie das als Kind auch schon immer haben wollte. Ihr Bruder aber meinte: ‚Emma, du bist ganz verrückt, du weißt doch, daß dich das so nervös macht!' und bat mich es ihr ja nicht zu tun." Ein ähnliches Phänomen, bei welchem dann freilich noch mehr die Muskelerotik vorwiegt, ist die allgemeine Körper-

massage, von der ein erfahrener Spezialarzt sagte: „Sie erzeugt das Gefühl der wohltätigen Ermattung, welches der sexuellen Befriedigung äußerst ähnlich ist". Bekannt ist auch, daß die alten Griechen und Römer sich nicht nur zu Heilzwecken, sondern auch zum Vergnügen massieren ließen. Endlich berichtet mir ein Patient mit auch sonst stark entwickelter Hauterotik: „Als ich 22 Jahre zählte, schaffte ich mir eine Elektrisiermaschine an, um mich durch den elektrischen Reiz sexuell erregen zu lassen, d. h. ich legte die Elektroden an die verschiedensten Körperstellen an und ließ den Strom z. B. in den Achselhöhlen und am Bauche wirken."

Die intimste Beziehung zum Sexuellen zeigt jene Modifikation des Hautsinnes, die wir als Kitzelgefühl ansprechen. Abgesehen davon, daß manche Sprachen, wie die der Feuerländer für kitzeln und koitieren dasselbe Wort haben[1]), beweist schon der Umstand, daß auch sehr kitzliche Mädchen, sobald sie regelmäßigen Geschlechtsverkehr aufnehmen, ihre Kitzlichkeit verlieren, daß endlich just in diesem Punkt ein gewaltiger Unterschied zwischen verheirateten und unverheirateten Frauen besteht, die zweifellos sexuelle Natur jenes eigentümlichen Gefühles. Es weist bekanntlich enorme individuelle Verschiedenheiten auf. Doch nicht bloß auf Island erkennt man die sexuelle Intaktheit junger Leute beiderlei Geschlechtes an ihrer Empfänglichkeit für das Kitzeln. Eine Wiener Patientin teilte mir einen Volksbrauch mit, den sie von ihrer Großmutter kennt. Mit gespreiztem Daumen und Zeigefinger greife man einem oberhalb der Kniescheibe rasch in die Tiefe, was neben der direkten Muskelreizung auch ein Kitzeln der so empfindlichen Kniehaut erzeugt. Wer da irgendwie ausschlage, der „könne das Heiraten nicht geraten". In der Ambulanz interner Abteilungen hat man häufig Gelegenheit wahrzunehmen, daß manche junge Mädchen bei der Berührung mit Hörrohr und Plessimeter sich biegen und winden, was immer auf eine hochgradige sexuelle Reizbarkeit bei Mangel regelmäßigen Geschlechtsverkehres hinweist. Hierher gehört auch der Bericht eines Arztes (zitiert bei Ellis: „Die Gattenwahl"), verheiratete Frauen hätten ihm ihre Beobachtung mitgeteilt, daß sie „seit der Hochzeit unter den Armen und an den Brüsten weniger kitzlich sind, obgleich sie vor der Verheiratung bei jedem Kitzeln oder

[1]) Die bisher beste Zusammenstellung unseres Wissens über das Kitzelgefühl gab H. Ellis in seinem Buche „Die Gattenwahl beim Menschen", dem ich eine Reihe von Beispielen dieses Abschnittes entnehme.

Berühren dieser Stellen, besonders durch einen Mann aufsprangen oder nervös wurden oder ‚komisch', wie sie sich ausdrückten". Sehr richtig bemerkt dieser Kollege: „Vielleicht ist Kitzlichkeit bei jungen Mädchen ein natürlicher Selbstschutz gegen sexuelle Annäherung und Vergewaltigung und das junge Mädchen kriecht, um instinktiv die Achselhöhlen, Brüste und andere Stellen zu decken, in sich zusammen. Die verheiratete Frau, die einen Mann liebt, versteckt diese Stellen nicht, da sie den Avancen, die er macht, entgegenkommt; sie bedarf der Kitzlichkeit als eines Schutzes gegen sexuelle Attaken nicht mehr." Ähnlich steht's mit der Schamhaftigkeit bei ledigen und verheirateten Frauen, indem die letzteren sie nicht mehr brauchen. „Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die allgemeine Kitzlichkeit der Haut als eine Art Schamhaftigkeit des Körpers." (Ellis.)

Von verschiedenen Seiten wurde behauptet, man könne sich nicht selber kitzeln. Ich halte dies nach Mitteilungen von Neurotikern mindestens nicht für allgemein richtig. Zuzugeben ist nur, daß ein Selbstkitzeln wie überhaupt jede erotische Selbstreizung eine weit geringere Lust gewährt, als das durch fremde Hand besorgte. Immerhin ist ein solches möglich, wie Fall I am Schlusse dieses Aufsatzes erweist. Das Kitzeln durch andere kann derart wohlig und lustvoll betont sein, daß z. B. Kinder davon nicht genug kriegen können, ja an manchen Stellen so mächtig erregt werden, daß sie oft unter endlosem Lachen heftig um sich schlagen und die Lust geradezu unerträglich wird[1]). Manchen bereitet das Kitzeln beim Rasieren, sei es durch eigene oder fremde Hand, einen wollüstigen Reiz, weshalb sie sich am liebsten täglich rasieren oder rasieren lassen möchten. Andere wieder kennen keine andere Masturbation als die Hautonanie. Sie kitzeln sich zu onanistischen Zwecken und können z. B. nicht anders einschlafen, als indem sie ihre Brustwarzen kitzeln. Sie reizen ihre Haut wie andere die Genitalzone. Dann gibt es verschieden empfindliche Personen, die, wenn sie lang genug gekitzelt werden, zum Schlusse Lachkrampf und Harnentleerung bekommen, welch letztere der Pollution analog ist. Und endlich dünkt es mich wohl zu begreifen, daß man Menschen auch zu Tode kitzeln kann, was vom Volk allgemein geglaubt wird und neuerdings von einem modernen Dichter in plastischer Schilderung ausgemalt wurde[2]).

[1]) Darum erscheint es mir unzutreffend, wenn Ellis meint, der Genuß des Kitzelns trage bei Kindern keinen sexuellen Charakter.

[2]) Johannes V. Jensen: „Das Rad", 4. Auflage, S. Fischer, 1908, S. 211 bis 214.

Die besondere Empfindlichkeit einzelner Hautstellen für das Kitzeln hat auch biologische Bedeutsamkeit. Nach Simpson führt die hohe exzito-motorische Reizbarkeit der Haut an Fußsohlen, Knien und Seiten, eine Reizbarkeit, die schon vor der Geburt besteht, dazu, daß Muskelbewegungen eintreten, welche nötig sind, um den Fötus in der für die Geburt günstigsten Lage in utero zu halten.

Anderseits beweist die enorme Kitzlichkeit mancher Partien, zumal am Halse, nicht bloß eine besondere Erogenität dieser Hautstellen, sondern auch der tiefer liegenden Schleimhäute. Einer meiner Kranken mit kolossaler Überempfindlichkeit am Halse, einer Hyperästhesie, die ihm beispielsweise unmöglich machte, sich das Nachthemd vom Vater dort zuknöpfen zu lassen, wies gleichzeitig tiefere Sexualität der gesamten Schleimhäute von der Nase bis zu den Bronchien auf, was zur Grundlage von schwerem Asthma wurde[1]). Nicht wenige Kranke mit jener äußeren Hyperästhesie bekommen als Kinder häufig die sogenannte falsche Bräune, als Erwachsene wiederum alle paar Wochen Halsbeschwerden, Anginen und Tonsillitiden oder auch, was die erogene Natur am besten erweist, Parästhesien bis zu Schmerzen in der Mandelgegend, denen gar kein objektiver Befund entspricht. So sah ich selber bei dem vorgenannten Asthmatiker eine Temperatursteigerung bis 39·9 ohne irgend ein Allgemeinsymptom von Fieber und ohne eine andere Klage des Kranken als Schmerzen in der rechten Halsseite, für welche aber nicht die geringste objektive Veränderung daselbst zu entdecken war. Nehmen wir als Ursache der Hyperthermie auch einen larvierten Asthmaanfall an, so beweist doch jene Schmerzhaftigkeit eine Tiefenerogenität des Halses. Hysterische mit solcher Halshyperästhesie fühlen beispielweise nach Genuß von Fisch oder manchen Mehlspeisen lange im Rachen eine Gräte oder ein Bröserl stecken[2]), wenn sie nicht gar wähnen, an Polypen oder Karzinom zu leiden. Manche verlieren ihre ewig rezidivierende Angina wieder, wenn sie singen lernen, weil damit eine gewisse Sexualbetätigung für die Kranken gesetzt ist. Noch andere endlich bekommen zeitweise

[1]) Genauer mitgeteilt in meiner Studie: „Ist das Asthma bronchiale eine Sexualneurose?" Zentralblatt für Psychoanalyse, 1. Jahrgang, Heft 5/6.

[2]) Hier findet eine psychische Überdeterminierung statt. Ich will gleich hervorheben, daß ich in diesem ganzen Artikel wesentlich von der angeborenen, konstitutionell verstärkten Erogenität handle, die natürlich jederzeit eine psychische Überdeterminierung erfahren kann und tatsächlich auch recht häufig erfährt. Doch gehe ich auf die letztere hier nicht ein, wenn es nicht ausdrücklich anders vermerkt ist.

auf ganz geringe Anlässe hin eine Heiserkeit bis fast zur Aphonie bei ganz minimaler oder gar keiner Veränderung des Kehlkopfbildes.

Beim Kitzeln von Kindern und ganz besonders von jungen Mädchen in der Geschlechtsreife ist uns schon oben als Reaktion ein endloses Lachen und ein sozusagen „komisches Gefühl" begegnet. Ich will dies Lachen, das, streng genommen, der Muskelerotik zuzurechnen ist, schon hier besprechen, weil es sich an dieser Stelle gut einfügt. Das Lachen im allgemeinen scheint mit der Sexualität nicht unmittelbar zusammenzuhängen. Wer über einen guten Witz sich ausschüttet oder über eine urdrollige Szene, kann von jeder Erotik im Augenblick frei sein, wenn auch der Umstand, daß die meisten Witze zynisch sind und soviele Menschen bei Anspielungen auf sexuelle Dinge lachen müssen, auf eine engere Verknüpfung hinweisen. Neben diesem gut motivierten Lachen, dem jedermann verfällt, gibt es ein anderes, das nur bestimmten Altersstufen eigen. Wir wissen, daß Kinder besonders leicht lachen, vor allem sind es aber junge Mädchen in der Pubertät, die ihres Kicherns kein Ende finden, auch dort wo Erwachsene ganz ruhig bleiben. Ihnen kommen alle Dinge „so komisch" vor. Eine Frau, deren hochentwickelte Hauterotik ich zum Schluß erzähle (Fall I), hieß beispielsweise in diesen Jahren „die ewig Lächelnde", ja, galt darum bei ihren Lehrern als ein halber Narr. Dies ewige Lächeln hinderte sie nicht, 10 Jahre später, da sie Witwe geworden, schweren Depressionen zu verfallen. Auch ihre Tochter erhielt in den Jahren der Pubertät von einer Kollegin den Übernamen „der lachende Krug". So stark war die Lachlust bei ihr entwickelt, daß sie ihre Mutter oft direkt in Wut und Verzweiflung setzte, wenn sie für deren Ermahnungen und Schelte nichts anderes hatte als stetes Lachen, obgleich ihr innerlich gar nicht wohl zumute war. Bei Mädchen dieser Altersstufe läuft die miterregte Sexualität nicht in den Genitalien ab — sofern nicht etwa durch frühe Verführung letztere vorzeitig in Tätigkeit kommen — sondern schlägt sich auf andere Komponenten des Geschlechtstriebes, die Muskel-, Haut- und Schleimhauterotik, nach außen sich kund tuend in Lachexplosionen oder dem Verlangen nach glühenden Küssen und heißer Umarmung. Lernen solche Mädchen später den regelrechten Sexualverkehr kennen, dann hört jenes ewige Lachen und Kichern von selber auf, ganz so wie die große Kitzlichkeit, während anderseits die Haut- und Schleimhauterotik zur Erzeugung von Vorlust dauernde Verwendung findet.

Noch ein zweites Symptom ist dem Kitzeln nahe verwandt:

das nervöse Hautjucken oder der Pruritus, von dem man bekanntlich einen allgemeinen und lokalen unterscheidet. Das umschriebene Jucken beschränkt sich, wie Ferdinand Winkler betont[1]), ausschließlich auf erogene Zonen und ist am häufigsten ein Pruritus vulvae oder ani, daneben auch scroti, perinaei oder orificii urethrae. Auch daß der Pruritus, allgemein wie örtlich, gern in der Menopause auftritt und in der Bettwärme exazerbiert, daß ferner das Kratzen im Juckanfall ausgesprochen wollüstigen Charakter besitzt mit Erweiterung der Pupillen — Jaquet redet direkt von einem Onanisme pruritique — spricht für die sexuelle Natur des Hautjuckens. Ebenso endlich für eine starke Hauterotik, daß bei manchen Personen, die an langwährenden juckenden Dermatosen litten, der Juckreiz fortbesteht, trotzdem die eigentliche Ursache bereits längst abgelaufen ist. Das Benehmen des Pruritus-kranken gleicht auf ein Haar dem Furor eroticus, wie die klassischen Schilderungen Neissers und Kaposis erhärten. So heißt es bei letzterem: „Der Impetus scabendi, der Drang zum Kratzen, ist unwiderstehlich. Die größte moralische Anstrengung vermag ihm nicht zu widerstehen. Je länger er unterdrückt wird, desto heftiger macht er sich mit elementarer Gewalt geltend, alle Rücksicht der Überlegung, des gesellschaftlichen Zwanges beiseite schiebend. Mitten in der Konversation oder bei offener Szene im Theater muß der Pruritus-kranke auffahren, alles in Stiche lassen, gleichgültig, zu welchen Glossen er Gelegenheit geben mag, um sich ein einsames Plätzchen aufzusuchen, wo er die ihn quälende Haut seinen rächenden Nägeln preisgeben kann". Und ähnlich bei Neisser: „Der ganze Gedanken- und Gefühlsgang, alles Sinnen und Trachten dreht sich um das Jucken und um die Angst vor dem Jucken; ohne Widerstand zu leisten, ohne Rücksicht auf Umgebung und Ort gebärden sich die Kranken wie bei einem akuten maniakalischen Anfalle. Sie zerkratzen sich mit den Nägeln, reiben sich an den Türkanten, scheuern sich mit Bürsten oder irgend welchen Kratzinstrumenten und kommen nicht eher zur Ruhe, als bis sie sich durch tiefe Kratz- und Rißwunden eine Erleichterung verschafft haben, wobei nicht selten derartige Anfälle auch mit anderen schweren Nervenkrisen einhergehen. Mögen die Folgen solchen Kratzens auch noch so schmerzhaft und entstellend sein, selbst junge Mädchen lassen sich oft nicht abhalten, ihr Gesicht, ihre Arme usw. zu zerkratzen. Man wird sicherlich diese oft als „Dermatothlasie"

[1]) „Über den Pruritus cutaneus universalis", Monatshefte für praktische Dermatologie, Band 52, 1911.

bezeichnete Kratzmanie gerade so als neuropathisch auffassen müssen, wie das Nägelkauen und das Selbstepilieren von Augenbrauen, das Haarabreißen vom Körper, das Fingerlutschen und ähnliche bei Hysterischen und Nervenkranken gefundene Erscheinungen". Darum bezeichnet auch Winkler mit vollem Rechte das nervöse Hautjucken als psychosexuelle Erkrankung und heischt, den Pruritiker genau so zu behandeln wie einen Hysteriker, d. h. mit der psychoanalytischen Methode[1]). Er selber hatte nach mündlicher Mitteilung in zwei einschlägigen Fällen damit guten Erfolg, desgleichen verfügen Paul Federn und ich über ähnliche Heilresultate in leichteren Fällen.

Außer dem Pruritus stehen noch andere Dermatosen zweifellos in sehr enger Beziehung zur Hauterotik, wenn diese bislang auch noch wenig durchforscht ist. Am sichersten wissen wir dies von der Akne, die meist in der Pubertät beginnt, um nach deren Vollendung allmählich zu verschwinden oder mindestens stark zurückzutreten. Sie wird durch Masturbation befördert, sodann bei Frauen durch die Menstruation. Endlich tritt sie nicht selten im Wechsel auf und bevorzugt nach Laycock jene Körperteile, die durch sexuelle Beschwerden heimgesucht wurden. Auch andere Hautausschläge, wie manche Formen von Urtikaria und Ekzem dürften mit der Hauterotik zusammenhängen und dadurch ausnehmende Hartnäckigkeit erlangen, wie beispielsweise die sogenannten „Vierziger" der Kinder. Ekzeme scheinen besonders gern dort zu entstehen und zu rezidivieren, wo eine konstitutionell erhöhte Erotik den Boden gepflügt hat.

Noch eine spezifisch erogene Hautzone, die Fingerspitzen, erfordert eine kurze Besprechung. Ein Patient mit traumatischer Neurose erklärte mir bestimmt, daß er nicht bloß ein Ludler gewesen, sondern schon in seiner frühesten Kindheit, wenn die Mutter ihm die Nägel beschnitt, etwas unsagbar Unangenehmes empfunden habe wegen des damit verbundenen prickelnden Gefühles, ein Empfinden, das ihn noch heute beim Selbstschneiden überkomme[2]). Leute, die ihre Nägel

[1]) Auch hier ist zu unterscheiden zwischen der angeborenen Hauterotik, die das somatische Entgegenkommen setzt und natürlich unabänderlich bleibt, und ihrer psychischen Überdeterminierung, der hysterischen Fixation, die durch das Freudsche Verfahren weicht.

[2]) Ähnliches erzählt Friedrich Hebbel aus seinen frühesten Kinderjahren. Eine Nachbarsfrau „machte sich ein Geschäft daraus, mir die Nägel zu beschneiden, so oft es not tat, und das war mir wegen des damit verbundenen prickelnden Gefühles in den Nervenenden äußerst verhaßt". („Aufzeichnungen aus meinem Leben.")

mit Wollust beißen, verfügen nicht nur über eine verstärkte Schleimhaut- und Muskelerotik des Mundes, sondern auch eine ähnliche Erogenität der Fingerspitzen. Bei letzteren wurde sogar eine eigene Neurose beschrieben, die Akroparästhesia Friedrich Schultze, die bezeichnenderweise am häufigsten Frauen im Klimakterium befällt, der Epoche des letzten erotischen Vorstoßes, und am stärksten nachts und morgens auftritt, den gewöhnlichen Zeiten sexueller Erregung.

Die Haut-, Schleimhaut- und Muskelsexualität vermag uns vielleicht auch eines der Hysterierätsel mindestens teilweise aufzulösen, die Entstehung nämlich der verschiedenen Stigmata, welche jeder psychoanalytischen Deutung durchaus widerstehen. Ich will vorausschicken, daß vollkommen zutrifft, was Alfred Adler in seiner Studie „Minderwertigkeit von Organen" betont, daß die Hyperästhesie das Primäre ist, die Unterempfindlichkeit oder gar Fühllosigkeit ein Sekundäres, und beide äußere Kennzeichen sind von minderwertigen oder, wie wir mit Freud betiteln, erogenen Partien. Die Pariser „Société de Neurologie" hat unter Führung Babinskis die These des Pithyatismus aufgestellt. Die sogenannten hysterischen Stigmata nämlich, wie gewisse Krampfzustände, Lähmungen und Kontrakturen, An- und Hyperästhesien etc. etc., seien wenigstens in der Mehrzahl der Fälle Produkte einer unbewußten Suggestion, und zwar meist der ärztlichen. Babinski betonte, unterstützt durch eine Reihe von Fachkollegen, daß, seit er die Untersuchung unter ganz bestimmten Kautelen durchführe, er keine Stigmata mehr entdecke, ja, erklärte sogar am Schlusse der Diskussion, es sei nicht bewiesen, daß Stigmata außerhalb der Suggestion überhaupt existierten. Ist solches nun fraglos zu weit gegangen, da es beispielsweise sichergestellte hysterische Hemianästhesien gibt ohne jedwedes ärztliche Dazutun, so kann ich trotzdem aus einer ganz erklecklichen Anzahl eigener Untersuchungen an frischen Fällen tatsächlich bestätigen, daß ich bei genügend vorsichtiger Prüfung keine Hyper- oder Anästhesien traf. Sobald ein Fall aber ärztlich mehrfach durchgeprüft worden, war immer eine Vorliebe für eine Körperhälfte zu finden im Sinne einer Hyperästhesie. Gedenken wir weiters der absoluten Regellosigkeit hysterischer Anästhesien, welche nie dem Verlaufe der Nervenstämme folgen, sondern regionär sind und häufig auch wechseln, berücksichtigen wir endlich die Erscheinung des Transfert oder der akuten halbseitigen Fühllosigkeit, z. B. auf Weisung des Professors, so wird die Ableitung von Auto- oder Fremdsuggestion immer naheliegender. Nun hat

Freud es als Erster ausgesprochen und Ferenczi[1]) weiter ausgeführt, daß das Wesen der Suggestion und des Hypnotismus Verliebtheit ist, Verliebtheit in den Arzt oder den jeweils Einwirkenden. Scheint sich die Aufmerksamkeit des Arztes nun nach der Meinung des Kranken der einen Körperhälfte mehr zuzuwenden, so genügt diese subjektive Ansicht, die betreffende Seite empfindlicher zu machen. Die Rolle des also dirigierenden Medikus vermag unter anderem auch ein Trauma zu übernehmen, welches nur die eine Körperhälfte trifft, wie dies bei traumatischer Neurose meist der Fall ist.

Aus meinen Untersuchungen über das letztere Leiden will ich hier einige Ergebnisse anführen. Wer viele solcher Kranken gesehen und geprüft hat, dem wird es auffallen, daß, wenn jene Neurose erst einige Zeit bestanden hat, ganz regelmäßig das geschlechtliche Fühlen erstorben scheint. Die Frauen erklären mit voller Überzeugung, beim Verkehre mit dem Manne jetzt gar nichts zu empfinden, auch wenn sie vordem sehr libidinös waren, und den Männern fehlt jeder sexuelle Impuls, als wäre ihr Geschlechtstrieb aufgehoben. Dies gilt aber nur für jene Fälle, bei welchen das Leiden schon länger gewährt hat. In frischen Neurosen ist das Bild ganz anders, ja mitunter geradezu entgegengesetzt. Da findet man nämlich eine akute, frei flottierende Libido, bereit und willig, sich auf alles zu stürzen, auf einen traumatischen Impuls sowohl, als auf Mann oder Weib. Der Schreck hat nämlich eine große Quantität Libido entbunden, aus ihrer Verankerung freigemacht, die obendrein, weil in statu nascendi, eine ganz besondere Affinität besitzt. Daß ein mächtiger Schreck, wie jeder starke Affekt überhaupt, auf das Sexuelle übergreift, ist ja längst bekannt. Geben viele doch übereinstimmend an, den ersten Orgasmus empfunden zu haben, als sie z. B. unter einem strengen Lehrer in die Schule zu spät kamen oder einer Prüfung nicht genügen konnten. Je gewaltiger der Schreck, desto mächtiger auch die entbundene Libido, wie z. B. nach einem Eisenbahnunglücke. Und wir wissen aus der Chemie, daß manche Körper in statu nascendi eine außerordentliche Bindekraft haben.

Aus dieser akut auftretenden Libido, die sich keineswegs auf Schreck oder die traumatische Neurose beschränkt, erklären sich manche rätselhafte Zeichen. Zunächst die hysterische Hyperästhesie in allen vom Arzte vermeintlich favorisierten Partien, sodann die Möglichkeit, die Libido von einer Seite auf die andere zu werfen auf

[1]) „Introjektion und Übertragung", Jahrbuch für psychonanalytische und psychopathische Forschungen, 1. Band, 2. Hälfte, S. 422 ff.

bloßes Kommando oder Suggestion. Vorauszusetzen ist da immer eine akute Übertragung auf die Person des Arztes, die dem Psychoanalytiker ja vollkommen geläufig ist. Noch interessanter sind die Phänomene der traumatischen Neurose. Die meisten Symptome entwickeln sich bei ihr gar nicht akut, sondern ganz allmählich im Verlaufe von Tagen, Wochen, ja Monaten. Das rührt nun daher, daß solche Kranke für ihre akute große Libido nicht nur keine Anknüpfung finden können, sondern obendrein ihre Rechtsansprüche dem Staat oder einer widerstrebenden Privatgesellschaft unter harten Kämpfen abringen müssen. Ihr Recht aber knüpft sich an ihre Symptome, die deshalb eine besonders libidinöse Besetzung erfahren. Statt daß man dem Liebesbedürfnis der Kranken entgegenkäme, werden sie durch wiederholte Untersuchungen feindlicher Ärzte der Gegenpartei, durch den aufgedrungenen Kampf stets auf sich selbst zurückgeschleudert. Die flottierende Libido wird autoerotisch, sich an der eigenen Krankheit fixierend. Darum werden die Patienten dieser Art so gern hypochondrisch. Ist doch das Wesen der Hypochondrie nichts anderes als Verliebtheit in das eigene Leiden. Wer an traumatischer Neurose erkrankt ist, verbeißt sich besonders leicht darin. Und versucht man z. B. unvernünftigerweise, Symptome gewaltsam zu beheben, Kontrakturen etwa durch Streckmaschinen, dann werden sie oft unlösbar fixiert[1]). Nur wo dem Patienten Liebe begegnet und er zu übertragen noch fähig ist, also ganz zu Beginn des schweren Leidens und bei jüngeren Individuen, ist eine völlige Heilung möglich. Am besten durch Psychoanalyse, wie ich in einem Falle feststellen konnte.

Er betraf einen 18jährigen Studenten, den ich 8 Tage nach einem Eisenbahnzusammenstoß in Behandlung bekam. Von seinen Symptomen seien hier nur diejenigen genannt, die zu unserem Thema der Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik in Beziehung stehen. Er zeigte bei wiederholter Untersuchung gewisse Störungen der Hautempfindlichkeit, die oft während der nämlichen Untersuchung wechselten. Konstant aber blieb eine erhebliche Steigerung der Sensibilität der rechten (Trauma-) Seite in Sinne aller drei Qualitäten. Öfters geriet bei der Prüfung der Reflexe der ganze Körper oder einzelne Muskeln in stärkere Zuckung. Die Muskelkraft erschien herabgesetzt, war aber durch

[1]) Auch viele subjektive Phänomene, die bei dieser Neurose so häufig sind, wie Schmerzen und Parästhesien in den verschiedensten Teilen, nächtliches Aufschrecken, schlechter Schlaf und Herzerscheinungen, entsprechen dem Bilde einer völlig unbefriedigten Libido.

Zureden leicht zu steigern. Die vorgestreckten Hände kamen leicht in einen schüttelnden Tremor.

Erkennt man aus dem bisher Gesagten bereits ganz deutlich, daß sowohl das Eisenbahnunglück selber, als die Untersuchung durch die Ärzte richtunggebend wirkten, so war am verblüffendsten seine Dermatographie. Vier Ärzte, darunter Professor Freud, haben diese mit aller Sicherheit gesehen. Der letztere beschrieb sie in seinem Gutachten folgendermaßen: „Streicht man mit dem Finger oder einem stumpfen Instrument an Brust und Rücken über die Haut, so bilden sich zuerst durch Gefäßkontraktion bleiche Stellen, die dann bald intensiv gerötet werden und durch Minuten stark hyperämisch bleiben. Es ist so möglich, auf der Haut mit dem Finger oder einem hölzernen Stile zu ‚schreiben'." Obwohl demnach der Dermatographismus in einwandfreier Weise von vier Ärzten gleichmäßig festgestellt worden, blieb er ein fünftes Mal, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugte, vollständig aus. Die Erklärung ist freilich unschwer zu geben. Der fünfte Arzt nämlich, von der Bahn gesandt, verriet durch sein ganzes Inquirieren und Gehaben, daß er den Patienten aufs Eis führen wollte, was dieser seiner späteren Angabe nach auch sofort durchschaute. Auf einen so gegnerischen Arzt zu übertragen, war ihm schlechtweg unmöglich, ja, er schloß geradezu die Libido vor ihm ab. Da blieb auch die Hauterotik ganz aus, die bisher bei keinem Arzte noch versagt hatte. Für den feindlichen Kollegen hatten seine Hautgefäße gar nichts übrig!

Ich konnte aber noch eine weitere merkwürdige Erfahrung machen. In der Psychoanalyse erwies sich gar bald, daß seine Libido sehr rege war. Trat er bis heute auch noch mit keinem Weibe in Geschlechtsverkehr, so war er doch von je recht liebebedürftig, was durch den Eisenbahnzusammenstoß nicht nur keine Einbuße erfahren hatte, sondern eher eine erhebliche Verstärkung. Schon zur Abreise aus der Heimat nach Wien entschloß er sich wesentlich, weil er sich hier eine Base wußte, die für ihn flammte. In Wien aber schrieb er nicht nur eine Fülle von Liebesliedern auf früher und jetzt angeschwärmte Mädchen, ferner auf die Mutter und seinen heißgeliebten Großvater, sondern ließ sich das Herz von dem Mühmchen wärmen nebst der obligaten Übertragung auf den Arzt.

Schon am dritten Tag erfuhr ich in der Psychoanalyse, daß er seinem Onkel gegenüber mich als „sehr lieb" bezeichnet hatte. Ich sollte von dieser prompten Übertragung bald Gebrauch machen können.

Beim Zusammenstoße war er ins rechte Knie geworfen worden, worauf er fortab das rechte Bein nachzuschleppen begann, ob man auch äußerlich nur eine rasch heilende Hautabschürfung sah. Hier den Hebel ansetzend, fragte ich ihn am vierten Tage: „Warum ziehen Sie eigentlich das Bein so nach? Geschehen ist Ihnen im Grunde doch nichts. Denn eine solche Hautabschürfung haben Sie als Junge sicherlich hundertmal überstanden ohne jede Folge. Ich glaube, mit ein bißchen gutem Willen könnten Sie leicht ganz gerade gehen!" Schon am nächsten Tag ging er tatsächlich besser und in 2 bis 3 Tagen war jenes Symptom für immer behoben. Und die Erklärung dieser raschen Heilung? Der Kranke hatte auf mich übertragen, darum wurde mein Wort auch autoritär und er gab die Fixierung seiner Libido an die Muskelerotik des rechten Beines aus Liebe zu mir auf, von der Autoerotik auf mich übertragend.

Ganz ähnlich vermag die ganze Atmosphäre berühmter Ärzte, wie sie zumal an Kliniken herrscht, jene Übertragungsmöglichkeit, die natürlich zuletzt auf den Vater zurückgeht, augenblicklich zu schaffen. Nach seinem Belieben kann solch ein Professor Fühllosigkeit diktieren und versetzen, Kontrakturen erzeugen und wiederum lösen, ja, gar nicht selten, wie bei den verschiedenen Hyperästhesien, geschieht dies ganz ohne jede Absicht, selbst durch die jüngsten Ärzte der Klinik, wenn diese dem Kranken nur sympathisch sind.

Noch einen wichtigen und bisher unbesprochenen Punkt will ich berühren, der für ein volles Verstehen notwendig ist. Daß die Hysterischen so suggestibel sind, begreift sich aus ihrem enorm gesteigerten Liebesverlangen, das allzeit lebendig, anheftungsbereit ist. Warum aber wirft sich die bewußte und unbewußte Suggestion just auf Haut, Schleimhaut und Muskulatur? Mich dünkt die Erklärung darin zu liegen, daß bei jener Neurose meistens eine Rückkehr zur infantilen Erotik statt hat, die weniger eine genitale ist als die ganz ursprüngliche Haut-, Schleimhaut- und Muskelsexualität. Diese Regression ins Prähistorische gibt erst die Basis für die verschiedenen Stigmata ab. Die äußeren, scheinbar schuldtragenden Anlässe sind nur der Funke ins Pulverfaß, entscheidend aber bleibt die jeweilige Konstitution des Kranken. D. h. auf welche Stigmen die Neurose sich wirft, hängt ab von der angeborenen Verstärkung der Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik. Sehr häufig sind auch die genannten drei Gruppen unter sich kombiniert, z. B. eine Dauerkontraktur mit einer anästhetischen Hautzone darüber. Ja, es will mich bedünken, daß man nach

dem jeweiligen Verhalten der Libido sogar eine Einteilung treffen könnte. Verstärkung derselben führt bei der Haut- und Schleimhauterotik zur Hyperästhesie, bei der Muskelerotik zu rasch vorübergehenden Kontraktionen, zum Tremor und zu erhöhten Reflexen, Verdrängung der Libido zu voller Fühllosigkeit, wie zu dauernden Streck- und Beugekontrakturen.

Ich bin der Entwicklung meines Themas vorausgeeilt, was zum Teil dadurch notwendig wurde, daß die Haut- und Schleimhautsexualität in den meisten Fällen von der Muskelerotik nicht scharf zu trennen ist. Ja, man kann sogar sagen, eine reine Schleimhautsexualität, die gibt es gar nicht, immer wirkt auch die Muskelerotik mit. So bei der Lippen- und Analerotik, dem Ludeln und Küssen, der Fellatio wie dem Cunnilinguus, dem Durchpressen der Skybala wie bei den Kontraktionen der Urethralerotik. Sogar vom genitalen Orgasmus beim Manne wie beim Weibe steht es heute über jedem Zweifel, daß er nichts anderes als ein Muskelkrampf ist und der Erguß von Flüssigkeiten nur Begleitsymptom, das unter Umständen wie beim Orgasmus der geschlechtlich noch Unreifen vollständig fehlt, ohne doch der Wollust Eintrag zu tun. Auch gibt es direkte Neurosen der Schleimhaut- und Muskelsexualität, wie das Asthma bronchiale, die Colitis muco-membranacea und die Pertussis[1]), und es hat gewiß einen tieferen sexuellen Sinn, wenn man die Impotenz mit Sonden behandelt, d. h. die Schleimhaut und Muskulatur der Harnröhre bis zur Schmerzhaftigkeit reizt.

Eine große erotische Bedeutsamkeit hat endlich auch noch die Schleimhaut der Nase, die ein wirkliches Genitalorgan darstellt mit erektilem Gewebe. Ihre Reizung in Form des Nasenbohrens wird zumal von Kindern, aber auch von Erwachsenen direkt zur Erzeugung von Orgasmus benutzt, was an charakteristischen Zeichen zu erkennen ist. (Siehe Fall II am Schlusse dieses Aufsatzes!) Es gibt Leute, welche geradezu Nasenonanie betreiben, geheim, unwiderstehlich und krampfhaft und, was besonders bezeichnend, mit genau den nämlichen psychischen Folgen (Magenerscheinungen, Störungen der Aufmerksamkeit usw.), die wir als Symptome der Neurasthenia vera kennen. Auch daß viele Kinder und manche Große sich nicht schneuzen mögen, weil die Durchtränkung der Nasenschleimhaut Lustgefühle macht, fußt auf der nämlichen Sexualität, ganz ebenso wie der nervöse Schnupfen.

[1]) Den sexuellen Charakter all dieser Krankheiten erweist die regelmäßige Besserung, wenn solche Patienten von den geliebten Personen (Eltern, Hausgenossen usw.) getrennt und ferngehalten werden.

Ganz kurz will ich die Erotik der anderen Sinnesorgane hier noch streifen. Praktisch am bedeutsamsten sind die nervösen Seh- und Hörstörungen, wie Blendungsgefühl, Flimmern vor den Augen, Mouches volantes, Sehen von leuchtenden Punkten, Sternen u. dgl., die nervöse Asthenopie und die hysterische Blindheit; ferner Hyperakusie, Ohrensausen, Klingen, Pfeifen und Zischen vor den Ohren und hysterische Taubheit, Symptome, die sich häufig durch eine besondere Hartnäckigkeit auszeichnen. Wo diese zu finden, ist, abgesehen von der psychischen Überdeterminierung, von vornherein auf eine erhöhte Erogenität des betreffenden Sinnesorgans zu schließen. Schon äußerlich verrät sich eine solche oft durch Jucken und Kitzeln der Augenlider wie des äußeren Gehörganges, was zu starkem onanistischen Reiben führt mit ausgesprochenem Lustgefühle dabei. Eine meiner Kranken, die sich früher häufig die Klitoris reizte, gibt direkt an, jetzt Masturbation im Ohre zu treiben als Ersatz der genitalen, die sie aus anderen Gründen perhorresziert[1]).

[1]) Aus ihrer Analyse setze ich die betreffenden Stellen her: „Ich habe jetzt immer ein Jucken im Ohr, worauf ich mit Wattepfropf oder Haarnadel in den Gehörgang fahre und solange reibe, bis eine Flüssigkeit kommt. Diese Gewohnheit habe ich, solange ich zurückdenken kann, und zwar von der Mutter her, die mir in dieser Weise die Ohren putzte, was mir so unangenehm war, daß ich immer schrie. An der Klitoris zu reiben, wage ich jetzt nicht mehr. Ich täte es sehr gerne, fürchte aber die Verstärkung meiner Beinschmerzen. Hingegen onaniere ich jetzt im Ohre, wenn ich erregt bin. Das ist dann ein Ersatz für die wirkliche Masturbation und bereitet mir auch ein sehr angenehmes Gefühl. Vielleicht verlege ich es jetzt absichtlich an eine anständige Stelle, wo ich es immer tun kann, und vielleicht verbinde ich es auch mit irgendeiner Sexualphantasie. Wenn ich jetzt im Ohr onaniere, habe ich nachher auch Schmerzen, genau so wie bei der genitalen Onanie, und eine Flüssigkeit kommt auch. Wenn mich als Kind der (heißgeliebte) Vater schlug und ich also unbefriedigt war, da habe ich mir durch die Onanie geholfen. Ich ging in den Garten oder sonst an einen Ort, wo ich allein war, nahm mir ein Buch oder Süßigkeiten und masturbierte, genital oder im Ohre. Das war solange ich mich zurückerinnere. In späteren Jahren hatte ich abends oft ein fürchterliches Sausen im Ohr, das mich sogar zum Arzte trieb, der aber nichts fand. Das Sausen wird auch nervös sein und daraus ist dann das Jucken geworden. Häufig plagt mich abends ein so fürchterliches Jucken, da lege ich mich ins Bett, nehme ein Buch und die Onanie ist gleich fertig. Das werde ich als Kind auch so gemacht haben, weil sie immer ein großes Trostmittel für mich war. Vor $^3/_4$ Jahren habe ich zweimal im Theater auf dem rechten Ohr gar nichts gehört und fürchtete schon, etwas angestellt zu haben. Zum Ohrenarzt zu gehen, wie ich große Lust hatte, hielt mich mein Mann ab: ‚Es wird nur nervös sein.‘ Nach einer Woche war es tatsächlich von selber gut, ohne daß ich etwas dazu getan hätte.“

Wie die Erotik der Schleimhaut immer, so ist jene der Haut in den meisten Fällen mit der der Muskulatur gepaart. Das tritt z. B. beim Ringen und Raufen der Schuljugend zutage. Da packt so ein Knirps ein zweites Kerlchen aus irgend welchem Scheingrunde oder gar nicht so selten auch ohne solchen und fängt ein lustiges Raufen an, bloß um für seine mächtige Sexualität einen Ausweg zu finden. Viele wissen ganz sicher, daß sie bei solchem Raufen ihren ersten Orgasmus empfunden haben. Und selbst der Unterliegende und Durchgeprügelte empfindet weniger Wut und Schmerz als ein Gefühl befriedigter Libido, auch wenn er sonst gar nicht masochistisch ist. Nicht einmal Erwachsene können dem Impulse zum Hinschlagen widerstehen, wenn irgend welche Nates, z. B. von Kindern oder Pferden, ihnen gar zu aufdringlich entgegenblicken. Hierher gehört auch das Angreifen, Umarmen und innige Küssen von Eltern und Kindern, Freunden und Freundinnen. In Frankreich, dem Lande der höchsten Kultur, sind die Lippen eines jungen Mädchens streng für den Verlobten reserviert. Es kommt sogar vor und ist psychologisch sehr wohl begründet, daß Mädchen, die ein einziges Mal von einem Manne geküßt wurden, damit ihre Jungfräulichkeit verloren zu haben glauben. Bei den meisten Mädchen besserer Kreise, die keine vorzeitige Reizung erfuhren, besteht zur Pubertätszeit ein heftiges sexuelles Drängen. Nur weckt dies nicht etwa Verlangen nach geschlechtlichem Verkehre, wie in der Epoche nach vollendeter Reife, sondern bloß ein solches nach heißen Küssen und inniger Umarmung, worin sie volle Befriedigung finden. Die Reinheitsgloriole, die so viele junge Mädchen umgibt, beruht auf dem Fehlen der genitalen Sinnlichkeit trotz aller Stärke ihrer Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik. Endlich fühlen sich viele aus starker Haut- und Muskelsexualität zum Turnen gedrängt oder zum Bergkraxeln, während andere aus gleichen physiologischen Gründen berüchtigte Raufer[1]) und Plattenbrüder werden oder mindestens Masseure und Masseusen.

Es erscheint recht fraglich, ob eine isolierte Muskelerotik überhaupt existiert. Am ehesten wäre an sie noch zu denken bei den lustvollen Tätigkeiten der Kindheit, dem Schreien und Strampeln, Laufen und Springen, die nicht auf entsprechende durchsichtige Anlässe, sondern auf endogenen Reiz hin erfolgen. Ein solcher ist der zumal in der Kindheit so mächtige Überschuß an Muskelerotik. Ein Kind kann

[1]) Von seinen friesischen Landsleuten erzählt Friedrich Hebbel, „seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten schlugen sie sich (auf dem Schlachtfelde) nicht bloß, weil es ihnen Pflicht dünke, sondern noch mehr, weil es ihnen Wollust sei".

z. B. scheinbar motivlos zu schreien oder zu laufen anheben, was mitunter selbst noch in die Pubertät hineinreicht, wo ein Jüngling etwa sich unwiderstehlich gedrängt und gereizt fühlt, einen Fluch oder Kraftausdruck hinauszuschmettern. Allerdings läßt sich beim Schreien und Fluchen auch die Schleimhauterotik nicht ganz ausschließen, ja, bei den sogenannten „Schreiern" oder „Brüllern" unter den ganz kleinen Kindern ist sie wohl mit Sicherheit anzunehmen[1]). Andere Kinder können oft bis in recht späte Jahre vom „Hetzen" nimmer genug bekommen und verlangen unermüdlich Wiederholung[2]).

Eine von der Hautlust nicht freie Betätigung der Muskelerotik ist die Lust am Tanze[3]), der ja vielleicht am geeignetsten ist, den Zustand der Tumeszenz zu erzielen. Er findet sich bekanntlich bereits in der Tierwelt und wird selbst bei den niedrigsten Völkern schon dazu benutzt, sexuelle Erregung auszulösen. In der Kulturwelt ist nach Havelock Ellis[4]) der Tanz nicht bloß ein Anreiz zur Liebe, sondern oft auch Ersatz des Liebesgenusses, „da er etwas von dem Genusse befriedigten Verlangens gewährt. Man kann das besonders häufig bei jungen Mädchen sehen, die manchmal einen großen Kraftaufwand durch Tanzen treiben und sich so nicht Ermüdung, sondern Glück und Ruhe schaffen; nach dem Beginne geschlechtlichen Verkehres verlieren Mädchen bezeichnenderweise oft viel von ihrer Tanzlust"[5]).

[1]) Es gibt auch Kinder und Erwachsene, die beim Weinen und Heulen geradezu einen Genuß empfinden. Desgleichen beginnen manche Frauen beim Koitus zu winseln und zu heulen, weil das ihre Lustgefühle erhöht (vgl. hierzu auch Fall III am Schlusse).

[2]) Es könnte der Einwand erhoben werden, daß ich Organ- und sexuelle Lust miteinander verwechsle. Inwieweit die beiden zusammenhängen, ist eine noch wenig durchforschte Frage, auf welche ich hier nicht näher eingehe. Nur das eine läßt sich schon heute sagen: eine jede physiologische Betätigung erzeugt bis zu einem gewissen Grade Lustgefühle. Daneben geht immer eine gewisse Abspaltung für das Sexuelle mit. Wo besondere Lustgefühle erregt werden, scheint das Sexuelle ausnehmend mächtig miterregt zu werden, was meist auf dem Boden einer konstitutionellen Verstärkung geschieht. Daneben besteht natürlich allzeit die Möglichkeit noch einer psychischen Überdeterminierung. Doch setzt auch diese mit Vorliebe ein, wo eine angeboren erhöhte Erotik den Boden bereitete.

[3]) Mindestens gilt das vom Tanz mit einem Partner, wenn auch nicht für den solitären Tanz, z. B. bei wilden Völkerschaften.

[4]) „Das Geschlechtsgefühl", übersetzt von H. Kurella, 1903, S. 57 ff.

[5]) Was Havelock Ellis hier so glänzend schildert, ist das große sexuelle Lustgefühl der Muskelerotik, das zur Zeit der Pubertät weit mächtiger ist als das genitale. Ich behandle jetzt eine jungverheiratete Gattin und Mutter, die präzis angibt, seit ihrer Ehe von jedem Balle mit Schuldgefühlen nach Hause zu gehen.

Endlich sei noch erwähnt, daß eine Neurose der Muskelerotik existiert, und zwar der Tik, welcher seine Beziehung zum Sexuellen auch dadurch verrät, daß er so häufig mit allerlei Zwangsimpulsen verbunden ist.

Vergleichen wir nunmehr im allgemeinen die Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik mit der genitalen, so zeigen jene weit mehr als die letztere einen deutlich autoerotischen Charakter. Durchgreifend ist freilich der Unterschied nicht. Denn auch Masturbation ohne Phantasie ist autoerotisch, während anderseits Tanz, Kuß und andere Betätigungen der ersteren Art ein zweites Objekt notwendig voraussetzen oder mindest meist haben. Gleichwohl darf man sagen: die Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik ist gewöhnlich auf das eigene Ich beschränkt und diesem die größte Lust bereitend, die genitale hingegen meist auf ein fremdes Objekt gerichtet und dadurch erst sozial geworden und dem Gemeinwesen Kräfte zuführend.

Der Gegensatz zwischen dem primären, selbstsüchtigen Ich des Kindes und dem sekundären sozialen des Erwachsenen ist im wesentlichen Fortschreiten vom Autoerotismus zur Liebe für andere. Immerhin ist die ursprüngliche Autoerotik nicht gering anzuschlagen. Bleibt sie doch der älteste, fast unsterbliche Born, der die Sexualität stets wiederum tränkt, ihr allzeit neue Stärke gebend wie dem Riesen Antäus die Mutter Erde. In vorgerückteren Jahren endlich, wenn der eigene Geschlechtsapparat atrophisch geworden, wird sie alleinherrschend wie einst in der Kindheit.

Noch mehr, es ist die hohe Entwicklung jener Autoerotik ganz unerläßlich, um auch die genitale zu höchster Entfaltung kommen zu lassen. Man kann dies deutlich am Laufe der Geschichte, bei den wilden Völkern, ja, selbst zur Stunde an unserer eigenen Plebs studieren. Die Haut-, Schleimhaut- und Muskelempfindlichkeit[1]) der wilden Nationen und geistig Tiefstehender ist weitaus stumpfer als die des hochzivilisierten Kulturmenschen. Aber auch bei dem letzteren hat selbst noch in geschichtlicher Zeit eine ungeheure Fortentwicklung

Trotzdem sie noch keinem Tänzer je das mindeste gewährte, plagt sie doch immer die Empfindung, sich dirnenhaft benommen zu haben, als wäre sie von jenem koitiert worden. Hie und da hat sie direkt ein Rauschgefühl. Der Tanz ist nicht bloß ihr selber ein teilweiser Ersatz des Geschlechtsverkehres, sondern sie vermutet mit Fug und Grund das nämliche auch bei vielen ihrer Tänzer (nähere Beschreibung in Fall III am Schlusse dieses Aufsatzes).

[1]) Die Empfindlichkeit läuft der Erotik parallel. Je empfindlicher im allgemeinen Haut, Schleimhaut und Muskeln, desto größer auch die sexuelle Lust, die von ihnen ausgeht.

platzgegriffen. Lesen wir z. B., was in früheren Jahrhunderten Menschen an Schmerzen ausgehalten haben, welch raffinierte Qualen und Torturen ausgedacht und ertragen wurden, die Leichtigkeit der Selbstverstümmelung, ja, der Selbstvernichtung noch zu Zeiten der Römer, das kaltblütige Hinschlachten großer Massen durch ihre Fürsten, den Stolz, den die Indianer dreinsetzen, die größten Martern lautlos zu ertragen, sehen wir endlich an unseren heutigen chirurgischen Kliniken die große Hypalgesie der Plebs, dann wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß die Muskel-, Haut- und insbesondere die Schmerzempfindlichkeit sich durch die Kultur ganz außerordentlich gesteigert hat. Ja, wir dürfen dreist sagen, an dieser Verfeinerung der Schmerzhaftigkeit hängt sehr viel von unserer Zivilisation.

Sie beginnt im Grunde bereits im Tierreiche, als in der stammesgeschichtlichen Entwicklung die Menschenaffen zum ersten Mal ein Hymen ansetzten. Dies findet sich bekanntlich nur bei jenen und dem Menschen selber. Mich dünkt dies neuerdings zu beweisen, daß auch der intellektuelle Fortschritt von der Steigerung der Sexualität abhängig, wie ja die geistig so hochstehenden Affen die geilsten unter allen Tieren sind und höchstens einige hochzivilisierte Haustiere ihnen nahe kommen. Beim Kinde der Kultur erkennen wir deutlich, daß seine geistigen Fähigkeiten, sagen wir mindestens parallel gehen der Sexualität. Die auffallend Geweckten und Gescheiten nämlich sind regelmäßig solche mit ausnehmend starken geschlechtlichen Teiltrieben. Ja, es kann passieren wie bei Christian Friedrich Daniel Schubart, daß die Sexualität bis zum 7. oder 8. Jahre schlummert und das Kind bis dahin ein Schaf zu sein scheint. Durch irgendwelche endogene Reize erwacht dann mit eins die Sexualität, um gleich enorm hoch anzuschwellen, worauf dann jenes nicht bloß in Kürze das Versäumte nachholt, sondern sämtliche Genossen weit übertrifft.

Auch das Kind der geistig hochstehenden Klassen zeigt eine merkwürdige Unterempfindlichkeit wider den Schmerz gleich den Wilden und Erwachsenen der Plebs. Nur hat seine Hyp- oder Analgesie ganz andere Gründe. Bekanntlich erleidet es öfters Insulte, die jedem Erwachsenen höchst schmerzhaft wären, ohne darauf besonders zu reagieren. Es verzieht vielleicht einen Moment den Mund, um sich, wenn es keine Beachtung findet, rasch wieder zu beruhigen. Eventuell vermag eine kluge Mutter den allzu argen Schmerz mit Leichtigkeit ihm wegzublasen, was beim Erwachsenen ja unmöglich wäre. Ganz anders jedoch, wenn seine Lieben besorgt dreinsehen. Dann beginnt es zu

heulen, und zwar desto mehr, je heißer das Bemühen jener ist, es zu besänftigen. Woher dies widerspruchsvolle Verhalten? Die Haut- und Muskelsexualität ist beim Kinde nicht nur um vieles stärker, sondern auch diffuser, was z. B. das schlechte Lokalisieren seiner Schmerzen erklärt. Ein schmerzhafter Insult erregt sofort die ganze Hauterotik kräftig mit, so daß ein zwiespältiges Empfinden entsteht, nicht einfach Unlust wie beim Erwachsenen. Kommt durch das Wegblasen ein neuer Reiz und Liebesbeweis seiner Nächsten dazu, beruhigt sich jenes auf der Stelle. Nur allzu besorgt darf man nimmer tun, sonst winkt dem Kinde die willkommene Gelegenheit, durch vehemente Schmerzäußerung potenzierte Liebe zu erzwingen, worauf es natürlich desto stärker heult, je mehr man es zu beruhigen trachtet.

Beim gesunden Kulturmenschen tritt nun nach Vollendung der Pubertät die diffuse Haut- und Muskelerotik zugunsten einer einzigen Partie zurück, der genitalen. Nur bei den Neurotikern bleibt ein gut Teil jener diffusen infantilen Sexualität erhalten, was dann die Haut- und Muskelstigmen der Hysterie und traumatischen Neurose erst ermöglicht. Aber auch beim Gesunden erlischt sie nie völlig, nur daß sie nicht mehr die höchste Wol- und Endlust erzeugt, sondern bloß die Vorlust, welche die genitale ad maximum steigert. In den Jahren der Pubertät bestehen eine Zeitlang eng nebeneinander die diffuse infantile Haut-, Schleimhaut- und Muskelsexualität und die erwachende genitale. Dies Nebeneinander setzt die Genialität der Entwicklungsjahre, die auch den später beschränkten Köpfen in einem gewissen Maße eignet. Wie hat nur Nestroy einmal gesagt: er möchte doch wissen, wohin all die gescheiten Schusterbuben kämen, denn die Meister seien allesamt Idioten. Die Meister sind natürlich gesetzte Männer, bei welchen jene diffuse Erotik auf ein Minimum beschränkt ist, um der der eigentlichen Geschlechtsorgane Platz zu machen.

Man erkennt schon da die große Bedeutung der extragenitalen Sexualität. Doch ich möchte noch weiter gehen und direkt behaupten, daß die höchste Kulturentwicklung der Menschheit an ihr Fortbestehen gebunden ist. Wer Augen hat zu schauen, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihren außerordentlichen Fortschritten auf allen Gebieten, einem Fortschritte, der weitaus die Leistungen von Jahrtausenden vorher aufwiegt, auch ein enormer Zuwachs von Sexualität ganz unverkennbar Hand in Hand geht, und zwar vorwiegend der extragenitalen. Erst diese Epoche hat beispielsweise den Sport in seinen verschiedensten

Formen, d. h. die Erregung von Haut- und Muskelsexualität für die breiten Volksmassen groß gezogen, so das Bergsteigen bis zur Alpinistik, das Schwimmen, Turnen und Rudern, Rad- und Automobilfahren, Tennis- und Golfspiel, Wintersport der verschiedensten Art sowie Reisen und Jagen in fremden, unerforschten Weltteilen. Die Haut- und Muskelerotik der Menschen ist also an sich viel mächtiger geworden und weit verbreiteter, nicht etwa bloß als Erzeugerin der Vorlust. Doch auch im allgemeinen ward das Geschlechtsleben unserer Kulturvölker nach jeder Erfahrung viel intensiver. Der Schrei nach dem Ausleben der Individualität hätte nicht so kräftigen Widerhall gefunden und zum Exempel in der modernen Mädchenerziehung so vieles ehedem ganz Ungeheuerliche durchgesetzt, wäre nicht die Geschlechtslust der Menschen in toto so gewaltig gestiegen und so unwiderstehlich.

Bei dieser Zunahme der Geschlechtsbedürftigkeit kommt der extragenitalen Erotik eine ganz besondere Wichtigkeit zu. Ermöglicht doch sie erst weitgehendste Steigerung der Sexualität und aller kulturell so wichtigen Sublimierungsmöglichkeiten, ohne daß die erregte Sinnlichkeit verheerend über die Stränge schlüge[1]). Man braucht nur an die sittlichen Zustände in der Verfallszeit Roms zu denken. In dieser Epoche gab es nur eine Sexualbetätigung, die genitale, und keine andere Ablenkung für sie als in wüsten Orgien. Hingegen wirkt die Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik der modernen Menschen wie eine Art von Leydener Flasche. Sie gestattet Aufspeicherung einer großen Menge von Sexualität, ohne daß sie doch darum zügellos würde. Schon deshalb nicht, weil sie autoerotisch und darum weit besser geeignet ist zur Sublimierung. Wer den Geschlechtstrieb des Menschen verfolgt, wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die Zeit der stärksten und mächtigsten Sublimierung diejenige der Autoerotik ist. Genitale Betätigung läßt für die Vergeistigung wenig übrig. Nach vollendeter Reife, wenn man für die Liebe gemeinhin einen Partner braucht, wird sie dadurch allerdings altruistisch, doch freilich zunächst und bei den meisten überhaupt bloß für jenen und höchstens die Familie. Betrifft dagegen die extragenitale Sexualität gemeinhin auch nur die eigene Person, so schafft ihre Sublimierung gleichwohl eine Reihe von ganz gewaltigen Triebkräften, die später der Gesellschaft

[1]) Darum ist die Behauptung eine Strecke weit zutreffend, daß moderner Sport ein Blitzableiter für genitale Libido sei. Ohne jenen würde der Geschlechtstrieb noch viel ärger wüten, als es zur Stunde bereits der Fall ist, wenn auch natürlich der Sport bloß eine Ableitung darstellt, im übrigen jedoch durch die Hebung des allgemeinen Körperbefindens auch die Sexualität in toto steigert.

zugute kommen. Damit aber wird sie sozial viel wertvoller als jene scheinbar altruistische, doch bloß auf den engsten Kreis beschränkte[1]).

Noch weitere Vorteile eignen der Haut- und Muskelerotik. Sie ist viel höher potenzierbar, intensiver zu stauen als die gemeine genitale. Und während ein Teil stets wieder der Sublimierung verfällt, wird neue Autoerotik gespeichert. Selbst von der natürlichen physiologischen Abnutzung der Geschlechtsorgane macht sie den Menschen bis zu einem gewissen Grad unabhängig und verlängert die Möglichkeit seines Liebeslebens nach oben und unten, in die Kindheit wie ins Greisenalter. Zumal dem Weibe gestattet sie mit der Mutterschaft zu warten, bis es anatomisch und physiologisch voll leistungsfähig worden, ohne doch bis dahin auf die so notwendige Sexualität verzichten zu müssen. Man erkennt jetzt unschwer, wie bedeutsam es wird, daß die Sexualität kein Einfaches ist, nicht auf die Fortpflanzungsorgane beschränkt, sondern unerschöpfliche Lustquellen birgt in der extragenitalen Erotik. In diesem Sinne ist das Abwerfen des Haarkleides, welches noch unseren unmittelbaren tierischen Vorfahren zueigen gewesen, eine Bedingung des Kulturfortschrittes, ähnlich wie die steigende Schleimhauterotik erst eine artikulierte Sprache, das typisch Menschliche, zur Entwicklung brachte.

Ich möchte endlich noch nachdrücklich hervorheben, daß ich durchaus nicht mein ganzes Material erschöpfend auslegte. Einen Teil hielt ich vorläufig zurück, um ihn bei der Darstellung des sadistisch-masochistischen Komplexes in einem späteren Aufsatze grundlegend zu nutzen. Hier will ich nur noch aus meiner psychoanalytischen Praxis drei einschlägige Fälle kurz berichten, soweit sie die extragenitale Erotik zu beleuchten geeignet sind.

Fall I.

51jährige Hysterika, von deren zahllosen Beschwerden ich bloß jene hervorhebe, die hier in Betracht kommen. Ich zitiere nach den stenographischen Aufzeichnungen der Psychoanalyse, möglichst mit den Worten der Patientin:

„Als Kinder haben wir uns gern entweder in der Handfläche oder an der Innen- (Radial-) Seite des Vorderarmes hinauf kitzeln lassen, was uns ein besonderes Lustgefühl bereitete. Gewöhnlich machten wir

[1]) Bezeichnend ist auch, daß die Frauen mit ihrer meist so viel stärkeren Extragenitalerotik sich zur Kinderpflege besonders eignen, weil jene dabei am besten auf ihre Rechnung kommt. Hingegen wollen sehr sinnliche Frauen mit enormer Genitalerotik oft keine Kinder, und wenn sich dann dennoch solche einstellen, sind sie mindest in ihrer Betreuung sehr lässig.

Geschwister einander das gegenseitig und am liebsten hätte ich mir das alleweil fortsetzen lassen. Auch an der Fußsohle haben wir uns wechselseitig gekitzelt, aber das hielten wir nicht aus und hauten wild herum. Ähnlich empfindlich war ich unter den Achseln und am Halse, da vertrug ich das Kitzeln gleichfalls nicht. Hingegen kitzelte ich mich selber häufig um die Brust herum, besonders an den Brustwarzen, wo ich empfindlicher war, ferner an den Bauchseiten. An beiden Stellen war es direkt ein wohliges Gefühl. Wenn wir uns an den Sohlen kitzelten, lachten wir soviel, daß Großmutter bemerkte: ‚Da kann man sich zu Tode lachen!' Auch am Rücken ließen wir uns sehr gern kitzeln und hinterdrein, wenn es gar zu arg geworden, kratzen. Wenn es uns juckte, hatten wir direkt starke Lustgefühle davon. Da kriegt man nicht genug, man hat immer mehr haben wollen. Den anderen wurde es schon zuwider und ich habe immer von neuem anfeuern müssen: ‚Noch ein bißchen!'"

Seit einer Ohnmacht mit 30 Jahren, dem Beginne ihrer jetzigen schweren Hysterie, leidet sie auch häufig an Pruritus cutaneus, und zwar sind es immer bestimmte Stellen, die fortwährend jucken, z. B. die Schulterblätter und der Raum zwischen ihnen oder jene Punkte, wo die Glutaei in die Lendenmuskeln übergehen. „Ich kriege dieses Hautjucken immer beiderseits, eventuell kommt es auch an beiden Knöcheln vor, mitunter auch am Rist oder den Fußballen. Wenn ich es auf der einen Körperhälfte verspüre, kann ich sicher sein, es wird alsbald auch auf der andern auftreten. Dabei ist äußerlich nie etwas zu sehen. Erst in den letzten Jahren (Beginn des Klimakteriums) habe ich starkes Jucken an den Genitalien vor und nach der Menstruation und häufig auch Jucken an der Brust." Zu ergänzen ist noch, daß sie sich öfters vor Brustkrebs fürchtet und während der Menses stets ziehende Schmerzen in den Mammae bekommt.

„Als ich mit 9 Jahren spontan auf das Onanieren kam, indem ich mich zwischen zwei Sesseln hutschte, mußte ich lachen und weinen zu gleicher Zeit und spürte ein Kitzeln an den Genitalien und am Bauch nebst einem gewissen Schmerze oberhalb der Schamgegend. Wenn ich jetzt aufgeregt bin oder Angstzustände habe oder mich vor irgend etwas fürchte, kriege ich ein Laufen und Ziehen längs des Rückgrats bis zum Bauche hin, also auch eine Art Kitzeln. Bei diesem Laufen zieht es mich förmlich in die Höhe und es stellen sich Angstzustände ein, vornehmlich die Furcht zu sterben oder närrisch zu werden. Vielleicht rührt dieses Ziehen längs des Rückens daher, daß mich meine Brüder in Spiel und Streit oft an den Zöpfen bis zur Erde niederzogen, was

mir direkt Schmerz bereitete, kein Wollustgefühl." Auch der Vater drohte häufig: „Ich ziehe dich bei deinen Haaren in die Höhe!", weshalb es sie jetzt mitunter heraufzieht. „Als Kinder ließen wir uns oft am Kopfe in die Höhe heben, bis Großmutter sagte: ‚Das dürft ihr nicht tun, da könnt ihr euch ja den Halswirbel ausrenken!' Dann hätte ich auch sehr gerne Zöpfe und Haare recht schwer gehabt, daß sie mich herunterziehen, wie ich in Märchen gelesen hatte. Da waren es immer Königstöchter oder sie wurden wenigstens Königinnen." — Hinter dem ziehenden Schmerz beziehungsweise Kitzel stecken also wohl infantile Größenphantasien? — „Ja, ich habe mir immer gewünscht, eine Fee solle kommen und mir drei Wünsche freistellen. Da hätte ich genannt: schöne goldblonde Haare bis zum Boden hinunter, 20.000 fl. und die ewige Seligkeit. Als Kinder haben wir auch häufig gespielt, ein Haar zu packen und in die Höhe zu ziehen. Bevor man es packt, kitzelt die Haut, nachdem man es hat, sticht es beim Anziehen und das nämliche Gefühl habe ich immer zwischen den Schulterblättern, Jucken mit Stechen (verschieden von dem bloßen Jucken in den Schulterblättern). Beim Vater sah ich sehr oft, daß er ein Haar von der Nase nahm und es sich ausriß. Das tut er jetzt auch noch." — Stecken da nicht noch andere Haare dahinter? — „Ja, als Mädel habe ich auch an den Schamhaaren gezogen und sie mir auch immer abgeschnitten, weil sie mich genierten. Beim Jucken an den Schulterblättern habe ich an ein Wimmerl gedacht oder an einen Floh, weil es wurlt." Mit 12 bis 13 Jahren hatte sie einmal in der Schamspalte einen Furunkel, der aufging und stark sezernierte. Sie glaubte damals ihn von einer Näherin akquiriert zu haben, die bei ihnen als Bettgeherin wohnte. Der Vater aber verdächtigte sie sogar, mit einem Manne Umgang gepflogen zu haben, und konsultierte ihretwegen einen Arzt. — Da bedeutet also das Jucken zwischen den Schulterblättern unter anderem auch den Wunsch nach wirklichem Sexualverkehr mit dem Manne. — „Noch eins. Großmutter erzählte, sie habe im Wechsel Schröpfköpfe am Rücken bekommen zur Blutentziehung. Sie sagte: ‚Das ist, wie wenn man mit Nadeln gestochen würde.' Ich identifiziere mich offenbar mit ihr, wenn ich zwischen den Schulterblättern Stechen und Jucken bekomme. Das Jucken in der Lende habe ich von meiner Stieftochter übernommen" (mit der sie den Mann beziehungsweise Vater gemeinsam hatte).

Ihre im theoretischen Teil erwähnte Kitzlichkeit am Halse verriet eine tiefere Erogenität. Hatte sie als Kind unzählige Male falsche Bräune, so als Erwachsene häufig das Gefühl der Schwellung oder des

Brennens im Rachen (ohne objektiven Befund) oder die Empfindung, als hinge im Halse etwas herunter wie ein Polyp, so daß sie schlucken und schlucken mußte, ohne doch den vermeintlichen Polypen wegzubekommen. Andere Male wieder spürte sie einen Druck, als ob an der Seite des Kehlkopfes ein Knopf oder eine Kugel stäke, oder einen krampfartig zusammenziehenden Schmerz im Larynx. Nicht selten beschleicht sie auch die Furcht vor Kehlkopfkarzinom, oder daß sie ersticken müsse, weil jener Krampf nach innen ging, bisweilen auch bis zur Brust hinunter. Nach Fischgenuß fühlt sie regelmäßig eine Gräte, nach gewissen Mehlspeisen ebenso konstant ein Bröserl innen im Halse stecken. Endlich gab diese Schleimhauterotik ihr noch die Möglichkeit, verschiedene Phallusphantasien in Schlund und Rachen zu versetzen.

Fall II.

Von einer Dame, die eine Psychoanalyse durchgemacht hat, erhalte ich über meine Bitte folgende Zuschrift:

„Soweit ich an mir und anderen Beobachtungen über Hauterotik gemacht habe, glaube ich bemerkt zu haben, daß sie mit zunehmendem Alter abnimmt, d. h. im Kindesalter sich mehr äußert als zur Zeit der vollen Reife. Was sich dann noch in dieser Hinsicht zeigt, sind nur Überreste jener jugendlichen Lustgefühle. So vor allem das Nasenbohren, eine Unart, die bei Kindern immer, bei Erwachsenen nur in gewissen minderen Klassen, da aber recht häufig zu sehen ist. Aus meiner eigenen Kindheit erinnere ich mich, daß weder Ermahnungen noch Strafen mich hinderten, wenn ich unbeobachtet war, mit so stillem Vergnügen mich dieser Tätigkeit hinzugeben, daß Mama wiederholt aus der ungewohnten Ruhe auf etwas Verbotenes schloß. Ob es sich hierbei um eine Verschiebung von unten nach oben handelt, erscheint mir fraglich, mindestens dürfte es nicht bei allen zutreffen. Daß aber die Reizung der Nasenschleimhaut gewiß erotisch betont ist, das läßt sich an den verträumten, weltentrückten Blicken, ja häufig an dem Aufsteigen der Röte in die Wange gleicherweise beim Kinde wie beim Erwachsenen erkennen, ebenso an dem Auffahren, wenn der Sünder ertappt wird. Vielen Erwachsenen haftet die Gewohnheit an, beim Schneuzen die Nase mit Taschentuch und Finger zu reinigen, was sicher mehr eine unbewußt erotische Reizung der Schleimhaut als bloß die Entfernung des Staubes bezweckt. Auch das ‚Aufziehen' der Kinder mag gleiche Ursachen haben, ebenso die unappetitliche Art mancher Menschen, sich zu räuspern. Was mich selbst betrifft, muß

ich sagen, daß mir infolge der Lockerung der Schleimhäute ein leichter Schnupfen angenehm ist, besonders das leichte Vibrieren, das man dann beim Sprechen in der Nase fühlt, ebenso bei Heiserkeit. Ich kenne einen kleinen Knaben, der gleiche Lust aus dem, wie er es nennt, ‚Schleim aufkutzen' schöpft. Auch die Abneigung der Kinder gegen das Schneuzen dürfte vielleicht auf dem gleichen beruhen.

Besonders empfindlich ist bei mir die Schleimhaut der Mundhöhle. Ein leichtes Berühren des Gaumens mit der Zunge verursacht mir eine solche Mischung von Lust und Mißbehagen, daß mir momentan jede Beschäftigung unmöglich wird. Daß auch das Herumbohren der Zunge in hohlen Zähnen eine erotische Beimengung hat, vermute ich bloß aus dem Umstande, daß man es trotz des Schmerzes immer wieder tut.

Die äußere Körperhaut ist bei mir an einzelnen Stellen sehr empfindlich. Schon als Kind hatte ich es gerne, wenn Mama mich am Handteller kratzte, bis eine Wasserblase entstand. Dies dürfte von ihr ererbt sein, da auch meine Schwester Gleiches liebte. Auch das Streichen über das zurückgekämmte Haar favorisierte ich besonders vor dem Einschlafen. Davon blieb mir bis in die Gegenwart das Spielen mit dem Haare beim Lernen und Lesen, eine Gewohnheit, die man ebenso wie das fortwährende Kämmen, Feststecken der Haarnadeln und Kratzen im Haare bei Kindern und jungen Mädchen allgemein wahrnehmen kann. Knaben reißen sich mitunter ganze Büschel Haare aus, wobei die masochistische Komponente wohl ebensowenig fehlt als beim Zwicken und Kratzen des eigenen Leibes. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß meine große Vorliebe für Katzen, von denen ich mich schon als Kind erbärmlich kratzen und beißen ließ, auf Ähnliches zurückgeht. Auch ließ ich keiner solchen Verletzung Zeit zum Heilen, sondern riß immer wieder die Borke ab, was mir, wie ich bestimmt erinnere, nebst dem Schmerze großes Vergnügen machte. Recht enge Strumpfbänder, die mir ganze Striemen einschnitten, bevorzugte ich und rieb mir dann letztere blutig mit der Nebenvorstellung, entweder mich einer Operation unterziehen zu müssen, bei der ich ohne Schmerzensäußerung (Erziehung seitens meines Papas) aushielt, oder eine unmenschliche Strafe zu erleiden, die ich stets mit dem Klosterleben in Verbindung brachte, obwohl ich nie Derartiges erlebt hatte. Es dürfte vielmehr auf irgendwelchen Erzählungen beruhen, woher zum Teil auch meine noch heute bestehende große Abneigung gegen alles Klösterliche stammt. Gleiche Vorstellungen wie beim Aufkratzen der Striemen an den Waden hatte ich beim Aufreißen von Gelsenstichen.

Auch grub ich mir als Kind gerne die Nägel in die Haut ein, besonders an den Armen, dem Rücken und den inneren Handflächen. Noch jetzt wache ich oft mit langen Kratzwunden am Rücken und an den Schultern auf und reibe auch im Bade, bis solche entstehen. Die Reizbarkeit der Haut geht bei mir soweit, daß ich in schlaflosen Nächten kein Fleckchen habe, wo ich nicht Jucken empfände, regelmäßig bei trockener Hitze der Haut. Schon als Kind haßte ich die Hemden, weil sie mit jeder Falte kitzeln, und zog sie in der Hose hoch hinauf. Im Bette schob ich es bis über den Bauch und auf den Rücken oder wickelte mich darein wie in einen festgespannten Sack. Das Streicheln über den Rücken ist mir noch heute besonders angenehm und erzeugt in mir die Vorstellung, ich sei eine Katze, so daß ich innerlich schnurre, was wieder eine lustvolle Vibration des Kehlkopfes bedingt.

Von unseren und anderer Kinder Spielen weiß ich, daß das Anlegen und Zucken fremder Wimpern an den Wangen sehr angenehm wirkt. Manche Kinder legen auch den Mund leicht an den Nacken oder die Hand eines andern und vibrieren mit den Lippen, bis sich der andere mit einem Schrei und Gelächter frei macht. Auch das ‚Einknipsen', d. h. ein Druck an einer bestimmten Stelle der Taille, machte uns großes Vergnügen. Viele Kinder zwicken sich selbst blutig. Endlich liegt vielleicht auch manchem ‚Gesichterschneiden' der Kinder Haut- respektive Schleimhaut- und Muskelerotik zugrunde. Dies scheint mir insbesondere für das Einziehen der Lippen oder Wangen zwischen die Zähne und das darauf folgende Ausschnellenlassen zu gelten.

Vom Kitzeln habe ich die unangenehmsten Erinnerungen darum, weil Papa uns gerne kitzelte, aber doch böse wurde, wenn ich zu arg schrie oder herumschlug. Am empfindlichsten war ich, wie die meisten Kinder, unter den Knien, den Achselhöhlen und am Halse. Manche Kinder lieben es, mit einem Grashalme usw. am Halse, an der Nase gereizt zu werden, wobei sie anfangs erwartungsvoll stillhalten, bis das alberne Spiel schließlich in Kreischen seinen Gipfelpunkt erreicht. Das Anwerfen der Badewellen gegen die Haut und das Umspülen der Hand durch die Wellen ruft sicher erotische Gefühle hervor. Gern tauchen junge Mädchen beim Kahnfahren in Gesellschaft von Männern, die ihnen den Hof machen, die Hand ins Wasser und lassen sie von den Wellen umspielen, vielleicht aus dem unbewußten Wunsche heraus, ebenso von den Männern gestreichelt zu werden. Ein kleiner 4jähriger Junge hält stundenlang ruhig still, wenn man ihm aus einer Blumenspritze Wasser ins Gesicht stäubt.

Von mehreren Frauen verschiedenster Gesellschaftsschichten hörte ich sagen, daß ihnen das Erzählen gruseliger Geschichten geradezu wegen des kalten Schauers über den Rücken (eine sagte: ‚Es ist, wie wenn einen jemand umarmte') so angenehm sei.

Vom Küssen weiß ich nicht viel zu sagen. Ich habe es nie besonders geliebt, wohl deshalb, weil wir als Kinder wenig geküßt wurden."

Fall III.

Aus der Analyse einer 21jährigen Hysterika zitiere ich folgende hierhergehörige stenographische Aufzeichnungen: „Als Kind mußte ich immer Fäustlinge tragen, weil ich mich sonst im Gesichte blutig kratzte, so ein fürchterliches Jucken hatte ich daselbst, doch ohne Ausschlag. Dann hatte ich die komische Gewohnheit, mich von dem Stubenmädchen an der Sohle kitzeln oder am Kopfe krauen zu lassen. Schon seit frühester Kindheit hatte ich eine Wanne, in welcher ich mir beim Baden immer die Oberhaut herunterkratzte mit dem Gedanken: ich bin schmutzig, ich bin schmutzig, ich kriege mich nicht rein." — Das hängt wohl mit Ihrer Onanie zusammen? — „Nein, das nicht. Jede Frau hat doch eine Hautausdünstung, das spüre ich ja an anderen Frauen. Wenn man sich nicht täglich badet oder wäscht, wird die gräßlich und, wenn viele Frauen beisammen sind, riecht man das förmlich. Vor meiner ersten Menstruation befiel mich ein gräßliches Jucken im ganzen Körper. Noch früher, mit 10 oder 11 Jahren, war ich besonders kitzlich. Wenn ich jetzt im Theater oder Konzerte ganz nahe bei anderen sitze und sie fast berühre, spüre ich ein Prickeln der Haut, wie einen Strom im ganzen Körper bis in die Fingerspitzen hinein, doch stets nur bei Personen, die mir entweder sehr sympathisch sind, oder gegen die ich einen starken Widerwillen habe. Früher vermeinte ich, etwas ganz Besonderes zu sein durch meine große Hautempfindlichkeit. Wenn ich einen Menschen kennen lernte, schätzte ich ihn nicht mit meinem Verstande ab, sondern geistig und physisch mit einer gewissen Tastempfindlichkeit. Ich empfinde förmlich körperhaft, ob er sexuelles Temperament besitzt oder nicht. Auch für geistige Vorzüge habe ich ein ähnliches innerliches Gefühl, ein ganz instinktives, welches ich nicht erklären kann. Endlich weiß ich, daß ich mit 17 Jahren nach kohlensauren Bädern vor sexueller Erregung halb wahnsinnig wurde. Ich war ganz besoffen, fast toll. Später, nach der Verdrängung dachte ich nicht mehr daran, ja, sie wurden mir direkt unangenehm.

Ich liebe es bis zum heutigen Tage, mir die Finger zu beißen,

aber auch die Zungenspitze. Früher hatte ich auch kurze Haare, die ich zum Munde vorbog, um in sie hineinzubeißen. Zwischen 10 und 17 Jahren konnte ich nicht einschlafen, ohne mein Taschentuch fest in der Hand zu halten. Wenn ich es nicht mehr in der Hand hatte, wachte ich auf und war totunglücklich."

In der Ehe für den Geschlechtsverkehr ganz anästhetisch, liebt sie hingegen, sich an den Körper des Mannes anzupressen und vor allem das Küssen. „Eine Kußfetischistin war ich von jeher. Am meisten hat mich mit 17 Jahren ein lungenkranker Onkel gereizt. Er war damals schon sehr krank und ich saß viel bei ihm. Einen Onkel darf man ja abbusseln, so oft man will, und das tat ich auch eifrig, bis er es schließlich merkte und zurückbusselte. Als er mir aber einmal unter die Röcke griff, lief ich augenblicklich davon. Das Küssen war mir immer die Hauptsache. Er hat das auch riesig geschickt gemacht mit seinen weichen, schmalen, süßen, schlangenglatten Lippen. Und mit der Zunge hat er auch geküßt, was mich besonders reizte. Er trank einen förmlich aus. So hat keiner mehr zu küssen verstanden!" Auch bei den Flirts ihrer Mädchenjahre ging sie nie über die Haut- und Schleimhauterotik hinaus. Sie ließ sich z. B. von einem Verehrer küssen und andrücken, dann aber verschwand sie regelmäßig, um ein Mehr zu verhindern. Wäre sie auf den Koitus erpicht gewesen, dann hätte sie es längst schon getan. Bei ihrer vaginalen Anästhesie hat sie eine kolossale Überempfindlichkeit des äußeren Genitales, so daß ihr der Mann beim Verkehre stets weh tut. Sie führt dies darauf zurück, daß ihre ersten Kinderfrauen sie bei den notwendigen Körperwaschungen unten angeblich stets so stark frottierten, daß sie direkt Schmerzen davon bekam. Daß hier jedoch eine konstitutionelle Verstärkung vorliegt, ist aus verschiedenen Umständen erweisbar. So findet sie es auch jetzt bei ihrem eigenen Kinde, daß es von der geschulten Schwester viel zu stark gerieben werde, was notwendig schmerzen müsse. Nach ihrer Entbindung glaubte sie auch, sie werde nie mehr sitzen können, so schrecklich weh tat es ihr unten. Darum führte sie auch überall einen großen Luftpolster mit, um die Reibung zu mildern.

Merkwürdig ist, daß sie beim Verkehre oft zu heulen beginnt. „Nicht etwa aus Schmerz, es war mir direkt angenehm zu flennen. Der Akt war mir dann nicht so unangenehm wie sonst, weil mir war, als hätte ich mich für den fehlenden Genuß schadlos gehalten durch das Weinen. Auch nach den verschiedenen Krachs zu Hause habe

ich immer so geheult, was mir stets ein Vergnügen machte. Je mehr ich heulte, desto besser ward mir. Es hat wohl und weh getan zu gleicher Zeit." — Wie kamen Sie darauf? — „Ich habe einmal zu meinem großen Erstaunen gemerkt, daß es gar nicht so unangenehm ist." — Haben Sie vielleicht durch Weinen in der Kindheit Vieles durchgesetzt oder Liebe erzwungen? — „Nein, es hat direkt physisch wohl getan auf der Brust. Es ist auch so riesig angenehm, wenn man sich gerade in der Hälfte des Gesichtes von der Haargrenze herunterfährt. Das tut auch wohl und weh zu gleicher Zeit. Ähnlich ist es auch, wenn man sich an einem Ellbogen so anschlägt, daß es weh tut, dann muß man es auch am andern tun. Das ist analog dem Weinen, zugleich ein Weh und ein angenehmes Gefühl."

Seit ihrem 11. oder 12. Jahre leidet sie alle paar Wochen an Halsbeschwerden. „Von Zeit zu Zeit kommt ein Tag, an dem ich mich so matt fühle und am nächsten Morgen habe ich unbedeutende weiße Tupfen an den Mandeln und einen eingenommenen Kopf. Man sieht es mir auch an und das Reden fällt mir schwer. Gleichzeitig spüre ich außen den Hals geschwollen bis zum Ohre hinauf und es legt sich auch in die Augen hinein. Heuer konsultierte ich einen Spezialarzt, der mich bepinselte, aber es hat nichts geholfen. Am Halse spüre ich es wie einen Knödel so dick, aber meist äußerlich." — Die Schwellung am Halse außen bei Rötung innen bedeutet wohl ein erigiertes Glied, das Sie mit sich herumtragen, und die weißen Tupfen sollen Sperma vorstellen, natürlich unbeschadet der häufigen Infektion auf Grund der besonderen Halserotik. Zur letzteren gibt sie ferner noch an, außen am Halse besonders kitzlich und überempfindlich zu sein, wenn man ihr in den Rachen schaue, oft an Heiserkeit zu leiden und sich vor Halskrebs zu fürchten. Endlich noch folgende wichtige Momente: Mit 3 oder 4 Jahren machte sie eine Diphtheritis durch, während welcher sie von der heißgeliebten Mutter besondere Zärtlichkeit erfuhr. Auch für den Beginn der häufigen Angina weiß sie eine interessante psychologische Beziehung. Sie wollte damals durchaus zu einer Freundin fahren. Weil sie jedoch hätte allein reisen müssen, so sträubte sich die Mutter lange. Endlich gab diese ihrem Drängen doch nach und die Koffer wurden schon gepackt. Da brach ihre Angina aus und die Reise fiel ins Wasser. Sie hat also durch die Krankheit den Wunsch der Mutter erfüllt, durch ein großes Opfer ihre Liebe erhärtet.

Während der Psychoanalyse juckt sie recht häufig die Haut der Lider, und zwar so heftig, daß sie sich reiben muß. „In den letzten

Monaten der Schwangerschaft habe ich auch angefangen, auf dem rechten Auge schlecht zu sehen. Der Arzt erklärte aber, es werde schon gut werden, was tatsächlich eintraf, doch erst vor 2 oder 3 Wochen. Warum ich das bekam, weiß ich nicht. Allerdings hatte ich meine Augen damals sehr angestrengt und viel Handarbeiten gemacht, wie meine Mutter es immer tut. Ich konnte mich ja doch nicht rühren und mir war so mieß." — Und da half sich Ihre Natur so, daß Sie auf einmal schlecht sahen und so die Handarbeit aufgeben mußten.

Eine ihrer Hauptklagen ist das stete Gefühl der Langeweile, inneren Leere und Öde. „Mir ist so furchtbar mieß. Das habe ich selbst nach dem Koitus." Den keineswegs impotenten Ehegatten quält sie unablässig, er solle ihr Erleichterung verschaffen, ihr sagen, was sie tun solle, wobei ihr aber gar kein Vorschlag recht ist. „Manchmal hetze ich herum wie ein kleines Kind, da ist mir nicht mieß. Als kleines Mädchen durfte ich das gelegentlich auch mit dem Hofmeister meines Bruders oder den Dienern und da war ich ganz glücklich. Weit öfter aber hinderte mich die Mutter an körperlicher Betätigung. Weil mein älterer und bevorzugter Bruder wegen eines Fußleidens Schienen tragen mußte und nur wenig gehen konnte, mußte auch ich, die Gesunde, Schienen tragen und mir Beschränkungen des Gehens gefallen lassen, damit wir beide nur ja ganz gleich gehalten würden. Als ich anfing größer zu werden, so mit 11 oder 12 Jahren, durfte ich wieder nicht allein laufen, sondern mußte wieder schön brav neben meiner dicken und schwerfälligen Mama spazieren gehen. Ich konnte mich nie richtig austoben. Am Lande z. B. wurde mir nie gestattet, mich an größeren Partien zu beteiligen, überall war sie dabei und hielt mich zurück: ‚Ein Mädel muß bei der Mutter bleiben!' Sie war mir ein Bleigewicht. Später konnte ich mich noch am ehesten beim Tanzen austoben und da fühlte ich mich auch ganz zufrieden, nur hinterdrein kam häufig ein peinliches, drückendes Schuldgefühl, zumal in der Ehe. Ich bin eine sehr leidenschaftliche und ausdauernde Tänzerin und da ist mir oft, als gäbe ich mich durch das Tanzen dem Partner hin und würde von diesem tatsächlich koitiert. Dabei habe ich noch bei keinem je Liebe empfunden, nur hie und da etwas wie ein Rauschgefühl. Aber meist habe ich die Empfindung, das Tanzen mit mir ersetzt dem andern den Koitus. Trotz meines Schuldgefühls habe ich jetzt gar nichts davon und tue es nur mit kaltem Blute, wobei ich mir aber bewußt bin, mich wegzuwerfen."

Bemerkungen zur Psychoanalyse eines Falles von Fuß- und Korsettfetischismus.

Von Dr. **Karl Abraham** (Berlin).

Die psychoanalytische Forschung hat bis in die letzten Jahre den Problemen des Fetischismus keine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Noch in der ersten Auflage der „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" wies Freud ihm eine Sonderstellung zu, sowohl gegenüber den anderen sexuellen Abirrungen als auch gegenüber den Neurosen. Die fortschreitenden Erfahrungen haben aber gelehrt, daß in nicht wenigen Fällen Fetischismus und Neurose bei dem gleichen Individuum zusammentreffen. Die zweite Auflage der genannten Schrift enthält einen kurzen Hinweis darauf, daß Freud die Entstehung der fetischistischen Phänomene jetzt auf eine eigentümliche Abart der Verdrängung („Partialverdrängung") zurückführt. Der früher betonte Gegensatz ist somit aufgehoben.

Die Analyse eines Falles von Schuh- und Korsettfetischismus, über die ich im folgenden berichte, ergab mir bestimmte Resultate über die Psychogenese dieser Form des Fetischismus; andere Fälle haben diese Ergebnisse vollauf bestätigt.

Als Grundlage muß eine eigentümliche sexuelle Konstitution angenommen werden, welche durch die ursprünglich abnorme Stärke bestimmter Partialtriebe charakterisiert ist. Auf dieser Basis ist der uns interessierende Komplex von Erscheinungen entstanden durch das Zusammenwirken zweier Faktoren: der bereits erwähnten Partialverdrängung und eines näher zu erörternden Verschiebungsvorganges[1]).

[1]) Über den Begriff der Verschiebung vgl. Freud, Traumdeutung, S. 209 f.

Der Patient, über den ich nunmehr in möglichster Kürze berichte, war zur Zeit der Analyse 22 Jahre alt und studierte an einer Hochschule. Er übergab mir bei Beginn der Behandlung eine Autobiographie, die besonders seine Sexualität eingehend berücksichtigte. Von diesen Aufzeichnungen ist zunächst erwähnenswert, daß Patient sich in der Pubertät von seinen Altersgenossen deutlich unterschied, indem ihm deren sexuelles Interesse für das weibliche Geschlecht durchaus fremd blieb. Aber auch für männliche Personen spürte er keine Liebesneigung im gewöhnlichen Sinne. Er gelangte auch auffallend spät zu bewußter Kenntnis der wichtigsten Tatsachen des Geschlechtslebens; als er sie aber erworben hatte, stieg ihm alsbald die Vermutung auf, er werde impotent sein. Gegen die von gleichaltrigen jungen Leuten geübte manuelle Selbstbefriedigung fühlte er eine starke Antipathie.

Sein Sexualinteresse wandte sich nach anderer Richtung. Mit 14 Jahren begann er sich selbst zu fesseln; er wiederholte dies, so oft er zu Hause ungestört war. Er fand Gefallen an Büchern, in denen von Fesselungen die Rede war, so namentlich an Indianergeschichten, in denen die Gefangenen an den Marterpfahl gebunden und dann gepeinigt wurden. Er versuchte aber niemals, einen andern zu fesseln, noch reizte es ihn, von anderen dergleichen in Wirklichkeit zu erdulden.

Als er zirka 15 Jahre alt war, sah er in einem Kurort einen etwa 8- bis 10jährigen Knaben, der seine Aufmerksamkeit sofort durch elegante Schuhe auf sich zog. „Bei jedem Zusammentreffen — so schreibt Patient in seiner Selbstbiographie — wo ich auf seine Stiefel achten konnte, empfand ich Freude, und ich sehnte die Gelegenheit dazu herbei.“ Aus den Ferien zurückgekehrt, achtete er auch in der Heimatstadt auf elegante Schuhe, besonders bei seinen Mitschülern. Bald verschob sich dieses Interesse aber auf weibliche Schuhe und wurde nun zur Leidenschaft. „Meine Augen wurden wie von magischer Gewalt auf weibliche Schuhe gezogen . . . . Ein uneleganter Schuh stößt mich ab und flößt mir Abscheu ein.“ Beim Anblick schöner Damenschuhe erlebt er seither eine „innere Freude“. Dieses Wohlgefühl geht manchmal in heftige Erregung über, besonders wenn er Lackstiefel mit hohen Absätzen sieht, wie sie vielfach von Halbweltdamen getragen werden. Was ihn erregt, ist aber nicht nur der Anblick der Schuhe, sondern er malt sich lebhaft aus, wie unbequem das Gehen in solchen Schuhen sein müsse. Um das Gefühl eines quälenden Druckes an den Füßen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, hat er öfter

seine eigenen Stiefel mit einander vertauscht und den rechten Fuß in den linken Stiefel, den linken Fuß in den rechten Stiefel gezwängt.

Bald nach dem Interesse für die Fußbekleidung entstand dasjenige für Korsetts. Mit 16 Jahren nahm er ein altes Korsett seiner Mutter an sich, schnürte sich fest darin ein und trug es verschiedentlich auf der Straße unter seinem Anzuge. Charakteristisch ist folgende Schilderung in der Lebensbeschreibung: „Sehe ich enggeschnürte Frauen und Mädchen, und vergegenwärtige ich mir den Druck des Korsetts auf ihre Brust und Unterleib, so kann ich Erektionen erzielen. Schon öfters ist mir dann der Wunsch aufgetaucht, ein Weib zu sein, um mich tüchtig schnüren zu können, Damenstiefel mit hohen Hacken tragen, und ohne aufzufallen vor Korsettläden stehen bleiben zu können. Da das nicht geht, so ist es mitunter mein sehnlicher Wunsch, Frauenkleider, Korsetts und entsprechendes Schuhwerk tragen zu können."

Das Ausschauen nach eleganten Schuhen oder nach enggeschnürten Taillen wurde zur hauptsächlichsten Sexualbetätigung des Patienten. Dieses Interesse nahm auch in seinen lebhaften Tagträumereien den ersten Platz ein. Nächtliche erotische Träume handelten oft von Korsetts, vom Schnüren usw. Als Lektüre wählte Patient, wie erwähnt, mit Vorliebe Erzählungen von sadistischem Charakter.

Alles auf seine Neigungen Bezügliche hatte Patient streng geheim gehalten, bis er den Rat eines Spezialarztes suchte, der ihn zum Zwecke der Psychoanalyse an mich wies. In bezug auf den therapeutischen Erfolg verhielt ich mich von vornherein skeptisch.

Akzidentelle Ursachen, denen in der älteren Literatur eine große ätiologische Bedeutung für die Entstehung fetischistischer Neigungen zugeschrieben wurde, konnten in unserem Falle nicht eruiert werden. Daß Patient als Knabe zu öfteren Malen seiner Mutter zusah, wenn sie ihr Korsett anlegte, kann nicht im Sinne eines psychischen Traumas gewirkt haben. Das Interesse, welches er dem Korsett der Mutter oder später den Schuhen eines Knaben zuwandte, war zweifellos schon eine Äußerung seiner Perversion. Ein ätiologischer Wert kann diesen Vorkommnissen nicht beigelegt werden.

Was in unserem und in jedem gleichartigen Falle am schärfsten hervortritt, das ist die außerordentliche Herabsetzung der sexuellen Aktivität. Von sexuellen Handlungen kann eigentlich kaum geredet werden, wenn man davon absieht, daß Patient in früherer

Zeit Schnür- und Fesselungsversuche an sich selbst verübt hat. An anderen Personen hat er nie ein sadistisches oder sonstiges Gelüsten betätigt; seine dahin zielenden Wünsche befriedigte er lediglich in der Phantasie. In der Praxis hat er nie die Grenzen des Autoerotismus überschritten.

So wenig von geschlechtlicher Aktivität bemerkbar ist, so lebhaft ist der sexuelle Schautrieb. Aber auch er ist von seinem eigentlichsten Interessengebiet abgekehrt. Er richtet sich nicht auf den Gesamteindruck des Körpers anderer Personen, noch auch auf die primären und sekundären Geschlechtscharaktere bei diesen, sondern auf gewisse Teile der Bekleidung. Nicht also auf den nackten Körper, sondern auf dessen Verhüllung. Hier wiederum hat er sich auf die Fußbekleidung und auf die einengende Bekleidung des Oberkörpers beim weiblichen Geschlechte spezialisiert. Über das Betrachten dieser Objekte geht das sexuelle Verlangen nicht hinaus. Es handelt sich also um die Fixierung eines vorläufigen Sexualziels. (Vgl. „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie".) Der Anblick weiblicher Schuhe erregt jedoch nur dann Lust, wenn sie in Form und Ausführung elegant sind; plumpe, häßliche Fußbekleidung erregt Ekel. Man findet hier also neben der Neigung zur Sexualüberschätzung des Fetisches eine ausgesprochene Neigung zu affektiver Ablehnung, ganz wie der Neurotiker sie bietet. Die hohen Anforderungen, die der Schuhfetischist in bezug auf ästhetische Werte an sein Sexualobjekt zu stellen pflegt, beweisen ein starkes Bedürfnis nach Idealisierung des Objektes.

Ist die sexuelle Aktivität derartig reduziert wie im vorliegenden Falle, und findet der Trieb sein Genügen in der Erreichung vorläufiger Sexualziele, so darf daraus keineswegs der Schluß gezogen werden, daß eine primäre Schwäche der Libido vorliege. Die Analyse der Neurosen zeigt aufs deutlichste, wie ein ursprünglich übermäßig starker Trieb durch Verdrängung paralysiert werden kann. Für den in Rede stehenden Fall von Fetischismus ergibt die Analyse einen ganz analogen Hergang. Ein reiches Tatsachenmaterial, das hier nur zum Teil referiert werden kann, läßt den sicheren Schluß zu, daß die aktiv-sadistische Triebkomponente und die sexuelle Schaulust ursprünglich von abnormer Stärke waren. Beide Triebe, die sich in inniger „Verschränkung" (Adler) befanden, fielen gemeinsam der Verdrängung anheim.

In diesen Verdrängungsprozeß waren jedoch, wie sich erwies, noch andere Teiltriebe einbezogen. Das besondere Bedürfnis des Fetischisten nach ästhetischen Werten bei seinem Sexualobjekt ließ er-

warten, daß die Libido ursprünglich nach gewissen Zielen drängte, die dem normalen Erwachsenen im allgemeinen besonders unästhetisch erscheinen und seinen Ekel erregen. Meine Aufmerksamkeit wurde, bevor ich in die Analyse eintrat, auf ein bestimmtes Gebiet des Triebleben gelenkt. Aus einer privaten Mitteilung Prof. Freuds erfuhr ich, daß nach seinen Beobachtungen die Verdrängung der koprophilen Riechlust eine eigentümliche Rolle in der Psychogenese des Fußfetischismus spiele. Meine eigenen Untersuchungen brachten alsbald die volle Bestätigung dieser Anschauung. Es ergab sich, daß auch in diesem Falle von Fetischismus die Lust an „ekelhaften" Körpergerüchen primär von ungewöhnlicher Stärke gewesen war. Die gemeinsame Verdrängung der koprophilen Riechlust, der Schaulust und der sexuellen Aktivität hat zur Entstehung von Ersatzbildungen geführt; eben diese bilden die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Fußfetischismus.

Es gibt Fälle von Fetischismus, in denen sich die sexuelle Anomalie durch eine unverdrängte, also vollkommen bewußte Lust an ekelhaften Gerüchen äußert. Bei diesem sogenannten Geruchsfetischismus bezieht sich die Riechlust besonders häufig auf die Ausdünstungen des ungereinigten Fußes. Dieser zieht gleichzeitig auch die Schaulust auf sich. In dem von mir analysierten Falle ergab sich, daß der Patient ein Stadium durchlaufen hatte, das dem soeben geschilderten Geruchsfetischismus entsprach. Danach hatte sich die eigenartige Umwandlung vollzogen: die Riechlust wurde verdrängt und die Schaulust zur Lust an einer ästhetisch wirkenden Fußbekleidung sublimiert.

Wie aber konnten sich Schautrieb und Riechtrieb in solchem Maße dem Fuße zuwenden, anstatt sich auf die Sexualorgane respektive deren Sekrete zu richten?

Auf Grund gewisser Erfahrungen ließ sich die Vermutung hegen, daß das Interesse beider Triebe ursprünglich auch der Genitalzone gegolten habe, daß aber andere erogene Zonen frühzeitig mit dieser in Konkurrenz getreten seien. Eine solche Bevorzugung anderer erogener Zonen (Mund, After usw.) ist uns aus der Lehre von den sexuellen Abirrungen ebenso geläufig wie aus der Analyse der Neurosen und der Träume.

Tatsächlich ergab die Analyse, daß der genitalen Zone von seiten der analen frühzeitig eine starke Konkurrenz erwachsen war; daß das eigentliche Sexualinteresse in der ersten Kindheitsperiode zurücktrat zugunsten des Interesses an den Exkretionsvorgängen; daß in der

Pubertät ein in gleicher Richtung zielender (weiblicher) Verdrängungsschub stattfand. Der Patient verharrte auffallend lange bei gewissen infantilen Anschauungen, die den Exkretionsvorgängen die Bedeutung von Sexualfunktionen zuschreiben. Seine Träume weisen eine dementsprechende Symbolik auf. Seine Schau- und Riechlust blieben — soweit sie nicht auf den Fuß verschoben wurden — in hohem Maße auf die Vorgänge der Urin- und Stuhlentleerung respektive deren Produkte gerichtet.

Die Erinnerungen des Patienten an seine frühe Kindheit beziehen sich vorzugsweise auf Eindrücke des Geruchsinnes, erst in zweiter Linie auf Gesichtseindrücke. Erwähnt seien zunächst gewisse obsedierende Einfälle, die sich häufig vordrängten, wenn Patient auf seine frühe Kindheit gelenkt wurde. Dann fiel ihm zuerst der Geruch von Jodoform und Holzessig ein, zwei Substanzen, die sich in seiner Kindheit im Gebrauche der Mutter befanden. Ein anderer wiederkehrender Einfall betraf eine Szene, die sich in einem Badeorte abgespielt hatte. Dem Patienten trat jedesmal seine Mutter vor Augen, wie sie ins Wasser watete. Die eigentliche Bedeutung dieser Erscheinung wurde erst durch ergänzende Einfälle geklärt. Der Knabe hatte sich zu jener Zeit einige Male verunreinigt; die Mutter führte ihn deswegen in den See, um ihn zu reinigen.

Auch aus der späteren Kindheit brachten die Einfälle des Patienten auffallend viele Reminiszenzen an Gerüche: wie er z. B. im Zimmer der Mutter ein Paket mit Haaren fand, deren Geruch ihm angenehm war; wie er die Mutter zärtlich umarmte, um den Geruch ihrer Achsel einzuatmen. Auf die frühe Kindheit führt noch eine Erinnerung zurück: wie die jüngere Schwester an der Brust der Mutter lag, wie er selbst mit dem Munde die andere Brust berührte und dabei den Körpergeruch der Mutter angenehm empfand.

Die Zärtlichkeit gegenüber der Mutter währte bis gegen das zehnte Lebensjahr des Patienten. Bis dahin hatte er häufig das Bett der Mutter aufgesucht. Jetzt machte die Zuneigung einer Abneigung Platz. Er wurde äußerst empfindlich gegen den Körpergeruch weiblicher Personen. Mit der Verdrängung der Riechlust wandte sich sein Sexualinteresse vom weiblichen Geschlechte ab und wandte sich dem nächstliegenden männlichen Objekt — dem Vater — zu.

In diese Übertragung spielt nun das Interesse für die Körperentleerungen in auffälligster Weise hinein. Freilich wurde durch gewisse Eigenheiten des Vaters die Aufmerksamkeit des Knaben besonders

auf diese Vorgänge gelenkt. Der Vater pflegte z. B. öfter vor den Augen der Kinder zu urinieren. Die Phantasie des Knaben befaßte sich im höchsten Maße mit allem, was diese Funktionen bei ihm selbst und seinem Vater betraf[1]).

Mit der Übertragung auf den Vater steht der Wunsch, selbst Weib zu sein, in innigem Zusammenhange. Er erhielt sich, wie schon eingangs erwähnt wurde, auch nach der Pubertät. Dieser Wunsch richtete sich aber, soweit er bewußt war, nicht darauf, die geschlechtlichen Funktionen des Weibes zu erfüllen. Vielmehr erschien dem Patienten das Wünschenswerte, wie ein Weib „Schnürschuhe und Korsetts tragen und entsprechende Schaufensterauslagen unauffällig ansehen zu können." Während der Pubertätszeit hat er — wie bereits berichtet — tatsächlich ein paarmal ein Korsett unter seinen Kleidern getragen. Unbewußt äußerte sich der Wunsch, Weib zu sein, durch mancherlei Erscheinungen, über welche noch zu berichten ist.

Die Regungen der infantilen Auflehnung und Eifersucht mußten sich bei dem Patienten wechselnd gegen Vater und Mutter richten. Mit diesen Erscheinungen stehen in dem uns geläufigen Zusammenhange Todes- und Kastrationsphantasien. Diese letzteren sind bald aktiver, bald passiver Natur. Die aktiven Kastrationsphantasien haben auch die Mutter zum Objekte, welcher die infantile Phantasie ein männliches Geschlechtsorgan andichtet. Die passiven Kastrationsvorstellungen entsprechen dem Wunsche des Patienten, Weib zu sein. Sie entstammen einer Zeit, in der die Anschauung herrschte, das weibliche Geschlecht sei des ihm ursprünglich eigenen Penis durch Kastration beraubt. Alle die genannten Vorstellungen spielen eine große Rolle in seinem Traumleben. Er muß etwa einer Frau einen Finger amputieren. Oder er muß an einem Manne (Vater) eine Operation vollziehen; nachher hilft die Mutter ihm beim Vernähen der Wunde. In anderen Träumen soll ein Kind geköpft werden. Unter den perennierenden Träumen des Patienten ist die Verfolgung durch einen Mann, der ein Messer in der Hand trägt, erwähnenswert. Die besondere Ausprägung des Kastrationskomplexes zeigt die ursprüngliche Gewalt der sadistisch-masochistischen Triebregungen.

Die Kastration hat in der Phantasie des Patienten nicht nur die

[1]) Es entwickelte sich im Anschluß daran eine mit der von Freud beschriebenen absolut identische Pferde- und Giraffensymbolik (vgl. Die Analyse der Phobie eines 5jährigen Knaben).

selbstverständliche Bedeutung der Entmannung, sondern sie weist daneben auf eine bestimmte Vorstellung hin, die von jeher sein besonderes Interesse in Anspruch genommen hat. Es ist die Idee, infolge der Kastration nicht mehr urinieren zu können. Von hier führen Fäden zu einem andern Vorstellungskomplex hinüber.

Bei allen Neurotikern, deren Anal- und Urethralzonen in besonderem Maße erogen sind, besteht die Neigung zur Retention der Exkrete. Für den vorliegenden Fall gilt dies in ungewöhnlichem Maße. Die Erinnerungen aus der Kindheit beschäftigen sich großenteils mit einstmals geübten lustvollen Betätigungen in dieser Richtung. Ein nervöses Symptom — das Harnstottern — steht ebenfalls mit solcher Betätigung in Zusammenhang.

In seiner Phantasie hat Patient sich von jeher Situationen ausgemalt, in denen man zur Zurückhaltung der Bedürfnisse gezwungen ist. Mit Vorliebe malte er sich aus, wie er von Indianern gefesselt und an den Marterpfahl gebunden würde und dann zur Zurückhaltung des Blasen- und Darminhaltes gezwungen wäre. Hier tritt ein stark masochistisches Element hinzu. Ebenso war es eine seiner Lieblingsvorstellungen, er wäre Polarforscher und würde durch entsetzliche Kälte verhindert, auch nur für kurze Zeit zum Zwecke der körperlichen Entleerungen die Kleidung zu öffnen.

Auch die Versuche, sich selbst zu fesseln, waren u. a. durch solche Motive determiniert; sie fanden bezeichnenderweise im Klosett statt. Überhaupt gewann die Fesselung, welche im Vorstellungsleben der Sadisten und Masochisten die bekannte Rolle spielt, bei dem Patienten wesentlich ihre Bedeutung durch die assoziative Verknüpfung mit den Funktionen der Körperentleerung. Das Einschnüren des Körpers übte einen Druck auf Darm und Blase aus, den der Patient lustvoll empfand. Als er zum ersten Male ein Korsett anlegte, traten Erektionen ein, die von einer Urinentleerung gefolgt waren.

Eine wichtige Determinierung des Einschnürens (Korsett, Schnürstiefel) liegt in gewissen autoerotischen Gewohnheiten des Patienten, die mit einer Einklemmung der Genitalien einhergingen.

Die außergewöhnlich starke Betonung der Analzone findet ihren Ausdruck darin, daß diese Körperstelle in der Kindheit des Patienten einer eigentümlichen autoerotischen Betätigung diente: Patient pflegte sich so niederzulassen, daß die Ferse des einen Fußes einen Druck auf die Analgegend ausübte. In den entsprechenden Erinnerungen finden wir die unmittelbare assoziative Verknüpfung von

Fuß und After. Die Ferse dient gewissermaßen als männliches, der Anus als weibliches Organ.

Diese Verknüpfung wird jedoch außerordentlich verstärkt durch die koprophile Riechlust des Patienten. Sein Autoerotismus findet eine ausgiebige Befriedigung in den Gerüchen seiner eigenen Körperabsonderungen. Die Ausdünstungen der Haut, der Genitalgegend und des Fußes erregten schon früh besondere Lust. So konnte der Fuß in der unbewußten Phantasie des Patienten Genitalbedeutung erlangen.

Hinsichtlich der koprophilen Riechlust sei erwähnt, daß häufige Träume des Patienten entweder im Klosett spielen oder in durchsichtiger Symbolik analerotische Wunscherfüllungen bringen. Charakteristisch ist besonders ein Traumbild, in dem er seine Nase zwischen zwei große Halbkugeln steckt.

Daß auch der Schautrieb vorzugsweise auf das Exkrementelle gerichtet ist, wurde bereits erwähnt. In den Träumen treten Vater und Bruder des Patienten häufig in entsprechenden Situationen auf. In weitaus den meisten Träumen kommt das Wasser als Symbol vor. Von Interesse ist ein Traum des Patienten, in dem er mit seinem Bruder auf einem Schiffe durch einen Hafen fährt. Um aus dem Hafen zu kommen, müssen sie einen eigentümlichen, wie ein Haus über dem Wasser gebauten Durchlaß passieren. Sie fahren dann durch freies Wasser, sind dann aber plötzlich auf dem Lande und fahren mit dem Schiffe durch eine Straße, ohne jedoch den Boden zu berühren. Sie fahren in der Luft; ein Schutzmann sieht ihnen dabei zu. — Zur Erklärung dieses Traumes nur einige Bemerkungen! Zunächst ist auf den Doppelsinn des Wortes Hafen (in gewissen Dialekten = Topf) und auf den Anklang des Wortes „Schiff" an einen vulgären Terminus für „Urinieren" hinzuweisen. Der Durchlaß, welchen man an der Hafenausfahrt passieren muß, erinnert ihn an die abgeschrägten Säulen des Tempels von Philae. Ein weiterer Einfall lautet: „Koloß von Rhodos". Der Koloß stellt einen Mann dar, der mit auseinander gestellten Beinen über dem Hafeneingang von Rhodos steht. Er erinnert den Patienten an seinen Vater, den er als Knabe in entsprechender Körperhaltung urinieren sah. Das nachherige gemeinsame Schiffahren mit dem Bruder — wobei das Schiff durch die Luft fährt — knüpft an eine Kindheitserinnerung an, nämlich an einen unter Knaben nicht seltenen Wettstreit in bezug auf das Urinieren. Von Bedeutung ist auch das exhibitionistische Moment in diesem Traume: das Urinieren geschieht vor

den Augen eines Schutzmannes; die Erfahrung lehrt, daß aufsichtführende Personen im Traume den Vater bedeuten.

Das außerordentlich reiche Traummaterial, welches der Patient im Laufe der Analyse lieferte, enthält ähnliche Anspielungen in großer Menge. Die erstaunliche Variabilität dieser Träume läßt darauf schließen, daß die koprophile Schaulust in ganz ungewöhnlichem Maße die Phantasie des Patienten beschäftigt.

Erwähnt sei, daß der Patient die typischen Charakterzeichen sublimierter Analerotik bietet; insbesondere treten eine pedantische Sparsamkeit und Ordnungsliebe hervor.

In welchem Maße für den Patienten der Fuß dem männlichen Genitale substituiert ist, geht in bemerkenswerter Weise aus gewissen Träumen hervor, von denen zwei kurz wiedergegeben seien. Einmal trägt Patient im Traume Pantoffeln an den Füßen; die Schuhe sind hinten niedergetreten, so daß seine Fersen sichtbar sind. Dieser Traum entpuppt sich als Exhibitionstraum; die Ferse wird zur Schau gestellt wie in den gewöhnlichen Exhibitionsträumen die Sexualorgane. Der Affekt war der gleiche, wie wir ihn aus den typischen, mit Angst einhergehenden Exhibitionsträumen kennen.

In einem andern hierher gehörigen Traume berührt Patient eine Frau mit seinem Fuße und beschmutzt sie dadurch. Dieser Traum ist ohne weiteres verständlich.

In diesem Zusammenhange wird klar, warum den Patienten besonders die hohen Absätze an Frauenschuhen interessieren. Der Absatz des Schuhes entspricht der Ferse; gerade diese aber hat durch den besprochenen Verschiebungsvorgang die Bedeutung eines männlichen Genitale erhalten. So lebt in der Vorliebe für den weiblichen Fuß und seine Bedeckung, besonders aber für den Absatz das infantile Sexualinteresse fort, das der Patient einst dem von ihm supponierten Penis des Weibes entgegenbrachte.

Das angeführte Tatsachenmaterial stellt nur einen geringen Bruchteil dessen dar, was die Analyse zutage gefördert hat. Es scheint mir aber ausreichend, um den Nachweis zu erbringen, daß dem Fuße die Bedeutung eines Genitalersatzes zukommt. Schautrieb und Riechtrieb, von jeher in auffälligem Maße auf das Exkrementelle gerichtet, wurden einer weitgehenden, freilich sehr ungleichen Umwandlung unterworfen: der Riechtrieb wurde in weitem Ausmaße verdrängt, der Schautrieb hingegen um so stärker betont, freilich von seinem ursprünglichen Interessengebiet abgelenkt und idealisiert.

Dieser Vorgang, dem nur der eine der beiden in Frage kommenden Triebe zum Opfer fällt, verdient den ihm von Freud gegebenen Namen „Partialverdrängung".

Seit der ausführlichen Analyse dieses Falles hatte ich mehrfach Gelegenheit, bei Neurotikern fetischistische Züge, welche gewissermaßen einen Nebenbefund bildeten, der Analyse zu unterwerfen. In allen Fällen erhielt ich die gleichen Resultate bezüglich der Bedeutung derjenigen Triebe, die in dem mitgeteilten Falle als Grundlagen des Fetischismus ermittelt wurden. Wegen dieser Gleichförmigkeit der Resultate unterlasse ich es, Einzelheiten aus diesen Analysen mitzuteilen.

Es erübrigt noch, einiges über die therapeutische Wirksamkeit der Psychoanalyse im obigen und in anderen Fällen von Fetischismus hinzuzufügen. Zu einer Beseitigung des Fetischismus bin ich in dem geschilderten Falle nicht gelangt. Wohl aber hat die Aufklärungsarbeit der Analyse der sexuellen Abnormität sehr viel von der Macht genommen, die sie bis dahin über den Patienten gehabt hatte. Seine Widerstandskraft gegenüber den Reizen weiblicher Schuhe usw. war wesentlich gewachsen. Während der Analyse tauchten des öfteren normal-sexuelle Regungen auf. Ich halte es nicht für unmöglich, daß eine konsequent fortgesetzte Behandlung allmählich zu einer Stärkung der normalen Libido geführt hätte.

Günstiger scheinen die Chancen mir da, wo es sich um weniger ausgeprägte Fälle handelt; wenn z. B. Erscheinungen fetischistischer Art neben einer Neurose bestehen. Ein kürzlich von mir analysierter Fall dieser Art scheint mir den Beweis zu liefern, daß die Symptome der Neurose und des Fetischismus mitsammen durch die Psychoanalyse zum Schwinden gebracht werden können, um einem normalen geschlechtlichen Verhalten Platz zu machen.

Traumdeutung und Menschenkenntnis.

Von Dr. **Hanns Sachs** (Wien).

> The Conscious and the Unconscious blended inscrutably in this our inscrutable Life.
> Carlyle.

Was die Ereignisse des Tages an Begierde und Besorgnis, Liebe oder Abneigung in dem Träumer geweckt haben, das geht auch in seine Träume über. Die aktuellen Wunschregungen sind nach dem schönen Freudschen Gleichnis als „Unternehmer" am Zustandekommen des Traumes beteiligt, aber nicht alle in gleicher Weise. Diejenigen, welche während des Wachdenkens abgelehnt, unterdrückt, verdrängt wurden, sind dadurch mit dem Infantilen in Verbindung geraten und treten deshalb in den Traumgedanken ganz besonders hervor. So zeigt der Traum gerade das, was das Wachdenken verbirgt, was aber auch für das Wachdenken nicht bedeutungslos ist. Er gibt uns den Schlüssel zu manchen, sonst unverständlichen Besonderheiten des Träumers; die Verteilung der Affekte, die sein Seelenleben regieren, erscheint nicht mehr willkürlich, wir lernen erkennen, mit welchen Vorstellungen sie ursprünglich verbunden waren und wie und warum sie losgelöst und an andere festgelötet wurden. Gerade die individuellen Züge, das was wir die Charakteranlage eines Menschen nennen, werden ohne Kenntnis seines Unbewußten niemals völlig verständlich sein. Doch muß man sich wohl hüten, die Wünsche, die uns die Traumdeutung verraten hat, ohne weiteres in den Charakter des Träumers hineinzuverlegen. Es sind ja im Gegenteile die abgelehnten Wünsche, deren Ausführung sich der Träumer unter keinen Umständen gestatten will, die im Traume zu Wort kommen. Sie sind freilich deshalb nicht minder aktive Kräfte, aber nicht in ihrer ursprünglichen Form, sondern durch Reaktionsbildung und Sublimierung verändert. Nur etwa in kleinen, wenig

beachteten Zügen oder in Symptomhandlungen treten sie ohne Hülle an das Licht des Tages.

Im folgenden sollen an einigen Beispielen solche aktuelle Wünsche des Traumes aufgezeigt werden; wer sich mit Traumdeutungen beschäftigt hat, wird wohl auch ohne Mühe die Zusammenhänge mit infantilen Wünschen erraten können, die ich, um größere Klarheit der Darstellung zu erzielen, wenig berücksichtigt habe. Was der Traum uns an Beziehungen zur Gegenwart kundgetan hat, wollen wir dann auch im Bewußtsein aufsuchen und dürfen uns nicht wundern, wenn wir das Ungeheuer, das wir unter dem Vergrößerungsglase der Analyse gesehen haben, dann als Infusionstierchen wiederfinden.

Leider konnte ich diese Analysen fast nirgends vollständig wiedergeben. Das ist eine unangenehme Notwendigkeit, gegen die ich keine Abhilfe weiß. Die Rücksicht auf den Träumer und seine Umgebung nötigt zur Diskretion, gleichviel, ob man fremde oder eigene Träume gedeutet hat. Ein anderer Teil muß der Darstellbarkeit aufgeopfert werden. Eine Analyse enthält ohnehin schon eine schwer übersehbare Masse von Einfällen und Kombinationen. Will man diese alle dem Leser verständlich machen, so müssen noch Exkurse hinzugefügt werden, welche den Teil der Lebensgeschichte, auf den die Einfälle Bezug nehmen, erzählen und dadurch entsteht dann ein fast unübersehbares Gewirre. Eine vollständige Deutung ist wohl nur darstellbar, wenn der Leser schon mit der Vorgeschichte vertraut ist, wie in Freuds „Bruchstück einer Hysterieanalyse". Wo die Deutung eines einzelnen Traumes aus dem seelischen Zusammenhange gerissen wiedergegeben wird, muß man sich damit begnügen, das mitzuteilen, was für das gewählte Thema von Interesse ist und auf die Lücken, die man nicht auszufüllen vermag, hinzuweisen. Die Forderung, die man an jede vollständige Analyse zu stellen berechtigt ist, daß jedes Element des Trauminhaltes durch die Deutung zum mindesten einfach determiniert sei, kann hier unmöglich erfüllt werden.

Beispiel I.

Vor mehreren Jahren unterhielt ich mich mit einer hochgebildeten Dame über die Probleme der Traumdeutung. „Sie wissen ja, daß ich als übermäßig prüde im Verrufe stehe und sogar ein bißchen stolz darauf bin. Meine Träume wird man also wohl nicht deuten können," bemerkte sie mit Anspielung auf die große Rolle der Sexualität in der Lehre von der Traumdeutung. Zum Beweise erzählt sie mir sogleich folgenden Traum:

Ich habe große Gesellschaft. Herr X. tritt ans Klavier. Er ist in Hemdärmeln und singt ein parodistisches Lied (das sie näher bezeichnet). Meine Schwester sagt zu mir: „Er macht es gut.“ Ich antworte: „Er macht alles gut.“

Zu meiner Aufklärung fügt die Erzählerin hinzu, Herr X. sei der reichste Mann ihres Stadtviertels.

Ich meine, der Traum ist geeignet, den Satz der Träumerin, den er beweisen soll, völlig zu widerlegen und damit den richtigen Sachverhalt darzutun. Gerade in den Träumen unerfahrener junger Mädchen oder besonders prüder Frauen sind die Anspielungen aufs Sexuelle sehr leicht zu verstehen. Da sie alles Derartige aus ihrem Bewußtsein verbannen, braucht es keiner besonders schwierigen Verkleidung, um unkenntlich zu sein. Ganz anders verhält es sich bei jenen Leuten, die es sich zum Lebenszwecke gemacht zu haben scheinen, überall Anspielungen auf das Geschlechtliche zu suchen und zu finden. Wenn bei solchen Meistern der Zote dann etwas Verbotenes ins Bewußtsein eingeschmuggelt werden soll, muß es vorher so sorgfältig unkenntlich gemacht werden, daß es bei der Deutung keine geringe Mühe braucht, um die Traumentstellung wieder zu redressieren.

Wir lassen uns also nicht entmutigen und gehen an die Deutung, ohne weiteres Material von der Träumerin zu fordern. Auf die feineren, individuellen Bezüge sowie auf die Sicherheit, die die Aufdeckung des mehrfachen Zusammenhanges der einzelnen Elemente untereinander einer Analyse gibt, müssen wir freilich verzichten. Aber immerhin können wir aus diesem Traume, der fast nur aus typischen Elementen besteht, manches Interessante erfahren.

Die „große Gesellschaft“ ist uns als Wunschgegensatz zu einer geheimen Unterhaltung schon bekannt. Der reiche Mann ist als vermögender, oder noch deutlicher als potenter, aufzufassen[1]). Die Hemdärmel sind die Andeutung eines weiter gehenden Entblößungswunsches. Die Kenntnis der Bedeutung der Schwester als Genitale verdanken wir Stekel[2]). Der Sinn der Wechselreden braucht dann nicht erst erläutert zu werden. Der ganze Traum ist die wenig entstellte Wiedergabe des Gedankens: Ein Koitus mit einem potenten Manne wäre gut.

Wie verhält sich nun dieser Traum zur Wirklichkeit? Es stimmt jedenfalls nicht schlecht zu unserer Deutung, daß die Träumerin vor

[1]) Freud, „Bruchstück einer Hysterieanalyse“ in der „Sammlung kleiner Aufsätze zur Neurosenlehre“, 2. Folge, S. 40.

[2]) „Beiträge zur Traumdeutung“ im Jahrbuch, I. Band, II. Hälfte, S. 473.

nicht allzu langer Zeit Witwe geworden ist. Die ungewohnte Abstinenz muß sich bei ihr fühlbar machen und es wäre nicht unbegreiflich, wenn sie die Absicht hätte, dem Geschlechtsverkehre noch nicht definitiv zu entsagen. Anderseits läßt sich der Traum mit den mir bekannten Eigenschaften der Dame anscheinend schwer vereinigen. Sie war immer die zärtlichste Mutter, die beste Gattin und wird ihrem Manne ganz gewiß über den Tod hinaus die Treue bewahren. Wäre ich so unvorsichtig gewesen, ihr meine Deutung mitzuteilen, sie hätte sie mit ungeheuchelter Entrüstung von sich gewiesen. Ich glaube aber doch, daß wir durch unseren Fund, wenn wir ihn nur richtig einzuschätzen verstehen, einen Einblick in ihr Wesen gewinnen können, der uns sonst versagt bliebe. Die Prüderie und den Stolz, den sie darein setzt, können wir jetzt leicht als die gesteigerte Sexualablehnung bei einer geschlechtlich bedürftigen und dabei ästhetisch und ethisch hoch entwickelten Persönlichkeit erkennen. Aber auch manches andere, das ich hier leider nicht detaillieren kann, und das von ihrer Umgebung unter dem Titel einer „Übertriebenheit", als „Unsinn" oder „Abgeschmacktheit" ohne Erklärung hingenommen wird, ist durch die Traumdeutung durchsichtig geworden.

II. Beispiel.

Es ist im Dianabad; der Teufel schwimmt, ich sehe seine außerordentlich kräftigen Schulterblätter, suche ihm zu suggerieren, daß er sich nicht rühren kann; ich bin sehr stolz, wie es mir gelingt, daß ich auch über den Teufel Macht habe.

Es ist dies ein Fragment aus dem Traum einer jungen Frau, die auch nicht sehr bewandert in der Sprache der sexuellen Anspielung ist, weshalb wir hier wie im ersten Falle ohne weiteres Material auskommen können; zu meinem größten Glücke übrigens, da mir dieses nicht zugänglich gemacht worden wäre. Die Träumerin ist erst ein Jahr verheiratet: die Kenntnis dieser Tatsache reicht zur Deutung aus.

Das Dianabad, eine bekannte Wiener Schwimmanstalt, erhält sein Recht im Traume vertreten zu sein durch den Umstand, daß es den Namen der jungfräulichen Göttin, der Beschützerin der weiblichen Keuschheit in seinem Titel enthält. Der Teufel ist eben jener, der in der bekannten Novelle des Dekamerone „Alibech in der Thebaide" so oft in die Hölle geschickt wird: der Penis. Das Schwimmen ist, wie sonst so häufig das Fliegen, eine Darstellung der Aktion beim Koitus.

Das „außerordentlich kräftig" ist keiner Erklärung bedürftig. Eine sichere Deutung der „Schulterblätter" kann ich ohne Analyse nicht geben, doch scheint die von Dr. Stekel in seinem Buche „Die Sprache des Traumes" gegebene Regel: „Alle paarigen Organe können füreinander stehen" hier anwendbar zu sein; die Schulterblätter könnten dann vielleicht als die zum Penis gehörigen Hoden aufzufassen sein. Der Teufel, der sich nicht rühren kann, ist natürlich der in der Vagina festgehaltene Penis und die Schlußworte: „Ich bin sehr stolz usw." geben der Siegesstimmung, die man so oft bei jungen Ehefrauen finden kann, charakteristischen Ausdruck. Es ist der berechtigte Stolz darüber, die große Leistung, der das junge Mädchen jahrelang mit sehnsüchtiger Erwartung, aber auch mit Angst und Zweifel in seine Fähigkeiten entgegengeharrt hatte, nun wirklich vollbracht zu haben.

Die nun folgenden beiden Träume bringen uns ihren Sinn nicht so bequem entgegen. Sie stammen von einem Träumer, dessen Zensur nicht so leichten Kaufes hintergangen werden kann, von mir selbst.

III. Beispiel.

Auf der Schmelz. Ein Pülcher sagt: „Die neue Schule in der Wallensteinstraße (oder Andreas-Hofer-Gasse), das kann ich nicht aushalten, ich stell' etwas an."

Bald darauf, auf der Spitze eines Wiesenhügels, ein Revolverschuß. Der Verletzte wird heruntergebracht, es sind ihm ein Lungenflügel und eine Gehirnhälfte zerschmettert und er stirbt sofort. Der Mörder, der einen grünen Samthut trägt, sagt: „Jetzt muß ich scheißen." Wie man hinaufeilt, hat er das getan und sich dann mit dem Revolver unter dem Hemd erschossen. Das Hemd hat einen Blutfleck vorn.

Ich führe mich, wie man sieht, nicht in gewinnender Weise ein. Es ist so recht der Typus eines „gemeinen" Traumes. Gemein ist nicht nur die äußere Fassade, sondern auch nicht minder der Inhalt der Traumgedanken.

Die Schmelz ist der Exerzierplatz der Wiener Garnison und ein beliebter Sammelplatz für allerlei Gesindel. Das Wort präludiert dem Exkrementellen, das dann später im Traume so überdeutlich zu Worte kommt, denn „schmelzen" heißt im Wiener Dialekt das Defäzieren. Gleichzeitig hat der Ausdruck aber auch auf meine Bemühungen um psychoanalytisches Wissen Bezug. Denn in einem Vor-

trage, den ich in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung hielt, sagte ich eingangs, ich habe zur Zeit der Anmeldung meines Vortrages nicht ahnen können, daß sich gerade über das darin behandelte Problem noch vorher hitzige Debatten entspinnen würden und verglich mich mit einem Manne, der ein stilles Plätzchen zum Ausruhen gefunden zu haben glaubt und dann bemerken muß, daß er sich inmitten eines Exerzierplatzes befindet. Es sind also durch das Wort „Schmelz" zwei Wege eröffnet. Wir lassen das exkrementelle Thema ganz beiseite und folgen nur der andern, für die Analyse wie für die Darstellung leichter zugänglichen Spur. „Pülcher" heißt in Wien ein arbeitsscheuer Herumtreiber oder Zuhälter. Zur Wallenstein- respektive Andreas-Hofer-Gasse kommt mir folgendes in den Sinn: Meine Frau hat diese Woche angefangen Schule zu halten. Sie bereitet eine Dame zur Maturitätsprüfung vor und gibt ihr Stunden in deutscher Literaturgeschichte. Aus diesem Anlasse las sie den Wallenstein wieder und wir unterhielten uns einige Male über das Stück. Ferner brachte sie zu demselben Zwecke ein Lesebuch für Mittelschulen nach Hause, in dem ich beim Blättern auf das bekannte Gedicht Andreas Hofer von Mosen („Zu Mantua in Banden" usw.) traf. Die Stunden hatte meine Frau übernommen, um einen Teil ihrer Ausgaben selbst bestreiten zu können. Am Traumtage hatten wir eine Budgetdebatte gehabt, in der davon die Rede war, wieviel man sich gestatten dürfe, auf welche Genüsse man verzichten müsse. Jemanden „aushalten" heißt nicht nur seine Anwesenheit ertragen können, sondern auch ihm den Unterhalt gewähren. Der Sinn des ersten Absatzes lautet sonach etwa so: Das Schulehalten meiner Frau genügt mir nicht; ich will sie nicht mehr länger erhalten, sie soll sich eine Anstellung suchen („ich stell' etwas an" im Traume). Ich will nichts arbeiten, mich nach Belieben in der Welt herumtreiben und von meiner Frau ernähren lassen wie ein Zuhälter.

Die Deutung des nächsten Satzes kann ich nicht mitteilen; die Lücke unterbricht glücklicherweise den Zug der Traumgedanken nicht wesentlich.

„Heruntergebracht" und „Lungenflügel" sind mir leicht verständliche Anspielungen. Ich litt vor wenigen Wochen an einem hartnäckigen Bronchialkatarrh. Die Besorgnis, daß daraus die Erkrankung eines Lungenflügels sich entwickeln könnte, veranlaßte meine Angehörigen mir dringend zu raten, ich möchte mir Urlaub nehmen und auf ein paar Tage ins Gebirge gehen. So wurde ich von ihnen mit

sanfter Gewalt auf einen hochgelegenen Erholungsort hinaufgebracht (im Traume: heruntergebracht). Am Traumtage hatte meine Schwester gemeint, ich müsse trotz des guten Erfolges, den jener Aufenthalt im Gebirge hatte, mir noch längere Zeit große Schonung auferlegen. Dagegen hatte ich lebhaft protestiert und mich für ganz gesund erklärt. Im Traume ist gerade das Gegenteil der Fall, ich stelle mein Leiden viel ärger dar, als es ist: ein Lungenflügel ist schon zerschmettert, die Krankheit hat mich vollständig heruntergebracht. Im Zusammenhange mit der Deutung des ersten Traumstückes kann das nur heißen: Ich freue mich, daß ich krank bin, weil das einen willkommenen Anlaß bietet, nichts mehr zu arbeiten und wegzureisen. Gegen diese Deutung lehne ich mich anfangs entschieden auf; ist mir eine dauernde Invalidität nicht immer als ärgstes Schreckbild vor Augen gestanden? Aber die Assoziationen, die sich an die Traumelemente knüpfen, zerstreuen jeden Zweifel. Der Andreas Hofer führt mich nach Meran, wo ich im Volksschauspiele sah, wie er erschossen wurde — noch dazu bei den Klängen der Melodie jenes Mosenschen Liedes. Der tapfere Sandwirt wurde damals von einem Schuster dargestellt und als „Schuster" mußte ich mich selbst in jungen Jahren unzählige Male bezeichnen lassen, weil ich den Namen des berühmten Nürnberger Schuhmachers und Poeten trage. Also kann doch nur ich es sein, der im Traume erschossen wird. Meran ist ein Kurort für Lungenkranke, mir aber um seiner landschaftlichen Schönheit willen besonders lieb, so daß ich oft schon gewünscht habe, dort ein paar Monate zubringen zu dürfen. Schließlich muß ich mir vorhalten, mit welcher Virtuosität ich in der Schule jede Krankheit auszunutzen verstand und den kleinsten Schnupfen als schwere Erkältung darzustellen wußte, wenn es galt, mich einer unangenehmen Pflicht zu entziehen. Die wenigen Tage Urlaub und Müßiggang haben mir offenbar so sehr zugesagt, daß sich der Wunsch gebildet hatte, jene Technik der Schuljahre wieder hervorzusuchen und auf meine gegenwärtigen Verhältnisse anzuwenden. Seinen Höhepunkt findet dieser Gedankengang in den Worten „und stirbt sofort". Das „stirbt" ist durch sein Gegenteil zu ersetzen und bedeutet: Jetzt, durch meine Krankheit vor Erwerbssorgen geschützt, fange ich zu leben an. Ich werde ein „Lebemann".

Die Umkehrung von Tod in Leben ist ohne weiteres gestattet, da man „zunächst von keinem eines Gegenteiles fähigen Elemente weiß, ob es in den Traumgedanken positiv oder negativ enthalten

ist“[1]). In diesem Falle aber ist es mit Sicherheit erweislich, daß der Tod im entgegengesetzten Sinne aufzufassen ist.

Am Traumtage hatte ich mich sehr intensiv mit einer Strophe eines Gedichtes aus den „Carmina burana“ beschäftigt; sie schildert den Paradisus amoris, den Hain des Liebesgottes und beginnt mit den Worten:

Immortalis fieret
Ibi manens homo[2]).

Kurz vorher hatte ich in der Odyssee nicht ohne Rührung die herrliche Stelle gelesen, wo Odysseus den Antrag der Kalypso, sie wolle ihn unsterblich machen, zurückweist, weil er die Heimkehr und das Wiedersehen mit der Gattin der ewigen Jugend vorzieht. Daran schließt sich wieder ein Zitat aus Uhland:

Den Homerus ließ ich liegen,
Nun ich selbst Ulysses ward.

Diese Stellen bestätigen die Deutung so, daß kein Zweifel mehr möglich ist: im Sexualgenusse (Hain des Amor), im freien Herumtreiben und Fernbleiben von Heimat und Pflicht liegt für mich das wahre Leben.

Nun zum letzten Teile des Traumes. Ein grüner Samthut ist mir an einem Kollegen aus dem psychoanalytischen Verein unlängst aufgefallen. Es ist das gerade jener, mit dem ich mich unablässig vergleiche, wenn ich mir auch längst eingestehen mußte, daß er mir an Wissen und Können überlegen ist. Der Revolver ist der Penis. Sich selbst erschießen heißt masturbieren, was durch den Zusatz „unter dem Hemd“ noch deutlicher gemacht wird. Auch der Blutfleck vorn ist mir nicht lange zweifelhaft: Es ist ein Samenspritzer, wie ihn die im Pubertätsalter stehenden Masturbanten oft voll Verwunderung und Schrecken auf ihrem Hemde sehen. Von sehr intensiver Masturbation habe ich gehört oder gelesen, daß der Same zuletzt mit Blut vermischt ejiziert wird. Übrigens trifft diese Auflösung mit einer der symbolischen Gleichungen, die Dr. Stekel in seinem Buche „Die Sprache des Traumes“ aufgestellt hat, zusammen.

Die Deutung erweckt einen höchst düsteren Gedankenzug. Die Freude, daß mich die Krankheit aller Arbeitspflicht enthebt, wird

[1]) „Die Traumdeutung“, 1. Auflage, S. 218.

[2]) „Carmina burana“, herausgegeben von J. A. Schmeller, De Phyllide et Flora, Strophe 66, S. 163.

getrübt durch die Besorgnis, aus meinen psychoanalytischen Studien, auf die ich soviel Hoffnung setze, die meinen Ehrgeiz und Wissensdrang so mächtig angespornt haben, herausgerissen zu werden. Ein bloßes Genußleben verdummt, auch kann durch schrankenlose Ausnutzung der sexuellen Freiheit eine Erkrankung, die mit Verblödung endet (die zerschmetterte Gehirnhälfte) akquiriert werden. Und an diesen Gedanken von den schädlichen Folgen der Ausschweifung schließt sich eng eine Befürchtung, die sich wohl bei jedem Manne, der in der Pubertät masturbiert hat, finden wird. Habe ich mich nicht dadurch auf Lebenszeit zu geistiger Anspannung unfähig gemacht? Darf ich überhaupt noch hoffen, selbständige, intellektuelle Leistungen aufzubringen?

An diesem peinlichen Gedankenmateriale bewährt sich die wunscherfüllende Kraft des Traumes am glänzendsten. Alle meine Befürchtungen werden durch ein höchst einfaches Mittel abgewehrt, ja zur Wunscherfüllung umgewandelt, durch ein Mittel allerdings, das eine Skrupellosigkeit erfordert, wie ich sie hoffentlich nur im Traume aufbringe. Der Traum schiebt nämlich alles Peinliche einfach meinem Konkurrenten, dem Träger des grünen Hutes, zu. Er benimmt sich wie ein kindisch gewordener Geisteskranker, der seine Bedürfnisse nicht mehr beherrschen kann (jetzt muß ich sch . . . .n); er ist es, der exzessiv onaniert hat, der vielleicht noch onaniert; von einem solchen Rivalen habe ich nichts zu fürchten, ich kann mich ungestört dem Lebensgenusse hingeben — er wird mir nicht gefährlich werden.

Ich glaube, wie gesagt, nicht, daß ich fähig bin in Wirklichkeit ähnlich rücksichtslos zu verfahren — aber das Wesentliche dieses Traumes muß ich doch als richtig zur Kenntnis nehmen. Was mein fortwährendes Vergleichen, auch auf Gebieten, wo wir nichts Gemeinsames haben, schon im Wachleben andeutet, das drückt der Traum mit voller Klarheit aus: ich habe gegen diesen Kollegen die typische Konkurrenz-Einstellung, er ist der Rivale, der Nebenbuhler, den ich mir in jeder neuen Situation neu erschaffe und den ich stets aufs neue übertreffen und beseitigen will. Warum ich gerade ihn unter soviel Mitstrebenden, die die gleiche Eignung besitzen, für diese Rolle auserkoren habe, das ist mir durch die Deutung eines andern Traumes klar geworden: er trägt den Namen eines verstorbenen Anverwandten, gegen den ich schon in den ersten Kinderjahren jene Rivalitäts-Einstellung vornahm. Die Feindseligkeit gegen seinen jetzigen Nachfolger ist natürlich durch den Überbau kultureller und moralischer

Hemmungen längst verdeckt; sie hat die Formen eines friedlichen Wettstreites angenommen, bei dem ich seine Leistungen neidlos anerkenne. Aber die Urform meines Verhältnisses zu ihm bleibt doch jene alte Rivalität der Kindheit.

Ähnlich verhält es sich mit dem Komplexe, der mit meiner Frau verknüpft ist. Sie glaubte mir in den letzten Tagen den Vorwurf der Verschwendung machen zu müssen, weil ich sie allzu reichlich beschenkt habe. Ich bin nicht der Ansicht, daß ich auf meine Freigebigkeit stolz sein darf; sie ist nichts anderes als eine Reaktionsbildung, hervorgerufen durch die egoistischen und — in jedem Sinne — schmutzigen Gedanken, die an jenem Traume mitgewirkt haben.

Vor Beginn der Deutung war ich und wohl auch der Leser der Ansicht, daß der im Anfange redende „Pülcher" mit dem Manne im grünen Samthute identisch sei. Es wird zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber der Gesamteindruck zielt offenbar dahin. Die beiden sind aber, wie die Deutung gezeigt hat, in Wirklichkeit zwei verschiedene Personen. Dieser irreführende Anschein ist ein Erfolg der „sekundären Bearbeitung", die es hier vorzüglich verstanden hat, ursprünglich ganz inkohärente Bestandteile zu einer scheinbar durchaus geschlossenen und logisch gefügten Erzählung zusammenzuschweißen.

Noch eine Bemerkung muß ich zur besseren Verständlichkeit des Traumes hinzufügen. Er fand gegen Morgen statt, wie ich mit Sicherheit feststellen kann, da ich vorher, etwa um fünf Uhr, eine Weile wachgelegen war. Zu dieser Zeit pflegen sich die körperlichen Bedürfnisse schon ziemlich energisch zu melden. Ich vermute daher, daß an dem Zustandekommen des Traumes ein Leibreiz beteiligt war, der schon in dem Worte „Schuß" anzuklingen begann, dann aber offenbar so heftig wurde, daß der Traum ihn in unverhüllter, ja überdeutlicher Form (jetzt muß ich . . .) aufnehmen mußte, da er schon zum Weckreiz zu werden drohte. Indem der Traum nun meinem Rivalen alle meine Schwächen zuschiebt, befreit er mich auch von der Gefahr, durch diesen Reiz wirklich geweckt zu werden. Nicht ich, sondern er ist die Person, die jene unaufschieblichen körperlichen Bedürfnisse hat und ich darf also nicht nur den Vorsatz fassen, mein Leben zu genießen, sondern auch — wenn auch nur für eine Weile — ruhig weiter schlafen.

IV. Beispiel.

Ich führe einen Fremden in der Stadt herum, zeige ihm verschiedene Geschäfte, wobei er etwa sagt: „Das ist

teuer" und ich: „Aber sehr solid (oder dauerhaft)". Am Graben, wo das Geschäft von Klein ist, ein neues Geschäft mit Schwarz-Weiß-Ornamentik. Wir gehen durch einige Straßen, kommen in den Schottenhof, wo aber die Toreinfahrt ein gotisches Gewölbe ist, dazwischen ein Stück unbehauener Fels, das nicht imstande erscheint, das Gewölbe zu tragen. Furcht, daß es einstürzen könnte. Wir kommen in den Hof, hier ist eine große Waldlandschaft, vorne Wiesen und ein Bach (oder Weg). Ich sage: „Das ist doch ganz anders. Wenn die Berge nicht in Wolken wären, müßte man die Schneegipfel sehen."

Wir haben es hier mit einem äußerst inhalts- und beziehungsreichen Traum zu tun. Seine Analyse umfaßt viele Seiten und doch glaube ich ihn nicht ganz erschöpft zu haben. Ich will zunächst einiges vorweg nehmen, das nicht zu unserem Thema gehört und doch nicht ganz unbesprochen bleiben darf.

Zu dem „gotischen Gewölbe" fällt mir eine Stelle aus Grillparzers Tagebüchern ein, die ich vor kurzem als deutliche „Mutterleibsphantasie" für die Psychoanalyse in Anspruch genommen habe. Sie lautet: „Wenn der Held eines Romans nach mannigfaltigen Schicksalen wieder in das Haus zurückkommt, in dem er seine Jugend verlebt hat, so stelle ich mir dasselbe immer gotisch und finster vor, gesetzt auch es wäre als ganz anders geschildert worden."

An „gotisch" knüpft sich aber noch ein zweites Zitat, jenes aus „Dichtung und Wahrheit" bekannte epigrammatische Briefchen Herders an Goethe: „Der von den Göttern du stammst, von Goten oder vom Kote . . . ." Es ist also nicht nur ein gotisches, sondern auch ein kotiges Gewölbe, womit nur die Nates gemeint sein können. Und doch weist das „abstammen" von ihm wieder auf den Mutterleib. Wie lassen sich diese beiden Deutungen vereinigen? Der Widerspruch wäre unlösbar ohne Kenntnis gewisser typischer Vorstellungen aus der Kinderzeit. Unter den von Freud gefundenen „infantilen Sexualtheorien"[1]) findet sich auch jene, daß die Kinder, wie der Kot aus dem Anus an die Welt befördert werden. Diese Theorie war offenbar auch die meinige, ebenso wie die meines Namensbruders, des kleinen Hans[2]), und sie hat auf meine frühesten Phantasien bestimmend eingewirkt. Defäzieren und Gebären wird identifiziert, die Kinder

[1]) „Sammlung kleiner Aufsätze zur Neurosenlehre", 2. Folge, S. 159 f.
[2]) „Analyse der Phobie eines 5jährigen Knaben", von Freud, Jahrbuch I/1.

„stammen vom Kote", sind selber einmal Kot gewesen. An diese Geburtsphantasie knüpfen sich aber, wie nicht anders zu erwarten, die Todesgedanken, die „Furcht, daß das Gewölbe einstürzen könnte". Soll das heißen, daß mir kein langes Leben mehr beschieden ist? Das „dauerhaft" im Traume klingt wie eine tröstende Antwort auf diese Frage. Mir scheint meine Konstitution nicht stark genug zu sein, um ein hohes Alter zu verbürgen, sie „erscheint nicht imstande das Gewölbe zu tragen". Allerdings kann ich mich damit beruhigen, daß ich höchst regelmäßig lebe, alle gesundheitsschädlichen Exzesse meide. Ich bin nicht robust — „aber sehr solid".

Wir sind hier schon wieder aus der Tiefe des Infantilen an die Oberfläche emporgetaucht. Wir wollen nun zum Anfange des Traumes und seinen Tagesanknüpfungen zurückkehren.

„Ich führe einen Fremden in der Stadt herum." Die Rückreise von jenem Erholungsorte im Gebirge machte ich in Gesellschaft mehrerer Bekannten. Unter ihnen befand sich eine junge Dame, mit der ich ein längeres Gespräch führte. Da sie Ausländerin ist, bot ich mich ihr als Führer an, um ihr Sehenswürdigkeiten, Vergnügungsstätten u. dgl. zu zeigen. Im Traume ist dieser Vorschlag bereits angenommen worden, nur hat sich die junge Dame in einen „Fremden" verwandelt. Der Traumentstellung ist dieser Wechsel des Geschlechtes offenbar sehr günstig, aber woher schöpft die Traumarbeit ihre Berechtigung dazu? Der Grund ist sehr einfach. Der Familienname der Dame endet auf „Mann" (etwa wie Bethmann) und der Traum hat bekanntlich das Vorrecht, sich an Wortlaut und Namen zu halten. Übrigens ist auch die andere Hälfte des Namens im Trauminhalte vertreten.

„Zeige ihm verschiedene Geschäfte". Diese Stelle blieb mir zunächst unklar und ich mußte weitergehen, ohne befriedigende Aufklärung gefunden zu haben. Erst als ich aus den anderen Teilen des Traumes die Kenntnis jener exkrementellen Phantasien geschöpft hatte, fiel mir bei, daß ich in einem Aufsatze von Otto Rank vor kurzem die Defäkation und das Urinieren mit den Ausdrücken „das große" respektive „das kleine Geschäft" umschrieben gefunden habe. Die „verschiedenen Geschäfte" sind damit wohl erklärt, aber daß ich exhibitionistische Phantasien, die sich nur auf Kindergepflogenheiten beziehen können, an jene Dame geknüpft haben sollte, scheint mir ganz unglaubwürdig. Aber hier kommt mir, wie bei dem „gotischen Gewölbe" die Erinnerung an einen Fund, den ich für die Psychoanalyse

gemacht zu haben glaube, zu Hilfe. Nicht durch Zufall, denn Anspielungen auf diese kleinen Entdeckungen durchziehen mit wunscherfüllender Absicht den ganzen Traum. Es handelt sich um die literarische Bestätigung einer der von Freud beobachteten kindlichen Sexualtheorien, welche in demselben Aufsatze, wie jene andere im Traume selbst vorkommende, enthalten ist. Nach Freud erwarten die Kinder von der Ehe ein Hinwegsetzen über die Scham, was am häufigsten mit den Worten: „daß man dann voreinander uriniere" ausgedrückt wird. Ähnlich erklärt Simplicissimus, der Held des bekannten Romans von Hans Jakob Christopher von Grimmelshausen, nachdem er zum ersten Male einem Koitus zugesehen hat, ohne die Bedeutung des Vorganges zu verstehen, auf Befragen, was denn eigentlich geschehen sei: „Ich meine, der Mann wollte sein Wasser abgeschlagen haben; das Frauenzimmer hob sich die Röcke auf und wollte dazu scheißen." Die Stelle ist von der von Freud am häufigsten gehörten Aussage ein wenig verschieden, da sich bei Grimmelshausen die beiden nicht das kleine Geschäft (im Traume: das Geschäft von Klein), sondern verschiedene Geschäfte zeigen. Dieser Ausdruck wurde in den Traum mit geringen Veränderungen aufgenommen und bedeutet nach der Ableitung offenbar die Ausübung des Koitus. Meine unbewußten Wünsche haben sich also jenes Gespräches, das, wie ich wohl nicht erst zu versichern brauche, vollkommen harmlos war, bemächtigt und es nach ihrer Gewohnheit seiner Harmlosigkeit gründlich beraubt. Ich bin aus dem Führer der Verführer der Dame geworden. Das Gewölbe und das Stück unbehauener Fels sind Erinnerungen an die zahlreichen Tunnels, die wir bei jener Reise durchfuhren — und das Eisenbahntunnel gilt ja, in Romanen und Witzblättern wenigstens, als ein für die sexuelle Aggression ganz besonders geeigneter Ort.

In einem Geschäfte, dessen Inhaber Klein heißt, hatte ich am Traumtage Einkäufe gemacht und bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß nebenan, an die Stelle eines Spielzeuggeschäftes, dessen Auslage das Entzücken meiner Kinderjahre war, ein neues Geschäft, nämlich die Filiale einer Bank, eingezogen sei. Dabei wurde ich an Geschäfte, die ich mit einer andern Bank abzuwickeln habe, gemahnt. Diese andere Bank heißt Verkehrsbank und ein ihr angehöriger Beamter hatte sich bei jener Reise auch in der Gesellschaft befunden. Diese Tatsachen werden im Traume stark verdichtet. Die „Verkehrsbank" dient einerseits der Darstellung sexueller Phantasien, denn „verkehren",

d. h. natürlich geschlechtlich verkehren, müßte man während einer Bahnfahrt allerdings auf der Bank, während sie anderseits die Erinnerung an jenen Beamten und damit auch an die übrige Reisegesellschaft wachruft. Wenn das Wort trotzdem nicht in den Trauminhalt aufgenommen wurde, so hat dies seinen Grund darin, daß seine Beziehungen nur auf jene eine, an die Bahnfahrt anknüpfende Phantasie anwendbar sind, während in den Traumgedanken auch andere, ältere Erinnerungen und Wünsche vorkommen und Darstellungen verlangen, wofür sich der allgemeine Ausdruck, das neue Geschäft, besser eignet. Der Sinn ist eine lebhafte Ablehnung: Kein „Spielzeuggeschäft" mehr, sondern ein neues Geschäft, regelrechter geschlechtlicher Verkehr! Diese Forderung, die eine Zeitlang in den Jahren nach der Pubertät alle anderen in den Hintergrund schiebt, wird wieder einmal hervorgeholt. Ich muß hier leider wieder eine Lücke lassen; von den Deutungen des zunächst folgenden Stückes kann ich nur mitteilen, daß die Schwarz-Weiß-Ornamentik sich in einem Etablissement am Graben befindet, welches zur Abmachung des kleinen Geschäftes dient, und daß die große Waldlandschaft eine Erinnerung an jenen Aufenthalt im Gebirge und zugleich ein Stück sexueller Topographie enthält.

„Vorne Wiesen und ein Bach (oder Weg)" ist eine Reminiszenz an einen kleinen Ausflug, den ich wenige Tage vorher in der nächsten Umgebung Wiens gemacht hatte. Diese Spaziergänge unternehme ich regelmäßig in Gesellschaft meiner Frau. An diesem Tage war sie aus einem Anlasse, der ebenfalls im Traume vertreten ist, zu Hause geblieben und ich ging allein. An einer Wegbiegung überraschte ich ein Liebespaar in zärtlicher Umarmung. Ich wäre gern noch länger ausgeblieben, aber die Berge waren in Wolken gehüllt und ein plötzlicher Donnerschlag nötigte mich zur Rückkehr.

Der Bach ähnelt dem Namen des Besitzers meines Stammkaffeehauses: Pach; dort habe ich als Junggeselle meist jene Stunden zugebracht, die ich jetzt den gemeinsamen Spaziergängen widme und meine Frau ist der Ansicht, daß ich mich auch jetzt dort häufiger als nötig aufhalte.

Der Weg ruft mir den Titel zweier Werke Schnitzlers ins Gedächtnis, die größtenteils die Umgebung Wiens zum Schauplatze haben: „Der einsame Weg" und „Der Weg ins Freie".

Nicht zum ersten Male wird hier meiner Frau übel mitgespielt. Wenn ich noch als Junggeselle einsam meines Weges ginge, wenn

meine Frau weg wäre, dann könnte ich nach freier Wahl Abenteuern nachgehen oder im Kaffeehause im Kreise der Freunde sitzen — so lauten die Traumgedanken. Der „einsame Weg" gehört auch demselben Komplexe an wie „Spielzeuggeschäft", der „Weg ins Freie" bildet den Abschluß der Geburtsphantasie.

„Wenn die Berge nicht in Wolken wären, müßte man die Schneegipfel sehen". Der Deutung dieses Satzes verdanke ich die Aufklärung über ein Stück meines Innenlebens, das mir bis jetzt ganz unverständlich war. Die Analyse kehrt zunächst zu jener Unterhaltung im Eisenbahncoupé zurück. Auch ein bekannter Dermatologe war in unserer Gesellschaft und die schon mehrfach genannte Dame erkundigte sich bei ihm nach irgend einem Kosmetikum. Dabei wurde auch der Hautfarbe und ihrer Wirkung bei der Balldekolletage Erwähnung getan. Dieser kleine Zwischenfall scheint meine Phantasie in Tätigkeit gesetzt zu haben, da der Traum den Wunsch ausdrückt, daß „man die Schneegipfel sehen müßte". Hinter dieser ersten Erklärung, die mir nach dem Vorhergehenden wenig Neues sagt, liegt aber noch eine zweite, die in eine ganz andere Gedankenregion gehört. Bei „Schnee" muß ich nämlich auch an den Schnee des Alters, das Erbleichen der Haare denken. Diese Erscheinung ist mir aber an einem Manne aufgefallen, dem mein Interesse und meine Verehrung im höchsten Maße gilt. Ich habe wohl das Recht, sein Haupt mit einem Gipfel zu vergleichen, da ich es, wer weiß wie oft, ausgesprochen habe, daß er unter uns dastehe wie Quinbus Flestrin, der Mann-Berg, unter den Liliputanern. Über den plötzlichen Wechsel seiner Haarfarbe habe ich aber erst in letzter Zeit mit einem seiner Angehörigen gesprochen, der mir sagte, auch seiner Familie sei dasselbe aufgefallen, als der Unermüdliche von einer weiten Reise zurückkehrte. Nun erinnere ich mich, daß ich bald nachher einen ehemaligen Gymnasialprofessor getroffen habe, an dem mir auch auffiel, daß sein Haar so weiß geworden ist. Mir steht aber noch ein dritter weißhaariger Kopf vor Augen, in dem ich schließlich meinen, wie ich glaubte, längst vergessenen Volksschullehrer erkenne; im selben Augenblicke taucht in mir die Erinnerung an einen kleinen Vorfall auf. Ich war bei dem verehrten Manne zu Gast gewesen und er hatte uns, seinen Gästen, einige Stücke aus seinen Sammlungen vorgewiesen. Als er mir dabei einen Gegenstand unter die Augen hielt, fiel mein Blick auf seine Hand. Es war die Hand eines älteren Mannes, mit tiefen Furchen und Falten. Bei diesem Anblicke durchzuckte mich ein ganz sonderbares, unerklärliches Gefühl, das ich

nur als eine Art vom plötzlichen Wiedererkennen, gemischt mit Schrecken, schildern kann.

Man wird es nicht unglaubwürdig finden, daß ich diese Episode bald wieder vergessen hatte und zur Zeit, als ich die Deutung dieses Traumes begann, was etwa zwei Monate nachher geschah, nicht mehr im entferntesten daran dachte. Nun taucht sie wieder im Bewußtsein auf und findet sofort Verständnis. Die Hand hatte mich an die Hand meines Volksschullehrers erinnert. Das war ein alter Mann, der sich an die neue, humane Form der Erziehung durchaus nicht gewöhnen konnte. Er prügelte trotz des gesetzlichen Verbotes weiter darauf los und verbreitete unendliche Angst in den Herzen seiner kleinen Zöglinge. Seine Hand bekam ich wohl nur dann aus nächster Nähe zu sehen, wenn er mich züchtigte, was allerdings nicht gar selten der Fall war.

Diese Erinnerungen geben allerdings keinen Anhaltspunkt, warum ich jenen Schultyrannen gerade mit dem Manne, von dem ich stets nur gewählte Höflichkeit und liebenswürdiges Entgegenkommen erfahren habe, zusammenstelle. Aber bin ich nicht gewohnt, mich mit Stolz seinen Schüler zu nennen und ihn „meinen Lehrer in specie", da ich ihm mehr als irgend einem anderen für meinen geistigen Besitzstand verpflichtet bin? Auch die Namen der beiden haben eine gewisse Verwandtschaft miteinander. Es muß wohl so sein, die beiden Lehrer, mein erster und mein letzter, hat mein Unbewußtes mit einander verschmolzen.

Jetzt beginnt mir auch das Verständnis einer Erscheinung zu dämmern, über die ich schon oft vergeblich nachgedacht habe, nämlich daß ich nie ohne Angst und innerliche Beklemmung in der Gegenwart des Mannes, dem ich soviel Gutes verdanke, weilen konnte. Er hat mir dazu wahrlich niemals Anlaß gegeben. Aber es ist die Angst vor dem strengen Lehrer meiner Kindheit, die ich noch ungeschwächt in mir trage und jetzt seinem Nachfolger entgegenbringe, als ob ich erwarten würde, daß er unversehens über mich herfallen und mich durchprügeln werde. Diese nie erlöschende Kinderangst hat W. M. Thakeray an einer Stelle seines Romans „Vanity fair" sehr gut geschildert: „So kenne ich z. B. einen alten Herrn von achtundsechzig Jahren, der eines Morgens beim Frühstücke mit höchst erschüttertem Gesichtsausdrucke zu mir sagte: ‚Heute nacht habe ich geträumt, daß ich von Dr. Raine durchgeprügelt werde.' Die Phantasie hatte ihn im Verlaufe des Abends um fünfundfünfzig Jahre zurückgetragen. Dr. Raine und sein Stock waren ihm im Herzen ebenso schrecklich

mit achtundsechzig Jahren, als sie es mit dreizehn gewesen waren." (II. Kapitel.)

Hier ist der Knotenpunkt, in dem die verschiedenen Gedankenzüge des Traumes zusammentreffen. Kindheitswünsche, aber auch ein bestimmtes Kindheitserlebnis, werden durch die Deutung kenntlich. Doch noch einen weiteren Bezug auf die Gegenwart hat diese Partie des Traumes, den ich leider nicht unterschlagen darf. Die Grausamkeit des alten Lehrers hat außer der Angst doch auch wohl ein Gefühl des Hasses bei mir wachgerufen und es wäre nicht zu verwundern, wenn ich dieses so gut wie jene auch auf seinen Nachfolger übertragen hätte. Im Traume ist denn auch jener Haß und die Wünsche, die ihm entspringen, deutlich kennbar. Schon daß das Kennzeichen des Alterns, die weißen Haare, so stark betont wird, ist sehr bedenklich. Ganz unzweideutig sprechen aber die Worte: „Wenn die Berge nicht in Wolken wären." Wer der Berg, nämlich der „Menschen-Berg" ist, haben wir schon erfahren und wenn ich nun den großen Mann in die Wolken versetze, so vergöttere ich ihn damit in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Es ist eine Himmelfahrt, etwa wie jene Apotheose, in welcher der Reiniger des Augiasstalles von den auf Wolken lagernden Göttern empfangen wird.

Zu allertiefst liegt der Angst und dem Hasse ein Gefühl der Zuneigung zugrunde und beide, Liebe und Haß, werden in dem einen Schlußsatze ausgedrückt: „Ich möchte ihn recht oft sehen" sagt der Hauptsatz, und: „Er ist in den Himmel emporgestiegen, er ist tot" der Konditionalsatz.

Die Traumdeutung hat mir die Eigentümlichkeit meines Verhältnisses zu einigen Personen, die mir nahe stehen, erst verständlich gemacht. Nun erst, da ich die Motive an das Licht des Bewußtseins emporgehoben habe, kann ich meine Gefühle übersehen und beherrschen.

V. Beispiel.

. . . . . nach einer Weile geht ein General der Kavallerie hinter mir. Ich glaube, es war auch seine Tochter mit ihm, es ist mir aber unsicher.

Der Traum, dem ich dieses kurze Fragment entnommen habe, stammt von einem Bekannten, der sich mir für die Traumdeutung zur Verfügung gestellt hatte. Zu General fällt ihm die Stelle aus Hamlet: Caviar to the general ein; ferner Mrs. General aus „Little Dorrit" von Dickens, der „köstliche Typus der geschlechtslosen Gouvernante",

wie er sie nennt. Kavallerie teilt er sich in Ka, was nach unserem Dialekte mit „kein" gleichbedeutend ist, und Valerie ab und erklärt mir die zweite Hälfte als Vornamen einer jungen, hübschen, und wie er annehme, nicht übermäßig sittenstrengen Schauspielerin seiner Bekanntschaft. Noch eine zweite Valerie fällt ihm ein, deren Familienname an eine anstößige Anekdote erinnert. Dann das Wort Kalorie, das ja mit Kavallerie eine ziemlich große Klangähnlichkeit hat und von ihm mit „Wärmemenge" übersetzt wird. Ich mache ihn darauf aufmerksam, daß auch dieses Wort sich ebenso wie Kavallerie abteilen lasse, wobei als zweite Hälfte ein weiblicher Vorname (Lori) zum Vorschein kommt. Die weiteren Einfälle lassen sich nicht mitteilen, aber ich glaube, diese genügen zur Deutung vollständig, denn sie weisen alle auf denselben Punkt hin: Kaviar, der als Stimulans bei Männerschwäche einen großen Ruf besitzt; die geschlechtslose Gouvernante; die Mädchen, die er sich versagen muß — das alles kann sich nur auf eine Vorstellung beziehen: die „geschlechtslos" machende Impotenz.

Der Satz wäre also zu übersetzen: „Nach einer Weile werde ich impotent." Das ist als Wunsch eines normalen Mannes völlig unverständlich und der Träumer protestiert auch lebhaft dagegen. Trotzdem kann ich nicht sehr fehlgegangen sein, denn mitten unter seinen Protesten fällt ihm ein Gedicht ein, das er in dem Wiener Witzblatt „Die Muskete" gelesen hat, worin ein älterer Offizier das Verwelken seiner Manneskraft humoristisch beklagt. Es sei ja noch nicht aufgeklärt, was die Tochter bedeute, tröste ich ihn. Er repliziert aber damit, daß es hier überhaupt nichts zu deuten gebe, weil dieses Detail ja nicht einmal sichergestellt sei und er davon vielleicht gar nicht geträumt habe usw. Glücklicherweise finde ich nach einigem Nachdenken die Lösung, ohne daß ich ihn um neues Material angehen müßte, da mir die genaue Kenntnis seiner Lebensverhältnisse zu Hilfe kommt.

Ich weiß, daß er Vater mehrerer Kinder ist, aber schon seit einer Reihe von Jahren keinen Familienzuwachs mehr erhalten hat, offenbar weil er keinen mehr erhalten wollte, woraus er übrigens kein Geheimnis macht. Seine Schwester, deren Ehe eine Zeitlang kinderlos war, was auch den Wünschen ihres Gatten entsprach, hatte vor einiger Zeit eine Tochter bekommen. Es ist mir nun nicht mehr unverständlich, was sein Wunsch, impotent zu sein, bedeuten soll. Die Traumgedanken lauten etwa so: Bei aller Vorsicht bin ich doch stets unsicher, ob ich nicht ein Kind erzeugt habe; so ist es ja mit seinem Schwager

passiert, dessen Frau unversehens seine Tochter bei sich hatte. Wäre ich impotent, so könnte ich dieser Sorge völlig überhoben sein. Die Unsicherheit des Trauminhaltes gehört also in die Traumgedanken, ganz wie es Freud in der „Traumdeutung" gelehrt und an einem Beispiel erläutert hat[1]).

Ich teile dem Analysanden die Deutung mit, die er ohne weiteren Protest zur Kenntnis nimmt. Die Fortsetzung der Analyse bringt dann die vollkommenste Bestätigung. Der nächste Satz des Trauminhaltes beginnt mit den Worten: „Zu beiden Seiten des Weges . . ." und dem Träumer fällt dazu ein, daß er gehört habe, eine Hodenentzündung auf beiden Seiten mache zur Kinderzeugung dauernd untauglich.

In diesem Traume wurde also ein bewußtseinsfähiger und anerkannter Wunsch zu einem andern, dem Bewußtsein des Träumers unbekannten Wunsche erweitert und dann dieser zur Darstellung gebracht. Der erste Wunsch bezieht sich auf die Gegenwart, der zweite stammt aus infantilen Quellen, die erst im späteren Verlaufe der Analyse aufgedeckt werden. Ja, er hat wirklich einmal gewünscht, gar keine Genitale zu haben, da es ihm zum Mittelpunkte quälender Wünsche, verbotener Phantasien geworden war. Der in den Kinderjahren durchgestrittene Kampf gegen die Inzestschranke, die zuletzt siegreich blieb, leiht dem aktuellen Wunsche die Form und die Affektintensität, die ihn befähigt, im Traume zu erscheinen.

Aber nicht bloß im Traume — und das ist das Bedeutsame dieses Falles — sondern auch im Wachdenken wird oft die Lebhaftigkeit des aktuellen Wunsches durch den von ihm verdeckten infantilen begründet. Wer den infantilen Wunsch nicht aufzudecken vermag, wird vergeblich zu verstehen suchen, warum auch die intelligentesten Menschen sich manchmal ganz unzugänglich gegen einleuchtende Vernunftgründe zeigen und in schrullenhafter Weise auf eine scheinbar nebensächliche Wunscherfüllung nicht verzichten wollen.

Die Traumdeutung beweist uns, daß außer der Einstellung, die wir im Leben des Tages kennen gelernt haben, bei jedem Menschen noch eine zweite vorhanden ist, die ausschließlich dem Lustprinzipe dient; was ihn reizt, will er besitzen, was ihn stört, beiseite stoßen, gleichviel welches Gebot damit verletzt wird. Doch läßt sich nicht behaupten, daß die Hemmungen, die von Ekel, Scham und den ethisch-sozialen Komplexen ausgehen, im Traume vollständig fehlen. Sie

[1]) „Die Traumdeutung", 1. Auflage, S. 258

wirken ja als Zensur bei seiner Entstehung mit, verursachen die Traumentstellung und bei der Deutung den Widerstand, aus dessen Intensität man wieder auf jene zurückschließen kann. Traum und Wachdenken stehen einander ergänzend gegenüber. Es ist für den, der bisher nur das eine kannte, wenn er zur Kenntnis des andern fortschreitet „als wenn man die flamändischen Tapeten auf der unrechten Seite sieht, denn ob sie gleich die Figuren zeigen, so sind sie doch voller Fäden, die sie entstellen und sie zeigen sich nicht in der Schönheit und Vollkommenheit, wie auf der rechten Seite", um den Vergleich des geistreichen Junkers von der Mancha zu gebrauchen. In dem einen sind die bewußten, in dem andern die unbewußten Wünsche vorherrschend. In beiden Fällen kann man durch feinere Beobachtung auch den Einfluß des andern Teiles erkennen, die unbewußten Wünsche im Wachleben an Symptomhandlungen u. dgl., den Aufbau der Hemmungsvorstellungen im Traume an Entstellung und Widerstand. Es gibt einen Grenzfall, wo die unbewußten Strebungen auch im Wachleben dominieren: die Neurose; und einen korrespondierenden, wo die Hemmungen in den Traum eingreifen und ihm ein Ende bereiten: den Angsttraum. Wer den gesamten psychischen Mechanismus eines Menschen erkennen will, muß ihn von beiden Seiten her zu erforschen suchen. Traum und Wachen, Bewußtes und Unbewußtes, Infantiles und Aktuelles machen zusammen erst den ganzen Menschen aus.

Aber nicht alles im Seelenleben ist bald wichtig, bald nebensächlich, bald groß, bald klein, je nach der Art wie man es betrachten will, wie die Dinge, die man abwechselnd durch das eine und das andere Ende eines Opernglases besieht. Es gibt auch eine Macht, die mitten im ewigen Wechsel unzerstörbar und unveränderlich bleibt, und das ist der Affekt. Die Vorstellungen, mit denen er verbunden ist, verschwinden und machen anderen Platz, die sublimierten rücken an die Stelle der primitiven, aber der Affekt bleibt, der er war. Eine einzige Wandlung kennen wir an ihm, er kann sein Vorzeichen mit dem entgegengesetzten vertauschen; aber ob darin eine wirkliche oder bloß scheinbare Ausnahme liegt, müssen wir noch dahin gestellt sein lassen.

So ist der Affekt, der immer sich selbst gleich bleibend, nicht täuschen und irreführen kann, der einzig sichere Orientierungspunkt für jeden, der sich um das Verständnis der Menschenseele bemüht.

Nachtrag zu dem autobiographisch beschriebenen Falle von Paranoia (Dementia paranoides).

Von **Sigm. Freud** (Wien).

In der Behandlung der Krankengeschichte des Senatspräsidenten Schreber[1]) habe ich mich mit Absicht auf ein Mindestmaß von Deutung eingeschränkt, und darf darauf vertrauen, daß jeder psychoanalytisch geschulte Leser aus dem mitgeteilten Material mehr entnommen haben wird, als ich ausdrücklich ausspreche, daß es ihm nicht schwer gefallen ist, die Fäden des Zusammenhanges enger anzuziehen und Schlußfolgerungen zu erreichen, die ich bloß andeute. Ein freundlicher Zufall, der die Aufmerksamkeit anderer Autoren des gleichen Bandes auf die Schrebersche Selbstbiographie gelenkt hat, läßt auch erraten, wieviel noch aus dem symbolischen Gehalt der Phantasien und Wahnideen des geistreichen Paranoikers zu schöpfen ist[2]).

Eine zufällige Bereicherung meiner Kenntnisse seit der Veröffentlichung meiner Arbeit über Schreber hat mich nun in den Stand gesetzt, eine seiner wahnhaften Behauptungen besser zu würdigen und als mythologisch beziehungsreich zu erkennen. Auf Seite 48 erwähne ich das besondere Verhältnis des Kranken zur Sonne, die ich für ein sublimiertes „Vatersymbol" erklären mußte. Die Sonne spricht mit ihm in menschlichen Worten und gibt sich ihm so als ein belebtes Wesen zu erkennen. Er pflegte sie zu beschimpfen, mit Drohworten anzuschreien; er versichert auch, daß ihre Strahlen vor ihm erbleichen, wenn er gegen sie gewendet laut spricht. Nach seiner „Genesung"

[1]) Siehe den Aufsatz im ersten Halbband dieses Jahrbuches, Band III, auf Grundlage der „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken".

[2]) Vgl. Jung, Wandlungen und Symbole der Libido, ebenda S. 164 und 207. Spielrein, Über den psychischen Inhalt eines Falles von Schizophrenie usw., S. 350.

rühmt er sich, daß er ruhig in die Sonne sehen kann und davon nur in sehr bescheidenem Maße geblendet wird, was natürlich früher nicht möglich gewesen wäre. (Anmerkung auf Seite 139 des Schreberschen Buches.)

An dieses wahnhafte Vorrecht, ungeblendet in die Sonne schauen zu können, knüpft nun das mythologische Interesse an. Man liest bei S. Reinach[1]) (nach Keller, Tiere des Altertums), daß die alten Naturforscher dieses Vermögen allein den Adlern zugestanden, die als Bewohner der höchsten Luftschichten zum Himmel, zur Sonne und zum Blitze in besonders innige Beziehung gebracht wurden[2]). Dieselben Quellen berichten aber auch, daß der Adler seine Jungen einer Probe unterzieht, ehe er sie als legitim anerkennt. Wenn sie es nicht zustande bringen, in die Sonne zu schauen, ohne zu blinzeln, werden sie aus dem Nest geworfen.

Über die Bedeutung dieses Tiermythus kann kein Zweifel sein. Gewiß wird hier den Tieren nur zugeschrieben, was bei den Menschen geheiligter Gebrauch ist. Was der Adler mit seinen Jungen anstellt, ist ein Ordale, eine Abkunftsprobe, wie sie von den verschiedensten Völkern aus alten Zeiten berichtet wird. So vertrauten die am Rhein wohnenden Kelten ihre Neugeborenen den Fluten des Stromes an, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich ihres Blutes wären. Der Stamm der Psyllen im heutigen Tripolis, der sich der Abkunft von Schlangen rühmte, setzte seine Kinder der Berührung solcher Schlangen aus; die rechtmäßig Geborenen wurden entweder nicht gebissen oder erholten sich rasch von den Folgen des Bisses[3]). Die Voraussetzung dieser Erprobungen führt tief in die totemistische Denkweise primitiver Völker hinein. Der Totem — das Tier oder die animistisch gedachte Naturmacht, von der der Stamm seine Abkunft herleitet — verschont die Angehörigen dieses Stammes als seine Kinder, wie es selbst von ihnen als Stammvater verehrt und eventuell verschont wird. Wir sind hier bei Dingen angelangt, die mir berufen scheinen, ein psychoanalytisches Verständnis für die Ursprünge der Religion zu ermöglichen.

Der Adler, der seine Jungen in die Sonne schauen läßt und verlangt, daß sie von ihrem Lichte nicht geblendet werden, benimmt sich also wie ein Abkömmling der Sonne, der seine Kinder der Ahnenprobe

[1]) Cultes, Mythes et Religions, T. III, 1908, p. 80.

[2]) An den höchsten Stellen der Tempel waren Bilder von Adlern angebracht, um als „magische" Blitzableiter zu wirken (S. Reinach l. c.).

[3]) Siehe Literaturnachweise bei Reinach l. c., T, III und T, I, p. 74.

unterwirft. Und wenn Schreber sich rühmt, daß er ungestraft und ungeblendet in die Sonne schauen kann, hat er den mythologischen Ausdruck für seine Kindesbeziehung zur Sonne wiedergefunden, hat uns von neuem bestätigt, wenn wir seine Sonne als ein Symbol des Vaters auffassen. Erinnern wir uns daran, daß Schreber in seiner Krankheit seinen Familienstolz frei äußert („Die Schrebers gehören dem höchsten himmlischen Adel an[1]"), daß wir ein menschliches Motiv für seine Erkrankung an einer femininen Wunschphantasie in seiner Kinderlosigkeit gefunden haben, so wird uns der Zusammenhang seines wahnhaften Vorrechtes mit den Grundlagen seines Krankseins deutlich genug.

Dieser kleine Nachtrag zur Analyse eines Paranoiden mag dartun, wie wohlbegründet die Behauptung Jungs ist, daß die mythenbildenden Kräfte der Menschheit nicht erloschen sind, sondern heute noch in den Neurosen dieselben psychischen Produkte erzeugen wie in den ältesten Zeiten. Ich möchte eine früher gemachte Andeutung[2]) wieder aufnehmen, indem ich ausspreche, daß für die religionsbildenden Kräfte dasselbe gilt. Und ich meine, es wird bald an der Zeit sein, einen Satz, den wir Psychoanalytiker schon vor langem ausgesprochen haben, zu erweitern, zu seinem individuellen, ontogenetisch verstandenen Inhalt, die anthropologische, phylogenetisch zu fassende Ergänzung hinzuzufügen. Wir haben gesagt: Im Traume und in der Neurose finden wir das Kind wieder mit den Eigentümlichkeiten seiner Denkweisen und seines Affektlebens. Wir werden ergänzen: auch den wilden, den primitiven Menschen, wie er sich uns im Lichte der Altertumswissenschaft und der Völkerforschung zeigt.

[1]) Denkwürdigkeiten, S. 24. — „Adel" gehört zu „Adler".

[2]) Zwangshandlungen und Religionsübung. 1907.

Aus der psychiatrischen Universitätsklinik in Zürich[1]).

Experimentelle Beiträge zur Psychologie des psycho-galvanischen Phänomens.

Von **Esther Aptekmann.**

ERSTER TEIL.

I. Vorbemerkungen und Fragestellungen.

Das physiologisch noch ungenügend aufgeklärte „psychogalvanische Reflexphänomen", um dessen Erforschung sich Veraguth[2]) besondere Verdienste erworben hat, steht in einer unleugbaren Beziehung zu affektiven Vorgängen, deren Natur es ist, sowohl psychisch als somatisch zu wirken. Nachdem schon Veraguth diese Tatsache ausgiebig belegt hat, hat Binswanger mit eingehender Analyse die begleitenden und als ursächlich wirksam zu betrachtenden psychologischen Vorgänge untersucht. Ebenso wie Veraguth, Jung[3]), Peterson und Jung[4]), hat auch Binswanger[5]) das Assoziationsexperiment als Mittel und Weg zur Untersuchung der psychischen Vorgänge gebraucht. Binswanger hat zunächst in sorgfältigster Weise den Komplexzusammenhängen nachgespürt. Diese Untersuchung ergab, daß den Komplexreaktionen in den meisten Fällen „zu lange galvanische Ausschläge" entsprechen (d. h. solche, die über dem Mittel der Serie liegen). Der „zu lange" galvanische Ausschlag ist

[1]) Arbeiten unter Leitung von Dr. Jung.

[2]) „Das psychogalvanische Reflexphänomen", Berlin, Verlag S. Karger. Vgl. auch Aebly: Zur Analyse der physikalischen Vorbedingungen des psychogalvanischen Reflexes mit exosomatischer Stromquelle. Diss. Zürich 1910.

[3]) Journal of Abnorm. Psychol. Vol. I, Nr. 6.

[4]) Brain. Vol. 30, 1907.

[5]) Diagnost. Assoc. studien. Bd. II, p. 113.

daher als ein „wertvolles neues Komplexmerkmal" zu betrachten. Für diese Regel fand Binswanger aber wesentliche Beschränkungen, die prinzipiell wichtig sind. Die obige Regel gilt nur für den Fall, daß eine gewisse Stimmungslage nicht vorhanden ist, die Binswanger als „bestehenden Komplex" definiert oder als „Daueraffekt, Dauerkonzentration der Aufmerksamkeit auf etwas anderes als die Experimentreize". Diese Stimmungslage oder „Einstellung" hemmt die psychische Verarbeitung des „Reizes", infolgedessen er „assoziations- und gefühlsarm" bleibt. „Aus dem Mangel an neuen Affekten ergibt sich der Mangel an neuen Innervationen, und daher auch das Verschwinden der Ausschläge" (p. 193, l. c.). Binswanger hat diese Tatsache überzeugend nachgewiesen, sowohl durch die Beobachtung eines Falles, wo ein bestehender Daueraffekt tatsächlich die Apperzeption und die daraus sich ergebende affektive Innervationsänderung hemmte, als auch durch die Verwendung der von Jung und Riklin ersonnenen Ablenkungsmethode[1]). Die Zerspaltung der Aufmerksamkeit bei dieser Methode verhindert in durchsichtiger Weise die Apperzeption des Reizes, so daß derselbe nicht mehr die Wirkungen entfalten kann, wie bei voller Apperzeption, welche allein eine entsprechende affektive Reaktion auslösen kann. So dürfte es wohl in der Regel sein, wenn schon die Untersuchungen von Nunberg[2]) deutlich zeigen, daß auch unbewußte Komplexreize, die also keine volle Apperzeption erfahren haben, beträchtliche Gefühlswirkungen auslösen können. Nach denselben Untersuchungen scheint es aber doch allgemeine Regel zu sein, daß die Apperzeption größere affektive Wirkung besitzt als unbewußte Assimilation an einen abgespaltenen Komplex.

Ein Phänomen, auf das Peterson und Jung[3]) aufmerksam gemacht haben, verdient hier erwähnt zu werden, nämlich die Tatsache, daß gelegentlich die nochmalige Wiederholung einer Reizwortserie ein entschieden „besseres" Resultat, d. h., eine plastischere Heraushebung komplexer Assoziationen ergibt als die erste Exposition. Der Grund dieser Erscheinung ist in der allgemeinen „Experimenterregung" des ersten Versuches zu suchen, wie die Autoren annehmen. Wie Binswanger, haben auch Peterson und Jung gesehen, daß die gal-

[1]) Diagnost. Assoc. stud. Bd. I, p. 11.

[2]) Diagnost. Assoc. stud. Bd. II, p. 208 ff.

[3]) Psycho-physical Investigations etc. Brain Vol. 30, 1907.

vanischen Ausschläge bei Assoziationen mit „zu langen" Zeiten durchschnittlich erhöht sind. Ferner wiesen Peterson und Jung nach, daß Assoziationen, die in der folgenden Wiederholungsserie verändert reproduziert sind, durchschnittlich größere Ausschläge aufwiesen als solche, die nachmals unverändert reproduziert wurden, was ein deutliches Anzeichen für die affektive („komplexe") Natur der Reaktionsveränderung ist. Diesen Nachweis suchte Jung[1]) schon früher zu bringen, indem er zeigte, daß die Reaktionszeit der nachmals falsch reproduzierten Reaktionen über dem wahrscheinlichen Mittel der ganzen Serie liegt. „In der Hauptsache fällt die Reproduktionsstörung auf eine zu lange Reaktionszeit; wo sie nicht damit zusammenfällt, pflegt die vorausgehende Reaktionszeit in der Mehrzahl der Fälle zu lang zu sein[2])." „Die mangelhaft reproduzierte Assoziation weist durchschnittlich etwas mehr als doppelt so viel Komplexmerkmale auf als die richtig reproduzierte[3])."

Neuerdings hat Pfenninger[4]) ausführlich dargetan, daß auch bei vielfacher und über mehrere Wochen ausgedehnter Wiederholung die Reaktionsänderungen (die notabene ganz dem Belieben der Versuchspersonen anheimgestellt waren) eine ausgesprochene Tendenz zeigen, sich da zu lokalisieren, d. h., bei den Reizwörtern, die schon in der I. oder II. Serie durch Komplexmerkmale ausgezeichnet waren. Daraus geht hervor, daß offenbar vom Komplex die Tendenz öfterer Erneuerung seines sprachlichen Ausdruckes ausgeht.

Es ist nun von besonderem Interesse, zu erfahren, wie sich dieses besondere Verhalten der Komplexe physisch abbildet, d. h. welche Effekte davon auf das psychogalvanische Phänomen ausgehen. — Schon 1908 haben Jung und Brill[5]) an der Züricher Klinik derartige Untersuchungen durchgeführt, ohne sie zunächst zu publizieren. Ich verdanke Herrn Dr. Jung die Überlassung dieses Materials zur Bearbeitung und zur Publikation. Diese Untersuchungen werden uns

---

[1]) Über die Reproduktionsstörungen usw. Diagnost. Assoc. stud. Bd. II, p. 67.

[2]) L. c. p. 73.

[3]) L. c. p. 76.

[4]) Über die Konstanz und den Wechsel der psychologischen Konstellation, Jahrbuch für psychoanalyt. und psychopatholog. Forschung. III. Bd. 2. Hälfte.

[5]) Dr. A. A. Brill, Nervenarzt in New York.

also zunächst (im ersten Teil) beschäftigen. Die Apparatanordnung dieser Versuche war so, daß die Elektroden (Messingplatten, auf welche die Versuchsperson die Hände legt) sich in einem andern Zimmer befand als das Galvanometer. Die Hände wurden nach einem von Jung ausprobierten Verfahren mit kleinen Sandsäcken belastet, um Fingerbewegungen zu verhindern. Dieses Verfahren hat auch den Vorteil, daß die Versuchsperson vom Gefühle befreit wird, beständig auf die Hände aufpassen zu müssen, um sie ruhig zu halten; was bei längeren Versuchsserien sehr in Betracht kommt. Im übrigen war die Apparatanordnung dieselbe wie bei den früheren einschlägigen Arbeiten der Züricher Klinik. Die Versuchsanordnung war folgende: I. Es wurde auf 50 Reizwörter während 6 Wochen jede Woche einmal reagiert. Die Versuchspersonen waren 4 Ungebildete, Wärter. II. Es wurde auf 25 Reizwörter täglich zu gleicher Zeit während 7 Tagen reagiert. Die Versuchspersonen waren 5 Wärter, davon 4 dieselben wie bei der wöchentlichen Repetition. Es wurden natürlich überall und in allen Repetionen dieselben 50 oder 25 Reizwörter exponiert. Zuerst werden wir uns mit den Ergebnissen der wöchentlichen Repetition zu beschäftigen haben. Pfenninger (l. c.) hat ebenfalls wöchentliche Repetitionen. Es ist daher von Interesse, die Resultate dieser gänzlich getrennten Untersuchungen zu vergleichen, natürlich mit dem Bewußtsein, daß die Versuchsbedingungen andere waren als hier, indem hier noch das galvanometrische Arrangement dazukommt, was immerhin von Einfluß sein dürfte. Ähnlicherweise hat Pfenninger auch mit Ungebildeten gearbeitet.

II. Reaktionszeit und Reaktionswechsel bei wöchentlicher Repetition.

1. Die Reaktionszeit.

Es wurde bei der einzelnen Versuchsperson aus jedem Repetitionsversuche das wahrscheinliche Zeitmittel ausgerechnet. Diese wahrscheinlichen Mittel wurden mit den entsprechenden Zahlen der anderen Versuchspersonen summiert und die Summe wurde durch die Anzahl der Versuchspersonen dividiert. Daraus ergab sich untenstehende Tabelle I. Die erste Kolonne enthält die Zahlen des Jung-Brillschen Materials, die zweite die Zahlen aus der Pfenningerschen Arbeit.

Tabelle I.

Die Zeiten sind alle in $^1/_5$ Sekunden angegeben.

Jung-Brill		Pfenninger	
Erstmalige Exposition I.	11·2	Erstmalige Exposition I	10·2
Repetition II . .	8·0	Repetition II . .	9·6
„ III . .	7·7	„ III . .	8·5
„ IV . .	7·7—8·3 Durchschnitt	„ IV . .	9·2—8·9 Durchschnitt
„ V . .	**8·3**	„ V . .	**9·2**
„ VI . .	7·3	„ VI . .	8·5
		„ VII . .	8·0
		„ VIII . .	7·4

Abgesehen von dem Umstande, daß die Zahlen Pfenningers etwas höher wie die unsrigen liegen, was vielleicht von der Art des Versuchsleiters abhängen könnte (?), zeigt sich im Prinzipe eine bemerkenswerte Übereinstimmung zwischen den beiden Reihen. Das unerwartete Ansteigen der Zahlen von der IV. Repetition an findet sich auch in unseren Zahlen. Dieses Zusammentreffen verstärkt den Eindruck, daß es sich dabei um ein mehr als bloß zufälliges Resultat handelt. Pfenninger nimmt, unter Anwendung der Freudschen Theorie an, daß es sich um einen psychosexuellen Widerstand handle, und zwar um einen verspätet eintretenden homosexuellen Widerstand. (Ich verweise auf die Ausführungen Pfenningers.)

Im Zusammenhalte mit der folgenden Tabelle II ist hervorzuheben, daß die I. Reaktionszeit höher ist als die entsprechende Zahl bei Pfenninger.

2. Der Reaktionswechsel.

Unter Reaktionswechsel verstehen wir die Tatsache, daß bei den verschiedenen Repetitionen die Reaktionen nicht immer dieselben bleiben, sondern wechseln.

Tabelle II.

Die Zahlen sind in Prozenten angegeben.

Jung-Brill		Pfenninger	
II. Serie . .	67·0Reaktionswechs.	II. Serie	62·5
III. „ . .	34·0 „	III. „	49·0
IV. „ . .	30·0—35·4 Durchschnitt	IV. „	44·5
V. „ . .	25·3	V. „	42·5—43·2 Durchschnitt
VI. „ . .	23·3	VI. „	42·5
		VII. „	36·5
		VIII. „	28·5

Unsere Zahlen liegen wieder niederer als die Pfenningers mit Ausnahme der ersten Zahl. Dieses Verhalten stimmt mit den Reaktionszeiten zusammen. (Siehe Tabelle I.) Der höheren Reaktionszeit entspricht eine höhere Anzahl von Reaktionsänderungen. Im übrigen ist der Abstieg der Zahlen gleichmäßig, ähnlich wie bei Pfenninger.

3. Der Reaktionswechsel in seiner Beziehung zu den Komplexmerkmalen.

Die bemerkenswerte Feststellung Pfenningers, daß der Reaktionswechsel sich auf die durch Komplexmerkmale in der I. Exposition ausgezeichneten Assoziationen konzentriert, ist für unser Versuchsmaterial von besonderem Werte, indem es ja die Komplexe sind, die eine ganz besondere psychophysische Wirksamkeit vermöge ihrer affektiven Betonungen entfalten. Wir werden daher ebenfalls versuchen, das vorliegende Material nach den Gesichtspunkten der Pfenningerschen Arbeit zu betrachten. Wir begnügen uns dabei, die Reaktionen der I. und II. Serie (d. h. die Assoziationen, die bei der erst- und zweitmaligen Exposition der Reizwörter herauskamen) in

solche mit und in solche ohne Komplexmerkmale einzuteilen. Die Komplexmerkmale wurden bestimmt nach den Angaben Jungs in seiner Arbeit über „Reproduktionsstörungen." (Diagnostische Assoziationsstudien, Bd. II.) Die Frage ist die: Wieviel Reaktionswechsel in den späteren Serien erfolgen durchschnittlich auf Reizwörter, die in der I. und II. Serie (= Exposition) Komplexmerkmale erregt haben?

Tabelle III.

Jung - Brill

Serie I	Serie II
Auf Reaktionen mit Komplexmerkmalen erfolgen später durchschnittlich: 1·9 Reaktionswechsel	1·8 Reaktionswechsel
Ohne Komplexmerkmale: 1·6 Reaktionswechsel	1·3 „

Pfenninger

Serie I	Serie II
Mit Komplexmerkmalen: 3·5 Reaktionswechsel	3·7 Reaktionswechsel
Ohne Komplexmerkmale: 2·6 Reaktionswechsel	2·8 „

Wir sehen zunächst, daß auf Assoziationen mit Komplexmerkmalen mehr Reaktionswechsel in den späteren Serien erfolgen als auf solche ohne Komplexmerkmale. Die II. Exposition zeichnet sich dadurch aus, daß die Zahlen besser der Erwartung entsprechen, d. h. es ist hier viel deutlicher, daß nach Komplexmerkmalen am Anfange der Expositionen in den folgenden Repetitionen an den entsprechenden

Stellen mehr Reaktionswechsel auftreten. Dieses bessere Resultat der II. Serie dürfte darauf hinweisen, daß die Apperzeption der Reize bei der I. Exposition durch Emotion behindert war, was bei der galvanometrischen Versuchsanordnung nicht erstaunlich ist. Bei den daneben gestellten Zahlen Pfenningers fehlt dieses Phänomen, was auf die einfachere Versuchsanordnung zurückgeführt werden dürfte.

4. Die Reaktionszeit der veränderten Reaktionen.

Die Berechnung geschah in folgender Weise: Die Zeiten der veränderten und der nicht veränderten Reaktionen wurden gesondert und aus ihnen das wahrscheinliche Mittel genommen.

Tabelle IV.

Reaktionszeit in $^1/_5$ Sekunden.

Jung-Brill

Serie	II	III	IV	V	VI
Keine Reaktionsänderung	6·5	6·0	5·2	5·7	5·7
Mit Reaktionsänderung	7·0	7·2	7·2	8·0	8·5

Pfenninger

Serie	II	III	IV	V	VI	VII	VIII
Keine Reaktionsänderung .	8·5	8·1	8·5	9·4	8·0	7·5	7.2
Mit Reaktionsänderung . .	10·4	10·1	11·2	10·2	9·2	8·7	8·4

Das Ergebnis stimmt mit den Resultaten früherer Untersuchungen (Wreschner, Pfenninger). Die Zahlen sind für die einzelnen Repetitionen angegeben. Wenn wir untersuchen, wie der Verlauf der Differenzen zwischen den hinteren Zahlenreihen ist, so sehen wir, daß bei den Jung-Brillschen Zahlen die Differenz mit der Zunahme der Repetition größer wird, bei den Pfenningerschen Zahlen dagegen wird sie in ebenso deutlicher Weise kleiner. Dieses Verhalten ist mir

nicht erklärlich. Bei der täglichen Repetition (vgl. Tabelle V) zeigt sich wieder ein umgekehrtes Verhalten.

5. Die Reaktionszeit der I. und II. Serie in ihrer Beziehung zum Reaktionswechsel.

Die Fragestellung dieses Abschnittes ist folgende: Sind Reaktionen, die im weiteren Verlauf der Repetitionen sich öfter verändern, schon bei der erstmaligen Exposition durch Komplexmerkmale ausgezeichnet? Pfenninger hat auf die Frage positive Antwort gegeben. Da im Jung-Brillschen Material die Komplexmerkmale (mit Ausschluß der verlängerten Reaktionszeit) außerordentlich spärlich sind (die Versuchspersonen sind alle sehr eingeübt), so mußte ich mich auf die Reaktionszeit als Komplexmerkmal einschränken, was natürlich eine gewisse Einseitigkeit bedeutet.

Tabelle V.

Reaktionszeit in $^1/_5$ Sekunden.

Reaktionswechsel	0	1	2	3	4	5
Serie I	11·2	12·3	12·9	12·4	6·9	13·3
Serie II.	7·0	7·4	10·0	10·1	9·0	10·3

Tabelle V zeigt folgendes: Eine Assoziation, die bei den folgenden Repetitionen sich 0mal ändert, hat bei der erstmaligen Exposition eine durchschnittliche Reaktionszeit von 11·2, bei der II. Exposition eine solche von 7·0. Die folgenden Kolonnen geben die Resultate wieder, für diejenigen Assoziationen, die sich 1-, 2-, 3mal usw. später ändern. Wir sehen besonders in der II. Serie (vgl. oben!) eine deutliche Erhöhung der Reaktionszeit in denjenigen Fällen, wo die Assoziation sich nachmals mehrfach verändert. Dieses Ergebnis stimmt mit den Beobachtungen Pfenningers überein.

III. Reaktionszeit und Reaktionswechsel bei täglicher Repetition.

Täglich repetiert wurde, wie erwähnt, bei 5 Versuchspersonen in 7 Tagen. Die Fragestellungen und Berechnungsmethoden der fol-

genden Abschnitte sind dieselben wie bei der wöchentlichen Repetition. Zum Vergleiche setze ich jeweils noch die Zahlen der wöchentlichen Repetition dazu.

1. Die Reaktionszeit.

Tabelle VI.

Tägliche Repetition.		Wöchentliche Repetition.	
Serie I . .	11·2	Serie I . .	11·2
„ II . .	8·4	„ II . .	8·0
„ III . .	7·6	„ III . .	7·7
„ IV . .	**7·8**	„ IV . .	**7·7**
„ V . .	6·4	„ V . .	**8·3**
„ VI . .	4·7	„ VI . .	7·3
„ VII . .	4·7		

Tabelle VI zeigt den Verlauf der Reaktionszeit in den einzelnen Wiederholungsserien. Wie bei der wöchentlichen Repetition, finden wir eine nachträgliche Erhöhung der Reaktionszeit, die aber ganz auf die IV. Serie fällt. Es scheint daher, daß dieses Phänomen (erhöhter Widerstand?) nicht durch die Dauer des Intervalles wesentlich affiziert wird. Bemerkenswert dagegen ist der Einfluß des kleineren Intervalles auf das Absteigen der Reaktionszeit, welche hier viel rascher und ausgiebiger abnimmt als bei der wöchentlichen Repetition. Die rascher aufeinanderfolgenden Expositionen verringern die Emotionsgröße der Reize und finden die früheren Reaktionen reproduktionsbereit vor. So dürfte wohl der Sinn dieses Phänomens formuliert werden.

2. Der Reaktionswechsel.

Die folgende Tabelle zeigt den Verlauf der Reaktionswechsel in den Wiederholungsserien.

Tabelle VII.

Tägliche Repetition		Wöchentliche Repetition	
Serie II	44·2	Serie II	67·0
„ III	28·2	„ III	34·0
„ IV	25·0	„ IV	30·0
„ V	18·4	„ V	25·3
„ VI	8·5	„ VI	25·3
„ VII	8·3		

Tabelle VII zeigt durchgehend niedrigere Zahlen in der Kolonne der täglichen Repetition als bei der wöchentlichen Repetition. Dieses Verhalten kann, was den Anfang der Repetition betrifft, auf der Auswahl der Reizwörter beruhen, indem bei der kürzeren, wöchentlichen Reizreihe einige entschieden sehr kritische Reizwörter sich befinden. Das tiefe Absinken der Wechsel gegen den Schluß ist wiederum als eine klare Folge des kleineren Intervalles zu betrachten, insofern infolge des kleineren Intervalls die frühere Reaktion noch eher reproduktionsbereit ist als bei siebentägigem Intervalle.

3. Der Reaktionswechsel in seiner Beziehung zu den Komplexmerkmalen.

Tabelle VIII.

Tägliche Repetition	
Serie I	Serie II
Mit Komplexmerkmalen 1·5 Reaktionswechsel	1·6 Reaktionswechsel
Ohne Komplexmerkmale 1·0 Reaktionswechsel	0·8 Reaktionswechsel
Wöchentliche Repetition	
Serie I	Serie II
Mit Komplexmerkmalen 1·9 Reaktionswechsel	1·8 Reaktionswechsel
Ohne Komplexmerkmale 1·6 Reaktionswechsel	1·3 Reaktionswechsel

Tabelle VIII zeigt, daß auch bei täglichen Repetitionen auf komplexe Anfangssasoziationen in den späteren Serien mehr Wechsel

erfolgt als auf indifferente Reizworte. Daß die prognostische Bedeutung der Anfangsreaktion (I. und II. Serie) hier noch deutlicher heraustritt als bei der wöchentlichen Repetition, dürfte eine Wirkung des kürzeren Zeitintervalls sein.

4. Die Reaktionszeit der veränderten Reaktion.

Tabelle IX.

Serie	II	III	IV	V	VI	VII
Keine Reaktionsänderung . . .	8·1	4·9	7·3	6·0	4·7	4·7
Mit Reaktionsänderung	9·6	10·4	11·5	7·8	6·7	6·2

Tabelle IX zeigt die schon bekannte Erhöhung der Reaktionszeit für veränderte Reaktionen.

5. Reaktionszeit der I. und II. Serie in ihrer Beziehung zum Reaktionswechsel.

Tabelle X.

Reaktionszeit in $^1/_5$ Sekunden.

Tägliche Repetition.

Serie	0	1	2	3	4
I	11·3	17·0	11·8	11·7	52·7
II	7·9	9·5	11·2	12·5	15·5

Wöchentliche Repetition (Tabelle V).

Serie	0	1	2	3	4	5
I	11·2	12·3	12·9	12·4	6·9	13·3
II	7·0	7·4	10·0	10·1	9·0	10·3

Tabelle X entspricht, was Inhalt und Berechnung anbetrifft, der Tabelle V, die oben bereits besprochen wurde. Es zeigt sich, daß auch

hier diejenigen Assoziationen, die sich in der Wiederholung mehrfach ändern, schon in der I. und II. Serie durch verlängerte Reaktionszeiten ausgezeichnet sind. Auch diesmal ist die II. Serie prognostisch die zuverlässigere, was aus der mit der Anzahl der nachmaligen Wechsel regelmäßig zunehmenden Reaktionszeit zu ersehen ist. Das „bessere" Resultat der II. Serie dürfte wohl ganz auf Rechnung des Wegfalls der anfänglichen Experimenterregung zu setzen sein. Das kürzere Zeitintervall wirkt wiederum „verbessernd" auf das Resultat ein, indem weit weniger Gelegenheit vorhanden ist zu neuen Konstellationen als bei der wöchentlichen Repetition.

IV. Die psychogalvanischen Erscheinungen bei wöchentlicher Repetition.

1. Der galvanische Ausschlag[1]).

Tabelle XI.

Galvanischer Ausschlag		Reaktionszeit.	
Serie I	5·4	Serie I	11·2
„ II	6·6	„ II	8·0
„ III	5·4	„ III	7·7
„ IV	5·2	„ IV	7·7
„ V	4·8	„ V	8·3
„ VI	2·9	„ VI	7·3

Verschiedene Autoren haben es versucht, in exakter Weise nähere Beziehungen zwischen der Reaktionszeit und dem galvanischen Phänomen aufzufinden. Es hat sich dabei ein gewisser Parallelismus ergeben, der es tatsächlich erlaubt, an einen bestimmten Zusammenhang zu denken. Immerhin muß sehr berücksichtigt werden, daß dieser Parallelismus nur im ganzen und großen vorhanden ist und daß im einzelnen erhebliche Abweichungen von der statistischen Regel stattfinden, auf die schon Binswanger[2]) mit

[1]) Öfter abgekürzt als G. A.

[2]) Über das Verhalten des psychogalvanischen Phänomens beim Assoziationsexperiment. Diagnost. Assoc. stud. II. Bd.

einer besonderen Auffassung hingewiesen hat. Eine allgemeine Vergleichung der galvanischen Ausschläge und der Reaktionszeiten hat daher zunächst nur einen allgemein orientierenden Wert.

Wenn wir die beiden Reihen vergleichen, so zeigt sich nur ein bedingter Parallelismus. Der sehr langen Anfangsreaktionszeit steht ein relativ kleiner Ausschlag, der Abnahme der Reaktionszeit von der I. zur II. Serie ein vergrößerter Ausschlag gegenüber. Wir haben in den obigen Abschnitten gesehen, wie eben diese Versuchsreihen dadurch gekennzeichnet sind, daß nicht die I. Exposition diejenige Auffassung des Reizwortes herbeiführt, welche prognostisch den größten Wert besitzt, sondern erst die II. Exposition. Es ist bei Peterson und Jung darauf hingewiesen, daß die Experimenterregung während der I. Exposition eine völlige Apperzeption der Reize verhindert, so daß infolge davon die psychophysische Reaktion (der körperliche Untergrund des „Gefühlstones", Jung) notwendigerweise mangelhaft ausfallen muß. Diese Tatsache ist von Binswanger nicht nur durch das Ablenkungsexperiment ausgiebig erhärtet, sondern auch durch die schöne Beobachtung eines akuten Affektzustandes direkt nachgewiesen worden. Die Experimenterregung erhöht allgemein die Reaktionszeit, indem sie die Bereitschaft deutlich hindert, zugleich wird dadurch die Apperzeption mangelhaft, was eine entsprechend verminderte psychophysische Reaktion zur Folge hat. Daher in der I. Serie die Reaktionszeit lang, der galvanische Ausschlag kurz ist, in der II. Serie umgekehrt. Solche Beobachtungen legen es nahe, das psychogalvanische Phänomen mit Jung als einen Maßstab der Apperzeption aufzufassen. Mit dieser Auffassung gewinnt das Phänomen der in der IV. und V. Serie auftretenden Verlängerung der Reaktionszeit ein bestimmtes Aussehen. Wir sehen, daß jene Verlängerungen der Reaktionszeit nicht begleitet sind von entsprechenden Erhöhungen des galvanischen Ausschlages. Daraus wäre zu schließen, daß nicht etwa eine vermehrte Affektgröße plötzlich neue, störende Bedeutungen zur Apperzeption bringt, sondern daß vielmehr das Gegenteil der Fall zu sein scheint, nämlich ein Absinken des Interesses und damit der affektiven Reaktion. Wenn wir aber genau zusehen, so liegt die Sache nicht so einfach, nämlich, während in der Kurve der Reaktionszeiten die erneuerte Verlängerung der Reaktionszeit stattfindet, ist der Abfall der Größe des galvanischen Ausschlages erheblich langsamer als vor und nachher. Folgende Zusammenstellung der Differenzen veranschaulicht diese Beobachtung:

Serie	II	III	IV	V	VI
Reaktionszeit	— 3·2	— 0·3	+ 0·0	+ 0·6	— 1·0
Galvanischer Ausschlag	+ 1·2	— 1·2	— 0·2	— 0·4	— 1·9

Dieser Verlauf zeigt deutlich, wie im Bereiche der Zeitverlängerung das starke Abfallen der psychophysischen Reaktionsgröße doch entschieden aufgehalten ist, was sich nach dem oben Gesagten wohl nur als verbesserte Apperzeption auffassen läßt. Die Untersuchung der Individualzahlen ergibt, daß die Größe der galvanischen Ausschläge in der IV. und V. Serie zwar auch abnimmt, daß dieses Absteigen aber unterbrochen ist von einzelnen erheblichen Zunahmen der Reaktionsgröße. Diese Zunahmen beeinflussen das arithmetische Mittel natürlich erheblich und verursachen direkt das scheinbar vergrößerte Abfallen der Größe des galvanischen Ausschlages. Diese Zunahmen erfolgen natürlich an Komplexstellen und sind tatsächlich als Folgen erhöhter Apperzeption aufzufassen. Die Tatsache, daß kritische Reizworte von einer größeren Anzahl von Reaktionswechseln gefolgt sind als indifferente, weist darauf hin, daß ihre Konstellation häufig wechselt, weshalb reichlich Gelegenheit zur Apperzeption neuer Bedeutungen vorhanden ist. Die Erhöhung der Reaktionszeit um die IV. Serie erweist sich demnach nicht als ein einfaches Nachlassen des Interesses, als was es bei oberflächlicher Betrachtung imponieren könnte, sondern als ein Aufspringen neuer Bedeutungen von größerem Affektwert (an Komplexstellen). Wir werden bei der täglichen Repetition sehen, daß dort in der IV. Serie sogar eine erneuerte Vermehrung des galvanischen Ausschlages eintritt, parallel der Zeiterhöhung.

2. Die Bedeutung des galvanischen Ausschlages für den Reaktionswechsel.

Die Frage, die ich hier zu beantworten suche, ist die, ob dem galvanischen Ausschlage dieselbe prognostische Bedeutung zukomme wie den Komplexmerkmalen der I. und II. Versuchsserie. Die Fragestellung ist daher: Hat eine Assoziation, die am Anfange der Versuche durch einen über dem Mittel (der betreffenden Serie) liegenden galvanischen Ausschlag ausgezeichnet ist, mehr Reaktionswechsel im Gefolge als eine Assoziation, deren anfänglicher galvanischer Ausschlag unter dem Mittel liegt? Diese Fragestellung könnte also einen weiteren

Beitrag bringen zur Auffassung des galvanischen Ausschlages als eines Komplexmerkmales.

Tabelle XII.

Serie	I	II	
Galvanischer Ausschlag über dem Mittel gefolgt von	1·75	1·85	Reaktions-
Galvanischer Ausschlag unter dem Mittel gefolgt von	1·35	1·15	wechsel

(Tabelle III.)

Serie	I	II	
Assoziation mit Komplexmerkmalen	1·9	1·8	Reaktions-
Assoziation ohne Komplexmerkmale	1·6	1·3	wechsel

Aus diesem Resultat ersehen wir, daß der in der I. oder II. Serie auftretende und über dem Mittel liegende galvanische Ausschlag vorzugsweise eine Assoziation bezeichnet, die nachmals einem größeren Wechsel unterworfen sein wird. Auch hier gibt die II. Serie das prognostisch bessere Bild, was in völliger Übereinstimmung mit den früheren Feststellungen ist. Der galvanische Ausschlag verhält sich also wie ein Komplexmerkmal. Vergleichen wir nun die prognostische Leistung des galvanischen Ausschlages mit der entsprechenden Leistung der Komplexmerkmale in Tabelle III, so sehen wir, daß der galvanische Ausschlag sogar noch präziser prognostiziert als die Komplexmerkmale. Dieses Resultat ist wiederum äußerst bezeichnend für die durchaus psychogene Natur des psychogalvanischen Phänomens.

3. Die Bedeutung des Reaktionswechsels für den anfänglichen galvanischen Ausschlag.

Die Frage ist, ob der galvanische Ausschlag in der I. oder II. Serie größer oder kleiner ist, wenn die Assoziationen der nachfolgenden Repetitionen viel oder wenig wechseln. Die folgende Tabelle zeigt die Größe des galvanischen Ausschlages für den Fall, daß kein Reaktionswechsel nachher auftritt, sowie für 1, 2 usw. Reaktionswechsel.

Tabelle XIII.

Reaktionswechsel	0	1	2	3	4	5	
Serie I.	6·8	7·4	9·7	8·9	7·0	10·1	Galvanischer
Serie II.	4·9	4·4	7·2	7·1	9·0	7·0	Ausschlag

Das Resultat ergibt, daß im allgemeinen mehrfacher Wechsel sowohl in I. wie in II. Serie durch höhere galvanische Ausschläge im voraus angezeigt ist als nachheriges Stereotypbleiben der Assoziation. Die II. Serie zeigt hier keine Begünstigung.

4. Der galvanische Ausschlag der veränderten Reaktion.

Die Fragestellung ist dieselbe wie in Abschnitt II, 4, wo dieselbe Betrachtung in bezug auf die Reaktionszeit durchgeführt war; es hat sich dort (ebenso III, 4) klar ergeben (in voller Übereinstimmung mit früheren Autoren), daß die Reaktionszeit einer veränderten Reaktion in der Regel immer höher ist, als einer unveränderten.

Tabelle XIV.

Serie	II	III	IV	V	VI	
Keine Reaktionsänderung .	4·5	4·8	3·7	3·2	2·6	Galvanischer
Mit Reaktionsänderung . .	5·9	4·3	7·3	3·1	3·1	Ausschlag

Die Tabelle zeigt, daß das galvanische Phänomen die sichere Erhöhung der Zeit nur zum Teil mitmacht. Das könnte darauf hindeuten, daß der affektive Anteil an einem Reaktionswechsel bei wöchentlichem Intervalle relativ gering ist respektive daß in diesem Intervalle Wechsel vorkommen, die affektiv sehr indifferent sind. Es ist schon hier bemerkenswert und wird sich bei der täglichen Repetition noch deutlicher zeigen, daß die Differenzierung der veränderten und nicht veränderten Reaktionen sehr zu wünschen übrig läßt, im Gegensatze zur Reaktionszeit, welche, wie aus Abschnitt II, 4 und III, 4 hervorgeht, die Differenzierung streng aufrecht erhält. Dieses Phänomen hängt mit der allgemeinen Tatsache zusammen, daß das galvanische Phä-

nomen außerordentlich schwach wird, sobald eine gewisse Gewöhnung und Indifferenz der Versuchsperson eingetreten ist. Allein an der Gewöhnung liegt es aber nicht, denn Versuchspersonen, die schon längst ans Experiment gewöhnt sind, können wieder sehr kräftige Ausschläge haben; die Bedingung ist nur, daß die Reize eine gewisse Aktualität und Wirklichkeit haben. Ohne das sinkt die psychogalvanisch sich ausdrückende Affektivität öfters bis auf Null. Die mangelhafte Differenzierung in der V. und VI. Serie könnte leicht diesem Umstande zu verdanken sein. Die unerwartet niedere Zahl der dritten Serie (die sich übrigens auch bei der täglichen Repetition findet, vgl. V, 2) kann allerdings nicht dadurch erklärt werden, sondern ist zunächst in Zusammenhang zu bringen mit der affektiven Steigerung in der IV. Serie. Es muß danach wohl angenommen werden, daß in der III. Serie das Interesse einen Tiefstand erreicht, der durch eine plötzliche Erneuerung in der IV. Serie überwunden wird.

V. Die psychogalvanischen Erscheinungen bei täglicher Repetition.

1. Der galvanische Ausschlag.

Wir untersuchen wiederum zuerst den Gesamtverlauf der Mittel des galvanischen Ausschlages durch Repetitionsserien. Zum Vergleiche ist rechts die Tabelle der Reaktionszeit hingesetzt.

Tabelle XV.

Galvanischer Ausschlag		Reaktionszeit	
Serie I	10·7	Serie I	11·2
„ II	7·2	„ II	8·4
„ III	5·5	„ III	7·6
„ IV.	6.5	„ IV	7·8
„ V	4·7	„ V	6·4
„ VI	4·2	„ VI	4·7
„ VII	3·8	„ VII	4·7

Was zunächst auffällt, ist der Umstand, daß nicht wie bei der wöchentlichen Repetition (Tabelle XI) eine Vermehrung des galvanischen Ausschlages in der II. Serie eintritt. Wir haben eine konstante Abnahme bis zur IV. Serie, wo mit der Erhöhung der Reaktionszeit eine Vermehrung des galvanischen Ausschlages eintritt. Auf diese Weise schmiegt sich die Kurve des galvanischen Ausschlages ganz der der Reaktionszeit an. Das erneuerte Ansprechen des galvanischen Phänomens in der IV. Serie wurde schon oben diskutiert und dort erwähnt. Diese Vermehrung der Innervationsgröße ist, wie eben oben gesagt wurde, in der Hauptsache auf die beträchtliche Erhöhung gewisser Ausschläge zurückzuführen, was wohl kaum anders erklärt werden kann, als daß es sich entweder um ein Aufspringen neuer Komplexbedeutungen oder Wiedererwachen alter Bedeutungen handelt. Durch gewöhnliche Befragung läßt sich in dieser Hinsicht bei Ungebildeten sehr wenig machen (auch bei Gebildeten pflegt die Ausbeute gering zu sein); das galvanische Phänomen kann auch unbewußte Komplexbedeutungen registrieren. (Vgl. Binswanger l. c. ebenso Nunberg, II. Bd. der Diagnost. Assoc. stud.) Das ist in diesem Falle sehr wahrscheinlich so, daß die Auffrischung der Komplexwirksamkeit sich zum großen Teile der Apperzeption entzieht.

2. Der galvanische Ausschlag der veränderten Reaktion.

Berechnung und Fragestellung ist dieselbe wie in IV, 4.

Tabelle XVI.

Serie	II	III	IV	V	VI	VII
Ohne Reaktionswechsel .	6·9	5·6	6·4	3·9	3·8	4·5
Mit Reaktionswechsel . .	7·58	5·2	7·7	7·7	4·2	4·4

Die Tabelle zeigt uns im Prinzipe dieselben Phänomene wie in IV, 4, den Tiefstand des Ausschlages in der III. Serie und die mangelhafte Differenzierung gegen das Ende. Ich muß daher ganz auf die Erörterungen in IV, 4 verweisen und hebe nur hervor, daß die Verkürzung des Intervalles von keinem erheblichen Einfluß auf diese Phänomene war.

3. Die Bedeutung des galvanischen Ausschlages für den Reaktionswechsel.

Die Fragestellung ist dieselbe wie in Abschnitt IV, 2, nämlich die prognostische Bedeutung des galvanischen Ausschlages in der I. oder II. Serie.

Tabelle XVII.

Serie	I	II
Galvanischer Ausschlag über dem Mittel . .	1·3	1·3
Galvanischer Ausschlag unter dem Mittel . .	1·0	1·1

Tabelle VIII (zum Vergleiche hergesetzt).

Serie	I	II
Assoziation mit Komplexmerkmalen	1·5	1·6
Assoziation ohne Komplexmerkmale	1·0	0·8

Die zum Vergleiche hergesetzte Tabelle VIII, welche dieselbe Frage, aber in bezug auf Komplexmerkmale beantwortet, zeigt, daß die prognostische Bedeutung des galvanischen Ausschlages in dieser Form der Berechnung als relativ gering erscheint. Die Komplexmerkmale ergeben in dieser Hinsicht viel besser differenzierte Zahlen. Die detaillierte Fragestellung der folgenden Tabelle XVIII zeigt, worauf dieses mangelhafte Resultat im wesentlichen zu beziehen ist: Gerade die häufigen zweimaligen Reaktionswechsel (die vieilfachen Wechsel sind relativ seltener) sind ganz ungenügend durch hohe galvanische Ausschläge in der I. und II. Serie ausgezeichnet, obschon sie durch Komplexmerkmale bestimmt sind. Dieser mangelhafte Parallelismus deutet wiederum darauf hin, daß der galvanische Ausschlag sich unähnlich den Komplexmerkmalen verhält. Er findet naturgemäß bei den komplexen Assoziationen statt, nicht aber bei den in der gleichen Serie nachfolgenden Assoziationen, welche infolge der Affektperseveration noch durch Komplexmerkmale ausgezeichnet sind und dementsprechend

auch ihre Form in den Repetitionen gerne wechseln, obschon sie nicht eigentlich kritische Assoziationen sind. Im übrigen verweise ich auf die gründlichen Ausführungen Binswangers. (Diagnost. Assoc. stud., II. Band.)

4. Die Bedeutung des Reaktionswechsels für den anfänglichen galvanischen Ausschlag.

Die Fragestellung ist dieselbe wie in Abschnitt IV, 3.

Tabelle XVIII.

Reaktionswechsel	0	1	2	3	4	
Serie I. . . .	11·2	17·2	8·2	15·0	28·3	Galvanischer
„ II. . . .	7·9	9·5	7·2	12·1	16·1	Ausschlag

Wie schon im vorhergehenden Paragraphen erwähnt wurde, zeigt sich bei dieser eingehenderen Untersuchung, daß es ausschließlich der zweimalige Reaktionswechsel ist, der in I. und in II. Serie nicht durch erhöhten galvanischen Ausschlag ausgezeichnet ist. Die übrigen Reaktionswechsel sind durch erhöhten galvanischen Ausschlag in der I. und in der II. Serie trefflich hervorgehoben.

Zusammenfassung des ersten Teiles.

a) Die von Pfenninger erhobenen Regeln lassen sich an unserem Material durchaus bestätigen.

b) Der galvanische Ausschlag geht den psychologischen Erscheinungen bis auf einige eng umschriebene Stellen genau parallel, soweit sich das durch statistische Darstellung überhaupt bestimmen läßt. Jedenfalls dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß in der Mehrzahl der Fälle ein enges Zusammengehen zwischen den rein psychologischen Phänomenen des Assoziationsexperimentes und dem galvanischen Phänomen stattfindet. Der galvanische Ausschlag kommt in Wegfall, wo ein Affekt perseveriert. Diese Tatsache kann die Statistik wesentlich beeinflussen, so daß Ausnahmen von der gegebenen Regel vorkommen können.

c) Die Erschöpfung derReizwirkung durch Wiederholung drückt sich nicht in einer regelmäßig abfallenden Kurve aus, sondern es erfolgt in der IV. Serie eine relative Auffrischung der psychophysischen Reaktion, die anscheinend mit dem Intervall nichts zu tun hat.

ZWEITER TEIL.

Repetitionsversuche mit verschiedenen Experimentatoren.

Die Versuche waren in folgender Weise angelegt: Der männliche Experimentator war Dr. Jung, der weibliche Verfasserin. Als Versuchspersonen dienten 6 Männer und 6 Frauen, mit einer Ausnahme alle Gebildete. Die erste Reizreihe bestand aus 25 Reizworten. Bei weiblichen Versuchspersonen wurde sie zuerst vom weiblichen und bei männlichen Versuchspersonen vom männlichen Experimentator aufgenommen. Unmittelbar darauf wurde die Reizreihe repetiert, diesmal vom gleichgeschlechtigen Experimentator aufgenommen. Eine II. Versuchsserie von 12 Reizworten wurde zuerst vom ungleichgeschlechtigen und dann vom gleichgeschlechtigen Experimentator aufgenommen. Eine III. Versuchsserie bestand darin, daß eine Reizreihe von 21 Reizworten zuerst vom gleichgeschlechtigen Experimentator aufgenommen und unmittelbar darauf zweimal repetiert wurde. Am folgenden Tage geschah dasselbe mit dem ungleichgeschlechtigen Experimentator und anderen Reizworten. Der männliche Experimentator ist Dr. Jung, der weibliche Verfasserin. Die Absicht dieser Versuchsanordnung ist klar. Es handelt sich zunächst um die allgemeine Frage, ob verschiedene Experimentatoren einen nachweisbaren Einfluß auf das Experiment haben, und sodann um die spezielle Frage, ob das Geschlecht des Experimentators einen nachweisbaren Einfluß hat. Es muß im voraus bemerkt werden, daß man a priori die Möglichkeit erwarten könnte, daß diese Versuchsanordnung einen eindeutigen Einfluß nachweist, daß aber ein negatives Resultat noch keineswegs dartut, daß dieser Einfluß nicht existiert. Ein negatives Ergebnis könnte, wie immer bei experimentellen Untersuchungen, bloß heißen, daß der eingeschlagene Weg der unrichtige war.

Unmittelbare Repetition.

1. I. und II. Versuchsserie mit weiblichen Versuchspersonen.

I. Versuchsserie			II. Versuchsserie		
	♀[1])	♂		♀	♂
Reaktionszeit . . .	13·5	11·0	Reaktionszeit . . .	10·2	10·5
Galvanischer Ausschlag	5·4	5·7	Galvanischer Ausschlag	6·8	6·5

Die Zahlen dieser Tabelle sind Durchschnittszahlen. Das Resultat der I. Versuchsserie, wo der gleichgeschlechtige Experimentator vorausgeht, sieht so aus wie die Resultate der oben berichteten Repetitionsversuche. Die Vergrößerung des galvanischen Ausschlages in der Wiederholung durch den männlichen Experimentator unterscheidet sich in nichts von dem oben erörterten Phänomen der verbesesrten Apperzeption. Die II. Versuchsserie dagegen zeigt ein anderes Bild. Hier liegen die Versuchsverhältnisse gerade umgekehrt. Es ist, wie wenn der männliche Experimentator von der kürzeren Reaktionszeit und dem größeren galvanischen Ausschlag gefolgt wäre.

2. I. und II. Versuchsserie mit männlichen Versuchspersonen.

I. Versuchsserie			II. Versuchsserie		
	♀	♂		♀	♂
Reaktionszeit . . .	10·0	11·0	Reaktionszeit . . .	11·0	9·0
Galvanischer Ausschlag	6·9	5·2	Galvanischer Ausschlag	5·7	4·7

Das Resultat zeigt, daß der männliche Experimentator bei der männlichen Versuchsperson nicht die Wirkung hat wie bei der weiblichen. Aber auch der weibliche Experimentator gelangt nicht zu dem

[1]) ♀ und ♂ bedeuten weibliche und männliche Experimentatoren.

Einflusse, den man hätte erwarten können, indem in der I. Versuchsserie die Wiederholung eine längere Reaktionszeit und einen kleineren galvanischen Ausschlag das Zeichen erschlafften Interesses gebracht hat. Diese Beobachtung weist darauf hin, daß wohl noch andere Faktoren als der Geschlechtsunterschied bei dieser Experimentfrage in Betracht kommen.

3. III. Versuchsserie mit weiblichen Versuchspersonen.

Die Versuchsanordnung besteht hier, wie oben erwähnt, in der zweimaligen Repetition einer Reizreihe mit demselben Experimentator.

Weibliche Versuchspersonen.

Weiblicher Experimentator.

Serie	I	II	III
Reaktionszeit	12·3	11·5	10·4
Galvanischer Ausschlag	4·8	5·6	4·6

Das Ergebnis bietet keine Besonderheiten. Die Zunahme des galvanischen Ausschlages in der II. Serie ist das uns bereits bekannte Phänomen verbesserter Apperzeption.

Die Tabelle gewinnt ihr Interesse durch Vergleichung mit der ihr folgenden Darstellung:

Weibliche Versuchspersonen.

Männlicher Experimentator.

Serie	I	II	III
Reaktionszeit	11·4	9·3	8·3
Galvanischer Ausschlag	10·0	6·7	5·1

Wir sehen hier einen nicht unbeträchtlichen Unterschied zu obiger Tabelle. Die Reaktionszeiten sind kürzer und die galvanischen

Ausschläge größer: das Interesse ist stärker gespannt, daher auch das Phänomen der in der II. Serie verbesserten Aufmerksamkeit wegfällt, denn infolge des stärkeren Interesses erfolgt schon in der I. Serie eine völlige Apperzeption der Reizwortbedeutung.

4. III. Versuchsserie mit männlichen Versuchspersonen.

Wir gelangen nun zu den entsprechenden Versuchen mit Männern.

Männliche Versuchspersonen.

Männlicher Experimentator				Weiblicher Experimentator			
Serie	I	II	III	Serie	I	II	III
Reaktionszeit . . .	10·4	8·7	8·3	Reaktionszeit . . .	11·7	9·9	8·9
Galvanischer Ausschlag	9·5	5·5	4·5	Galvanischer Ausschlag	5·4	4·6	3·9

Das Resultat ist anders als bei den Frauen. Die überwiegende affektive Wirkung kommt dem männlichen Experimentator zu, was als Folge seiner autoritativen Stellung leichtverständlich ist. Was wir oben in Abschnitt 2 bloß angedeutet fanden, bestätigt sich hier völlig, daß nämlich außer dem Geschlechtsunterschiede das Persönliche beträchtlich ins Gewicht fällt; in unserem Falle so sehr, daß die Wirkungen des Geschlechtsunterschiedes dadurch ganz verwischt werden.

5. Vergleichung der durchschnittlichen Reizwortwirkung.

a) Gleichgeschlechtiger Experimentator.

Als „Reizwortwirkung" ist in diesem Falle der galvanische Ausschlag zu verstehen. Es handelt sich hier um die Frage, wie die einzelnen Reaktionen sich durchschnittlich verhalten unter den vorgängig geschilderten Experimentbedingungen. Da für die gleichgeschlechtigen Versuche dieselben Reizreihen benutzt wurden, so stelle ich die beiden entsprechenden Tabellen zusammen, so daß man vergleichen kann, wie die weibliche und die männliche Versuchsperson durchschnittlich auf die einzelnen Reize reagiert. Die Anfangsreize sind aus natürlichen Gründen immer von großen Ausschlägen begleitet, sie können daher nicht wohl in Betracht kommen.

Weibliche Versuchspersonen				Männliche Versuchspersonen			
Weiblicher Experimentator	I	II	III	Männlicher Experimentator	I	II	III
1. neu	9·8	13·4	9·1	1. neu	16·3	15·0	7·1
2. beten	8·3	5·2	9·8	2. beten	14·8	9·3	6·1
3. Geld	7·3	14·6	3·5	3. Geld	14·8	13·0	5·6
4. dumm	8·3	4·6	2·5	4. dumm	9·0	6·1	3·1
5. Heft	4·6	9·3	3·1	5. Heft	7·8	4·3	2·6
6. verachten	8·3	6·3	2·3	6. verachten	10·3	5·1	6·1
7. Finger	6·1	4·1	3·8	7. Finger	10·0	5·0	6·1
8. teuer	7·0	7·5	3·6	8. teuer	5·3	6·1	2·1
9. Vogel	2·6	3·8	2·6	9. Vogel	8·7	6·1	3·7
10. fallen	5·5	9·6	14·1	10. fallen	6·8	3·7	10·6
11. Buch	3·5	2·8	2·5	11. Buch	6·5	3·6	1·5
12. ungerecht	8·8	3·3	3·8	12. ungerecht	8·1	2·5	3·6
13. Hunger	2·3	3·1	2·1	13. Hunger	23·3	6·6	3·6
14. weiß	3·0	2·3	3·1	14. weiß	9·1	1·3	3·9
15. Kind	5·6	3·5	4·6	15. Kind	7·8	4·3	4·7
16. aufpassen	5·5	1·8	2·3	16. aufpassen	11·3	1·3	1·7
17. Bleistift	3·0	2·6	2·1	17. Bleistift	5·7	1·8	2·1
18. traurig	3·6	3·8	3·0	18. traurig	7·5	6·3	2·7
19. Haus	2·3	2·5	0·5	19. Haus	4·1	6·9	2·0
20. Heiraten	17·3	16·1	13·3	20. heiraten	12·0	7·5	9·1
21. Glas	4·6	2·8	2·8	21. Glas	3·7	0·0	2·0

Bei Reaktion 3 „Geld" sehen wir bei den Männern sofort die stärkere und anhaltende Wirkung. Bei Frauen tritt erst in der II. Serie die völlige Apperzeption ein. Die Worte dumm und verachten sind bei beiden Geschlechtern von Wirkung, während Finger und Vogel für die Männer bedeutsamer zu sein scheinen. Eine außerordentliche Wirkung entfaltet Hunger bei männlichen Versuchspersonen. Der Gedanke des sozialen Erfolges ist wohl dahinter zu suchen. Eine besonders nachträgliche Wirkung hat das Wort fallen bei beiden Geschlechtern. Bei Frauen wird die Bedeutung von heiraten sofort

voll apperzipiert, bei Männern gewürdigt. Das Wort stärkster Wirkung bei Frauen ist heiraten, bei Männern Hunger. Diese Beobachtung scheint darauf hinzudeuten, daß bei gleichgeschlechtiger Experimentleitung besonders der soziale Komplex eingestellt wird.

b) Ungleichgeschlechtiger Experimentator.

Männlicher Experimentator				Weiblicher Experimentator			
Weibliche Versuchsperson	I	II	III	Männliche Versuchsperson	I	II	III
1. alt	12·6	12·3	9·6	1. alt	25·3	8·8	5·1
2. Liebe	9·0	11·6	2·1	2. Liebe	10·3	7·3	5·6
3. groß	5·0	2·5	4·5	3. groß	5·5	3·7	3·5
4. Mann	8·0	8·5	4·5	4. Mann	5·3	6·8	2·8
5. Teil	7·8	8·6	3·0	5. Teil	5·1	3·5	5·0
6. schlagen	5·6	5·3	6·8	6. schlagen	8·5	4·7	1·1
7. Blume	6·8	4·8	6·0	7. Blume	6·5	3·6	2·3
8. wild	4·6	6·6	2·5	8. wild	4·8	1·8	2·8
9. Familie	6·0	6·1	4·1	9. Familie	4·7	1·7	10·8
10. waschen	5·6	4·1	3·0	10. waschen	3·1	4·3	2·0
11. Kuh	8·0	3·5	6·8	11. Kuh	5·1	3·0	2·7
12. fremd	7·0	5·1	2·5	12. fremd	5·5	3·3	2·7
13. Glück	14·5	11·8	8·3	13. Glück	9·0	3·1	2·0
14. lügen	7·6	5·3	3·8	14. lügen	5·1	1·5	2·7
15. Bruder	10·6	4·0	2·8	15. Bruder	4·5	2·0	4·0
16. fürchten	13·8	4·3	4·8	16. fürchten	5·0	2·0	3·3
17. Frau	7·3	8·6	6·3	17. Frau	10·3	3·7	5·0
18. Angst	6·8	4·6	4·5	18. Angst	5·3	3·3	6·1
19. küssen	34·0	14·3	19·0	19. küssen	14·9	18·5	4·8
20. Tür	2·8	3·1	4·3	20. Tür	1·1	1·1	1·7
21. zufrieden	7·0	3·3	2·6	21. zufrieden	8·1	3·6	4·1

Die Worte stärkster Wirkung sind: küssen und Glück. Bei Frauen kommt dazu noch fürchten, bei Männern Frau. Diese Effekte

schildern stark den erotischen Untergrund einer sonst ganz indifferenten Beziehung. Diese Konstatierung ergibt einen bezeichnenden Gegensatz zur vorhergehenden Tabelle, wo weniger der erotische als vielmehr der soziale Komplex eingestellt zu sein scheint.

c) Durchschnittlicher Verlauf eines anfänglich großen galvanischen Ausschlages.

a) Weibliche Versuchspersonen.

Weiblicher Experimentator.

Wiederholungen	I	II	III
Große galvanische Ausschläge	11·8	8·6	7·4
Mittel aller galvanischen Ausschläge	4·8	5·6	4·6

Die großen[1]) galvanischen Ausschläge der ersten Exposition wurden herausnotiert, ebenso die galvanischen Ausschläge derselben Assoziationen in den folgenden Wiederholungen. Der Vergleich mit dem Mittel aller galvanischen Ausschläge dieser Versuchsserie zeigt, daß solche Assoziationen durchschnittlich dauernd über dem Mittel blieben, obschon ein ziemlich beträchtlicher Abfall von der I. bis III. Exposition zu verzeichnen ist.

b) Weibliche Versuchspersonen.

Männlicher Experimentator.

Wiederholungen	I	II	III
Große galvanische Ausschläge	24·0	10·0	6·9
Mittel aller galvanischen Ausschläge	10·0	6·7	5·1

[1]) Unter großen galvanischen Ausschlägen sind diejenigen zu verstehen, die über dem arithmetischen Mittel der betreffenden Serie liegen.

Wir beobachten hier dasselbe Phänomen, nur in stark erhöhtem Maße wie vorhin, nämlich ein rapides Abnehmen der anfänglichen Wirkung.

c) Männliche Versuchspersonen.

Männlicher Experimentator.

Wiederholungen	I	II	III
Große galvanische Ausschläge	17·0	6·7	4·4
Mittel aller galvanischen Ausschläge	9·5	5·5	4·5

Hier ist die Abnahme so erheblich, daß in der III. Reihe der anfänglich große galvanische Ausschlag sogar unter das allgemeine Mittel sinkt. Die großen Effekte scheinen sich weit mehr zu erschöpfen als eine relativ geringe Reaktion, die ihren Affektwert fast stetig beibehält. Dieses geringere Absteigen bei schwächeren Anfangswerten zeigt sich auch in folgender Tabelle:

d) Männliche Versuchspersonen.

Weiblicher Experimentator.

Wiederholungen	I	II	III
Große galvanische Ausschläge	16·1	5·3	5·7
Mittel aller galvanischen Ausschläge	5·4	4·6	3·9

Hier begegnen wir dem bemerkenswerten Phänomen einer Zunahme der Reizwirkung in der III. Reihe bei den großen galvanischen Ausschlägen. Wir deuten diese Zunahme entsprechend unseren früheren Überlegungen als Folge eines Apperzeptionszuwachses. Die beträchtliche Abnahme in der II. Reihe entspräche einer „Unterschätzung", die zu einer nachherigen Berücksichtigung gewisser Affektwerte führt. Überblicken wir alle vier Tabellen, so sehen wir den Satz bestätigt, daß im allgemeinen die Reizerschöpfung desto stärker ist, je größer die Anfangswirkung war. Die Anfangswirkung des männlichen

Experimentators ist überall die stärkere. Dagegen findet bei der männlichen Versuchsperson gegenüber dem weiblichen Experimentator eine nachträgliche Erhöhung der Reizwirkung statt.

Zusammenfassung des zweiten Teiles.

Die Versuche ergeben, daß die affektive Wirkung des männlichen Experimentators die größere ist. Diese Wirkung verwischt die wahrscheinlichen Effekte des Geschlechtsunterschiedes. Unsere Versuchsanordnung bewährt sich also als ein experimentelles Hilfsmittel der Persönlichkeitsbestimmung, jedoch nicht der Versuchsperson, sondern des Experimentators.

Ferner scheint es, als ob beim gleichgeschlechtigen Experimentator mehr der soziale Komplex, beim ungleichgeschlechtigen mehr der erotische Komplex eingestellt ist.

Zum Schluß erlaube ich mir, Herrn Privatdozenten Dr. Jung für die gütige Überlassung eines Teiles des experimentellen Materials und für die Mithilfe bei den Versuchen und bei deren Bearbeitung meinen ergebensten Dank auszusprechen.

Symbolik des Erwachens und Schwellensymbolik überhaupt.

Von **Herbert Silberer** (Wien).

Sowohl im ersten als im zweiten Bande dieses Jahrbuches (1909 und 1910) habe ich mich bemüht, die Zweckmäßigkeit eines Begriffes der „funktionalen" Kategorie symbolisierender Phänome darzutun. Die psychischen Erscheinungen, bei denen Bewußtseinsinhalte in die anschauliche Form von Bildern, bildmäßigen Handlungen und Phantasien gegossen werden (Träume, Träumereien, Halluzinationen, Ausdrucksbewegungen, hysterische Symptome, Mythen usf.), können durch ihre Symbolik nämlich zweierlei ausdrücken; erstens einmal Inhalte von Gedanken und Vorstellungen (z. B. gedachte abstrakte Begriffe, den Gegenstand von Wünschen usw.); zweitens den Zustand oder die Funktionsweise der Psyche selbst. Die zweite Art der Symbolik, die sich nicht auf das Gegenständliche, sondern auf das Zuständliche bezieht, führt zu dem Begriffe der funktionalen Kategorie symbolisierender Phänome. Von einer ausführlicheren Erörterung dieses Begriffes kann ich diesmal wohl absehen, weil ich einerseits auf jene Arbeiten hinweisen kann, wo er in genügender Breite behandelt wird[1]), und weil anderseits mein heutiges Vorhaben mit prinzipiellen Einteilungsfragen nicht direkt zu tun hat.

Es soll von der Symbolik des Erwachens (und des Einschlafens) die Rede sein. Eine der Materien, die sich das funktionale Phänomen

[1]) „Bericht über eine Methode, gewisse symbolische Halluzinationserscheinungen hervorzurufen und zu beobachten", Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen Bd. I, Wien und Leipzig (Deuticke); „Phantasie und Mythos", ebenda, Bd. II; „Über die Symbolbildung", ebenda, S. 661ff. des vorliegenden Bandes.

zur bildlichen Umsetzung als Thema wählen kann, ist der Übergang von einem psychischen Zustande zu einem andern. Das, was hierbei symbolisiert wird, ist das Passieren einer Schwelle (auch dieser Terminus ist natürlich schon ein anschauliches Sinnbild) und man kann daher vielleicht ganz allgemein von einer Schwellensymbolik sprechen. Diese Schwellensymbolik wäre eine besondere Art der funktionalen Symbolik überhaupt. Die wichtigste oder wenigstens die nächstliegende Erscheinung der Schwellensymbolik aber muß diejenige des Überganges vom Zustande des Wachseins in denjenigen des normalen Schlafes und umgekehrt sein, woran sich das der Willkür und der Beobachtung noch besser zugängliche Passieren von Somnolenzphasen knüpft.

Als ich vor einigen Jahren einem befreundeten Psychologen den Wert der Studien über hypnagogische und hypnopompische Halluzinationen für die Traumforschung auseinandersetzen wollte, bediente ich mich ungefähr folgender einleitenden Worte: „Wenige Probleme ermuntern den Forscher so sehr zu phantastischer Behandlung wie das des Traumlebens; und kein Problem scheint ihm dazu mehr Berechtigung zu geben. Daß die Ermunterung nicht fehlgeschlagen hat und daß von dem Recht oder Scheinrecht fleißig Gebrauch gemacht worden ist, wissen wir. Die große Freiheit der Gedanken, die Überschwänglichkeit des Hypothesenspiels bilden den auszeichnenden Vorzug und gleichzeitig das verdächtige Mal am Leibe gar vieler Spekulationen über das Traumleben.

Eine der Schwierigkeiten, welche der Traum seiner wissenschaftlichen Erforschung entgegensetzt, stellt sich als eine wunderbare Entrückung dar; denn zu ihm schwingt sich das Bewußtsein von dem Getriebe des Wachzustandes weg in weite Fernen, gleichsam auf das jenseitige Ufer eines mächtigen Stromes. Der Forscher mag seine Phantasie nachfliegen lassen, um das jenseitige Gelände zu untersuchen. Er wird das Wunderland wie ein Dichter schauen; mit seinem Seherblicke wird er es als Ganzes auf einmal umfassen, doch wird er stets Gefahr laufen, Träume durch Träume zu erklären.

Es gibt einen bescheideneren Weg zur Erforschung des Traumlandes, der mühseliger ist, zugleich aber solider erscheint: Brücken schlagen. Man wird sich auf diesem Wege freilich nur langsam dem Ziele nähern; und wenn man jenseits angelangt ist, wird man zunächst nur jene Uferstelle vor seinen Augen haben, die man gerade betritt. Aber das Wenige ist in der Erkenntnis wertvoll, wenn es verläßlich ist. Nichts hindert übrigens, von den gewonnenen Stützpunkten ins Unbekannte mit der Zeit weiter vorzudringen usw.“ (Als eine der möglichen Brücken schilderte ich dann die „autosymbolischen Phänomene“.)

Man bemerkt in diesen bildlichen Worten, die mir damals ganz ungesucht, wie von selbst, in den Sinn kamen, einen symbolischen

Ausbau, der sich um das Bild eines Stromes, eines Diesseits und Jenseits, eines Hinüber und Herüber gruppiert. Der Kern des Bildes trägt ganz den Charakter jener „Schwellensymbolik", mit deren Domäne ich den Leser heute durch Ausführung einiger Beispiele bekannt machen will.

Wenn ich auch vorläufig nicht in der Lage bin, dem Leser ein reiches Illustrationsmaterial zu bieten, so will ich ihm doch die wenigen Früchte einer erst kurzen Sammeltätigkeit nicht vorenthalten; sie genügen, um eine gewisse Gesetzmäßigkeit erkennen zu lassen. Ich glaube auch bemerkt zu haben, daß die Symbolik des Erwachens bei verschiedenen Individuen, je nach den vorwiegenden Assoziationswegen, gewisse typische Bilder bevorzugt. Doch kann ich mir bei dem bisher noch bescheidenen Material eine bestimmte Behauptung in dieser Hinsicht nicht erlauben. Auch werde ich mich in der folgenden Beispielsammlung vorwiegend auf Phänomene des normalen Schlafes und Halbschlafes mit Träumen und hypnopompischen beziehungsweise hypnagogischen Halluzinationen beschränken. Die Symbolik des Erwachens ist vor derjenigen des Einschlafens einigermaßen bevorzugt. Warum, liegt auf der Hand. Der Verlauf des letzteren Überganges führt zum Schlafe, der des ersteren zum Wachsein, also zu jenem Zustande, in dem man sich über das Auftreten des Symbols klare Rechenschaft geben und es dem Gedächtnis einprägen kann. Danach könnte es freilich scheinen, als ob nur die Symbolik des Erwachens zugänglich wäre. Das Vorhandensein und die Beobachtungsmöglichkeit hypnagogischer Bilder dürfte indes allein schon diesem Einwande hinreichend begegnen. Zudem ist ausdrücklich zu bemerken, daß nicht bloß die hypnopompischen, sondern auch die hypnagogischen Halluzinationen in solchen Momenten registriert werden, wo, wenn auch bloß auf Sekunden, nach dem vorherigen Dämmerzustand ein Wachsein eintritt. Sie werden im Dämmer „erlebt"; dieses Erlebnis wird jedoch erst in einer wachen Pause „registriert", d. h. als das erkannt, was es ist und in mehr oder minder kritischer Art ad notam genommen und als wissenschaftlich brauchbares Material festgehalten. A. Maury, der sich mit den hypnagogischen Halluzinationen intensiv beschäftigte und der ihre Identität mit den Traumbildern behauptete (darauf bezieht sich meine obige Metapher vom Brückenschlagen), spricht sich schon deutlich über das vorübergehende Zurückgewinnen des Wachzustandes beim Einschlafen aus[1]). Er schildert, wie man auf kurze Zeit in eine Art Lethargie ver-

[1]) A. Maury, „Le Sommeil et les Rêves". Paris 1878.

fällt, in der bei sonstiger Disposition die Halluzinationen auftreten, wie man dann wieder erwacht und wie das vielleicht mehrmals oszillatorisch[1]) sich wiederholende Spiel mit dem definitiven Einschlafen endigt. Ebenso interessant und für derlei Beobachtungen nicht unwichtig ist die Fähigkeit, sich einige Minuten nach dem Einschlafen aus dem Schlafe zu reißen — eine Fähigkeit, die beispielsweise G. Trumbull Ladd an sich durch Übung entwickelt hat[2]).

Es wäre schließlich noch die Vorerwähnung zu machen, daß für die Symbolik des Erwachens und des Einschlafens, für eine Symbolik also, deren Bildung sich just auf der Schwelle zwischen Schlaf und Wachsein vollzieht, nicht immer ein deutlicher Unterschied zwischen der hypnopompischen Halluzination und dem Traumbilde im engeren Sinne gemacht werden kann. Die Grenze zwischen den ersten zwei Gruppen von Beispielen, die jetzt folgen sollen, ist infolgedessen als fließend zu denken. In die erste Gruppe sind vorwiegend Phänomene aus einem mehr oder minder andauernden Dämmerzustand (vorwiegend hypnagogische und hypnopompische Halluzinationen), in die zweite die Endstücke von eigentlichen Träumen eingereiht. Der Hauptunterschied zwischen den zwei Gruppen mag wohl der sein, daß in der ersten das Traumbild oder der Traumvorgang quasi ein selbständiges Ganzes, eine mehr oder weniger reine funktionale Darstellung des augenblicklichen psychischen Zustandes ist, während in der zweiten Gruppe die mitgeteilte Traumszene etwas Unselbständiges, ein bloßes Bruchstück ist, das als Schlußstein zu einem vorherigen Traum gehört, sei es, daß es ihm organisch zugehört, sei es, daß es an ihn (etwa durch die logisierende Potenz der Freudschen „sekundären Bearbeitung“[3]) des Traummaterials) plausibel angeknüpft oder „angeschweißt“ wurde. Anschweißungen dieser Art dürften ja oft dort vorliegen, wo Weckreize in den Traum verarbeitet werden. Der dazugehörige (dem die Schwellensymbolik tragenden Schlußstück vorausgehende) Traum muß nicht immer bekannt sein. Häufig besteht bloß ein Gefühl, daß ein solcher Traum vorausgegangen ist, dessen Abschluß die aktuelle Schwellenszene bildet. Ich werde bei den Beispielen der II. Gruppe anmerken, welcher der beiden Fälle vorliegt.

[1]) Von diesem oszillatorischen Vorgange wird später in den Beispielen der I. Gruppe nochmals die Rede sein.

[2]) G. Trumbull Ladd, „Contribution to the psychology of visual Dreams“; „Mind“, April 1892.

[3]) S. Freud, „Traumdeutung“. Leipzig und Wien (Deuticke). Abschnitt *h* des Kapitels über die Traumarbeit.

Die Symbolik des Erwachens (und des Einschlafens) bedient sich solcher Bilder, in welchen eine Situationsänderung, ein Übergang oder Untergang, das Beschreiten einer Schwelle das Charakteristikum ist. Zu solchen Darstellungen wird oft das Bild der Schwelle selbst (als Türschwelle) verwendet, ferner das Überschreiten eines Gewässers, das Tauchen ins Wasser, das Untersinken usw., das Gestörtwerden, das Verbinden und Trennen, das Abreisen und Ankommen, das Abschiednehmen und Begrüßen, das Öffnen und Schließen und ähnliche Handlungen und Situationen.

I. Gruppe.

Beispiel Nr. 1. — Bedingungen: Abends beim Einschlafen findet der oszillatorische Vorgang statt, von dem oben die Rede war. Meine Aufmerksamkeit ist eventuellen „autosymbolischen Phänomenen" zugewendet. Ich bin zuerst in einen diesen Phänomenen günstigen Dämmerzustand gelangt, gerate aber sodann in einen minder erwünschten Zustand erhöhten Wachseins. (Ein relatives Erwachen, sozusagen.)

Halluzinatorische Szene: In meinen stummen Betrachtungen sehe ich mich durch eine Dame gestört, die ich wegen ihrer unangenehmen Gesprächigkeit nicht leiden mag; sie setzt sich neben mich, und aus ist's mit meiner Ruhe.

Deutung. In dem Symbole wird gleichzeitig der Vorgang des Störens wie auch seine in diesem Fall unangenehme Gefühlsbetonung zum Ausdruck gebracht. Das „Störende" ist darin hervorgehoben.

Beispiel Nr. 2. — Bedingungen: Morgens, beim Erwachen. In einer gewissen Schlaftiefe (Dämmerzustand) über einen vorherigen Traum nachdenkend, ihn gewissermaßen nach- und austräumend, fühle ich mich dem Wachbewußtsein näherkommen; ich will jedoch in dem Dämmerzustande noch verbleiben.

Szene: Ich schreite mit einem Fuß über einen Bach, ziehe ihn aber alsbald wieder zurück, trachte herüben zu bleiben.

Deutung: Das „Herüben" ist der Schlaf-, das „Drüben" der Wachzustand. Der Bach ist die „Schwelle" und entspricht dem Strom aus meinem oben mitgeteilten Gleichnisse.

Beispiel Nr. 3. — Bedingungen: Ich liege angekleidet auf einem Sofa und bin im Begriffe, mich, dem vorhandenen Schlafbedürfnis entsprechend, aus dem Wachsein (nach vorherigem kurzen Schlafe) wieder zu entfernen.

Szene: Ich (von irgend jemand begleitet oder abgeholt) ziehe einen Mantel an, wie um fortzugehen.

Deutung: Der Schlaf erscheint hier als eine Person, die mich abholt. Im „Fortgehen" spiegelt sich die Entfernung aus dem Wachzustande. Der Mantel läßt an die Umhüllung oder Verhüllung des klaren Bewußtseins denken. Er spielt dieselbe Rolle wie die verhüllende Wolke in manchen Mythen, die als Symbol der Entrückung anzusehen ist. Wer sich in den Zustand seelischer Entrückung versetzen will, muß nach gewissen Riten einen Mantel umnehmen.

Symbolquelle: Der Mantel hat in diesem Falle noch eine besondere rezente Quelle in einem wenige Minuten vorher aufgetauchten autosymbolischen Phänomen der somatischen Kategorie[1]). Dieses Phänomen war folgendes:

Subjektiv: Ich ziehe ein Kleidungsstück an, dessen Kragen mich rückwärts drückt.

Objektiv: Ich liege so, daß mein Hemdkragen am Nacken einschneidet.

Beispiel Nr. 4. — Bedingungen: Halbschlaf nach einem des Morgens erfolgten Wecksignal, nach dem ich noch ein wenig liegen bleibe. Ich will aber nicht mehr tief einschlafen, um nicht etwa zu verschlafen.

Szene: Ich habe einen Gegegenstand (undeutlich) auf einen Kasten gelegt; da ich mit den Händen nicht ganz hinaufreiche, habe ich vorsorglich an dem Gegenstande Bänder angebracht, die bis in Reichweite herabhängen; so kann ich den Gegenstand jeden Moment wieder haben.

Deutung: Der Gegenstand, den ich auf den Kasten getan, ist mein Wachzustand; ich behalte ihn, obgleich er dem unmittelbaren Kontakt entzogen ist, in meiner Gewalt, nämlich an den Bändern der Aufmerksamkeit oder des Willens, so daß ich ihn zur rechten Zeit wieder haben kann. In diesem Symbol ist auf das Merkmal der Verbindung (Band - binden) die Betonung gelegt.

Beispiel Nr. 5. — Bedingungen: Wie im Beispiele Nr. 4. Der eintretende Halbschlaf bleibt, wie ich es wünsche, leicht.

Szene: Ich sehe vor mir eine „automatische Thermouhr" funktionieren. — Das Werk einer solchen Uhr wird durch einen pendelnden Wagebalken getrieben. Der Wagebalken erhält seine Auf- und Abbewegung daher, daß eine Kugel, die er an dem einen Ende trägt, intermittierend erhitzt wird. Unter der Kugel befindet sich nämlich ein Spirituslämpchen, das jedesmal aufflammt, wann der Balken mit der Kugel sich in seine Nähe herabsenkt; in diesem Augenblicke der Erwärmung schnellt der Wagebalken gleich wieder empor. Offenbar befindet sich, was man von außen nicht sehen kann, in der Kugel eine Flüssigkeit mit niedrigem Siedepunkte, die jedesmal verdampft und in dem hohlen Balken sich verteilt, worauf sie sich kondensiert und wieder zurückrinnt.

[1]) Die Definition hiervon kann im „Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen" 1909, S. 518 nachgelesen werden.

Deutung: Der Wagebalken (mein Bewußtseinszustand) kann nicht tief hinabsinken (Schlaf), denn jedesmal, wenn er sich senken will, wird er von dem Flämmchen (der Aufmerksamkeit) emporgeschnellt (in den Wachzustand). Man findet also hier sehr treffend den oben besprochenen Vorgang des Oszillierens dargestellt.

Beispiel Nr. 6. — Bedingungen: Wie im Beispiele Nr. 4. Ich will mich noch ein wenig dem Schlafe hingeben.

Szene: Ich verabschiede mich von jemand und vereinbare mit ihm (oder ihr), ihn (sie) bald wieder zu treffen.

Deutung: Wer das Anschauliche liebt, mag hier an eine Personifikation von Leib und Seele denken. Nach mythologischer Auffassung trennt sich im Schlaf die Seele vom Leib, um sich beim Erwachen mit ihm wieder zu vereinigen. — Beim nachherigen Erwachen fiel mir übrigens als erster Gedanke die Gleichsetzung von Körper = Weib und Seele = Mann ein.

Beispiel Nr. 7. — Bedingungen: Abends, beim Einschlafen.

Szene: Ich bewege mich auf einer Landstraße, die sich in der Ferne vor mir im Dunkel eines Tales verliert.

Deutung: Das dunkle Tal, dem ich mich nähere, ist der Schlaf, der im Begriffe ist, mich zu umfangen.

Beispiel Nr. 8. — Bedingungen: Wie im Beispiele Nr. 4. Vorausschicken muß ich auch, daß ich mich am Abende vorher mit weichem (körnigem) und flüssigem Storax beschäftigt habe, wovon ersterer undurchsichtig und fest (teigig) und im Aussehen etwas heller, letzterer aber ein im auffallenden Lichte dunkel erscheinender, wenn auch klarer, durchsichtiger Balsam ist. Ich hatte nach dem Wecksignal die Absicht, nicht wieder einzuschlafen, geriet aber doch vielleicht in einen etwas tieferen Schlummerzustand, als mir lieb gewesen wäre. Als ich — wie durch unbekannte Kraft — dann erwachte, stellte sich das halluzinatorische Phänomen ein.

Szene: Ich sehe mich von flüssigem Storax umgeben, der vorher (das weiß ich irgendwie) fester Storax gewesen ist; ich habe das Gefühl, als wäre der mehrfarbig und heller aussehende körnige, feste Storax in die dunkle, einförmige Flüssigkeit übergegangen gewesen.

Deutung: Der feste, hellere Storax ist ein Bild meines Wachzustandes, der dunkle, flüssige ein Bild meines Schlafzustandes; die Flüssigkeit steht da, wie um mich in ihr Dunkel aufzunehmen — analog dem Tale des vorhergehenden Beispieles. Ich darf hier an die Redensart erinnern: in Schlaf „tauchen“ oder „tunken“.

Beispiel Nr. 9. — Bedingungen: Ich werde des Morgens zur üblichen Stunde aufgeweckt. Da ich nichts Dringendes vorhabe und Schlaf-

bedürfnis verspüre, beschließe ich, noch ein wenig zu schlafen (ohne die vom Beispiele Nr. 4 bekannte Restriktion). Ich werde am Einschlafen durch irgend etwas gestört, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, durch einen andauernden Lärm, der von der Gasse her in mein Zimmer dringt.

Szene: Ich will mich in einem Zimmer, das mehrere Türen hat, einschließen; eine der Türen will aber nicht zugehen, obgleich ich mich bemühe, sie zu schließen.

Deutung: Der Schlaf erscheint hier als ein geschlossenes Zimmer. Die Türen stellen die Tore der Sinne dar, die für das schlafende Bewußtsein geschlossen sind. Das Schließen der Türen kommt dem Einschlafen gleich. Eine der Türen will nicht zugehen, d. h. es gelingt mir nicht, mich der störenden Gehörsempfindung zu verschließen.

Anmerkung: Der Traum trachtet hier erfolglos, sich als „Wächter des Schlafes“[1]) zu bewähren. Die „Türen“ des Zimmers sind nämlich auch durch die Erwägung determiniert, daß der Lärm nicht zu mir (in mein Zimmer) dringen könnte, wenn meine Fenster besser schließen würden. Gleich einem Bequemlichkeitstraume setzt mich nun das halluzinatorische Bild in die Lage, dem Übel auf dem primitiven Weg der geträumten Wunscherfüllung zu steuern; genau so, wie der Traum dem Durstigen ein Glas Wasser vorzaubert, das er zum Munde zu führen und auszutrinken glaubt, so läßt mich mein Phänomen halluzinierte Türen schließen. Nach Freud gelingt es dem Traum als Wächter des Schlafes häufig, dem Schläfer durch eine solche fromme Täuschung über einen „toten Punkt“ hinwegzuhelfen, d. h., ihm den quälenden Wunsch durch scheinbare Erfüllung so lange erträglich zu machen, bis der beinahe Erwachte wieder in tieferen Schlummer eingewiegt ist, wo ihn der Wunsch nicht mehr stören kann. In dem vorliegenden Falle konnte indes der Traumansatz seiner teleologischen Funktion nicht genügen.

Beispiel Nr. 10. — Bedingungen: Wie im Beispiele Nr. 4, doch scheint der unerbeten sich einstellende Schlaf etwas tiefer gewesen zu sein.

Szene: Ich befinde mich auf einer Straße in der Stadt, weit von meiner Wohnung entfernt. Ich fühle mich hier unbehaglich, denn ich hätte dringend zu Hause zu tun. Ich wünsche lebhaft meine rasche Heimkehr. Wie durch ein Wunder setzt sich dieser Wunsch in die Wirklichkeit um, indem ich mich ruckweise immer näher von zu Hause befinde, um schließlich in meinem Bette zu erwachen.

Deutung: Die Tiefe des Schlafes wird hier durch die Größe der Entfernung vom Hause (Wachzustand) dargestellt. Die stufenweise Annäherung dahin drückt die Phasen des Erwachens aus.

---

[1]) S. Freud, „Traumdeutung“, V. Kapitel, c): „In gewissem Sinne sind alle Träume Bequemlichkeitsträume; sie dienen der Absicht, den Schlaf fortzusetzen, anstatt zu erwachen. Der Traum ist der Wächter des Schlafes, nicht sein Störer.“

Beispiel Nr. 11. — Bedingungen: Wie im Beispiele Nr. 9, nur ohne die Störung.

Szene: Ich gehe daran, jemandem etwas (unbestimmt) zu verpachten.

Deutung: In dem Begriffe des Verpachtens liegt die Idee des Überlassens. Ich überlasse mich oder übergebe mich dem Schlaf. Auch die Idee der Befreiung von der Sorge des Verwaltens steckt darin. Die Vorstellung des geregelten psychischen Betriebes als eines Haushaltes, der verwaltet wird, ist nicht eben ferneliegend. Ich verweise auf Beispiele der II. und III. Gruppe, insbesondere auf Nr. 33 und 38.

Beispiel Nr. 12. — Bedingungen: Abends, vor dem Einschlafen. Ich mache einen psychologischen Versuch, bei dem es darauf ankommt, Vorstellungen so lang wie möglich auch im Zustande tiefer Somnolenz festzuhalten. Es gelingt mir nicht, in diesen tieferen Zustand zu kommen.

Szene: Stimmen reden untereinander: „Ah, wenn der . . . (undeutlich; ich bin gemeint) experimentiert, gehen wir nicht hinein." (Akustisch vernommen.)

Deutung: Es liegt hier ein vorübergehender verbo-auditiver Automatismus vor. Die automatisch tätigen psychischen Komplexe sind nicht näher determiniert. Es ist also nur ein Ansatz zu dem vorhanden, was vom Standpunkt des Selbstbeobachters aus wohl am besten Dr. L. Staudenmaier als „Personifikationen" (unterbewußter psychischer Gruppen) beschrieben hat[1]). Das „wir" in meinem Beispiele kann schlechthin als eine Kollektivität von Vorstellungs- und Triebgruppen oder Komplexen aufgefaßt werden, die in ihrer Gesamtheit und Zusammenarbeit meine Psyche ausmachen. Wenn der Experimentierwunsch in mir überwiegt, so wollen die „anderen" nicht schlafen gehen; sie fühlen sich durch ihn belästigt, gestört. Es kommt für den Beobachter so heraus, als würden die „anderen" streiken und zu Fleiß das nicht tun, was man von ihnen erwartet. Sie wollen nicht „hineingehen". Das Einschlafen ist also hier wieder durch ein „Hineingehen" in irgend einen Raum bildlich dargestellt. Ich muß noch bemerken, daß das akustische Erlebnis von einem schwachen optischen Eindruck begleitet war: ich sah ganz undeutlich Leute, die (ich glaube in ein Zimmer) nicht eintreten wollten, so, daß auch ich draußen blieb.

Beispiel Nr. 13. — Bedingungen: Wie im Beispiele Nr. 11.

Szene: Ich sage mir vor: „Die Dringlichkeit wurde abgelehnt."

---

[1]) Dr. L. Staudenmaier, „Versuch zur Begründung einer wissenschaftlichen Experimentalmagie", erschienen in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie, IX. Bd., 4. Heft. Vgl. damit die Autonomielehre der Züricher Schule.

Deutung: Das Wecksignal wird als „Dringlichkeitsantrag" aufgefaßt. Der Dringlichkeit des Antrages wird aber im Rate meiner psychischen Instanzen (siehe Beispiel Nr. 12, Komplexe) nicht Folge gegeben.

Symbolquelle: Tags vorher ist die Rede von einem Dringlichkeitsantrag gewesen, dessen Dringlichkeit im Parlament abgewiesen wurde.

Anmerkung: Das Phänomen ist als Schwellensymbol minder rein als die übrigen.

Beispiel Nr. 14. — Bedingungen: Wie im Beispiele Nr. 4. Ich gerate in leichten Schlaf und raffe mich dann, im Gefühl, aufstehen zu müssen, daraus empor.

Szene: . . . (Hergang unbekannt) . . . ich habe eine Dame, offenbar zu einer gymnastischen Übung, veranlaßt, in die tiefe Kniebeuge zu gehen. Sie soll sich nun wieder aufrichten. Das fällt ihr sehr schwer. Ich helfe ihr und sage: „Jetzt kommt das beschwerliche Aufstehen." (Bei diesen Worten bin ich wieder nahezu wach und erkenne die Bedeutung des Traumes.)

Deutung: Das Aufrichten aus der tiefen Kniebeuge kommt sowohl dem Emportauchen aus dem Schlummer wie auch dem bevorstehenden Aufstehen aus dem Bette gleich. In der ersteren Beziehung kommt die Symbolik des Sinkens und Steigens in Anwendung (vgl. die Symbolik der Beispiele Nr. 5, 8, 22 usw.). Die zweite Beziehung (die mit der Schwellensymbolik nur mittelbar zu tun hat) kommt ziemlich deutlich in meiner Rede, einer sprachmotorischen und akustischen Halluzination, zum, natürlich doppelsinnigen, Ausdruck. Die ganze Aufstehszene ist übrigens stark überdeterminiert. Der vom Symbole gewählten Dame würde nicht bloß das Aufstehen aus der Kniebeuge, sondern auch das vom Bette schwer fallen. Daß ich es bin, der sie aufrichtet, hat eine ganz bestimmte Bedeutung. Daß ich schon auf bin und die Last des Aufstehens ihr zufällt, ist eine Wunscherfüllung nach Art der Bequemlichkeitsträume. Das Nichtaufstehenwollen, die Kniebeuge der Dame, führt überdies zu einer Kette, die sich auf Begebenheiten früherer Jahre beziehen, in deren Licht die aktuelle Szene abermals als eine mehrfach determinierte Wunscherfüllung erscheint. Diese Determinationen hier anzugeben, würde zu weit führen. Man beachte die „Anmerkung". Die mann-weibliche Symbolik erinnert an das Beispiel Nr. 6. Die Kniebeuge ist endlich durch eine somatische Empfindung[1]) gegeben, die kurz vorher auch zu einem Traume Material geliefert hat; also durch folgende rezente

[1]) Vgl. Freud, „Traumdeutung", Abschnitt V c) und meine „Somatische Klasse" Jahrbuch 1909, S. 523 f.

Symbolquelle: Ich habe abends vorher gefochten; in der Guardestellung sind die Knie gebeugt. Im Bette verspüre ich noch am Morgen eine gewisse Müdigkeit in den Beinen, insbesondere ein unbehagliches Gefühl in den Knien. Vor dem Wecksignal habe ich von Radfahren geträumt.

Anmerkung: Die peinliche Empfindung im Knie öffnet, als ausgesprochene Unlustsensation, die Pforte für das Ausleben einer Phantasie, deren Wunschkraft in der Vergangenheit liegt und deren Erfüllung heute mit Unlustgefühlen verknüpft wäre. — Ich kann dieser Anmerkung, die ich nur vermutungsweise vorbringe, um so weniger überzeugende Kraft verleihen, als, wie ich schon sagte, eine ausführliche Besprechung jener Kette früherer Begebenheiten hier nicht erfolgen kann. Ich will nur kurz jene Stelle der „Traumdeutung" von S. Freud (S. 285 f. der I. Auflage) anführen, die meiner Beobachtung vielleicht Sinn verleiht: „. . . Peinliche Stimmungen während des Schlafes[1]) werden zu Triebkräften des Traumes, indem sie energische Wünsche wecken, die der Traum erfüllen soll. Das Material, an dem sie haften, wird so lange umgearbeitet, bis es zum Ausdrucke der Wunscherfüllung verwendbar ist. Je intensiver und je dominierender das Element der peinlichen Stimmung in den Traumgedanken ist, desto sicherer werden die stärkst unterdrückten Wunschregungen die Gelegenheit, zur Darstellung zu kommen, benutzen, da sie durch die aktuelle Existenz der Unlust, die sie sonst aus Eigenem erzeugen müßten, den schwereren Teil der Arbeit für ihr Durchdringen zur Darstellung bereits erledigt finden."

Beispiel Nr. 15. — Bedingungen: Ähnlich wie im Beispiele Nr. 10.

Szene (beim nachherigen Erwachen): Ich hantiere mit Schlüsseln an meiner Wohnungstür, um sie zu öffnen.

Deutung: Das Heimkommen entspricht der Annäherung an den Wachzustand. Ich stehe an der Schwelle. Das Öffnen der Tür (oder Überschreiten der Schwelle) kommt dem Erwachen gleich.

Beispiel Nr. 16. — Bedingungen: Wie im Beispiele Nr. 4. Es tritt ein Halbschlaf ein, aus dem ich erwache; dabei folgende

Szene: Ich komme zurecht in eine Gesellschaft, die mich freudig begrüßt. (Einem noch immer vorhandenen Schlafbedürfnis will ich nicht nachgeben; Szene): Ich sage: „Ah, ich will denen die Sache nicht übergeben, ich werde es selber besorgen."

Deutung: Die erste Szene entspricht dem Nachhausekommen des vorigen Beispieles mit besonderer Betonung des Zurechtkommens. Die zweite Szene ist wieder ein Fall der Verwaltungssymbolik des Beispieles Nr. 11. Während ich dort beschlossen hatte zu schlafen,

[1]) In meinem Beispiel ist die „peinliche Stimmung" durch die aktuelle unlustbetonte somatische Sensation sowie durch die ebenso betonte psychische Komponente des „Aufstehenmüssens" gegeben.

mich also der Verwaltung zu entheben, sieht man mich diesmal die Geschäfte selbst in die Hand nehmen, da ich wach bleiben will. Also das Gegenstück von vorhin.

Anmerkung: Die Verwaltungssymbolik ist noch öfter wiedergekehrt; da sie aber die anderen Male keine wesentlich neuen Situationen brachte, lasse ich es bei diesen zwei Beispielen (der I. Gruppe) bewenden. Dieselbe Beschränkung gilt übrigens von dem Symbol des Nachhausekommens und der Begrüßung.

Beispiel Nr. 17. — Bedingungen: Abends, beim Einschlafen. Meine Aufmerksamkeit ist, wenn auch schwach (weil ich sehr müde bin) auf etwaige Bilder gerichtet.

Szene: Ich steige jene Verbindungsstraße empor, die von dem „Hochweg" nächst dem „Hotel Panhans" am Semmering über einen Wiesensattel zum Hotel „Erzherzog Johann" führt.

Deutung. (Diese fällt mir ausnahmsweise nicht augenblicklich, sondern erst am nächsten Tage ein, mit Hilfe von „freien Assoziationen".) Die Szene erweist sich als ein schönes Beispiel von Überdeterminierung. Ich befinde mich auf dem ansteigenden Wegstücke. Hierdurch wird die Mühe ausgedrückt, die ich mir durch die gewaltsame Einstellung der Aufmerksamkeit mache. Darum ist der Weg in den Schlaf nicht eben und bequem wie im Beispiele Nr. 7, sondern beschwerlich. Man kann den weiteren Verlauf der Straße von dem Punkte, wo ich eben gehe, nicht sehen. Man sieht nur das ansteigende Stück vor sich. Auf der andern Seite des Sattels geht's hinunter. Auch in dem andern Beispiel konnte man das Ziel des Weges nicht sehen, der sich im Dunkel verlor. Der Schlaf ist das dunkle oder unsichtbare Ziel des Weges, den der Einschlafende zurücklegt. Der Weg führt über einen Sattel. Der Sattel entspricht einer Schwelle. Auf der andern Seite geht's hinunter. Wenn die Schwelle passiert wird, sinkt man in Schlaf. Auf dem Sattel läuft die steirische Grenze, die man, auf der Straße gehend, passieren muß. Grenze = Schwelle. Grenze zwischen Schlaf und Wachen. Die Straße führt zum Hotel „Erzherzog Johann". Dieses ist von meinem Vater als Eigentümer vor einigen Jahren an Herrn Panhans verpachtet worden. Verpachtungs- (Verwaltungs-) symbolik. Das Hotel „Erzherzog Johann" ist der Ausgangspunkt mehrerer Partien, die ich in früherer Zeit oft zu machen pflegte, nämlich der Radtouren auf der beiderseits bergab führenden Reichsstraße und der Fußtour auf den Sonnwendstein. Die Radtouren, die man vom Semmeringpaß

(Hotel „Erzherzog Johann") aus, sei es nach der niederösterreichischen, sei es nach der steirischen Seite, unternimmt, haben das Charakteristische, daß man dabei ganz mühelos, gleichsam schwebend, abwärts fährt; man läßt das Rad einfach laufen. Dieses Hinabschweben oder Gleiten oder Sausen in die Tiefe ist dem Untertauchen verwandt, von dem im Beispiele Nr. 8 die Rede war und das in der II. Gruppe noch erwähnt werden wird. (Sinken ins Bewußtlose. Das rasche Dahinsausen auf dem Rad erzeugt auch, angenehm berauschend, eine Art Traumzustand.) Wenn man die Fußtour auf den Sonnwendstein unternimmt, kommt man vom Paß aus bald in einen dichten, finsteren Wald. Der Weg führt also genau wie derjenige des Beispieles Nr. 7 aus der Helle des Wachseins in das Dunkel des Schlafes. Wenn man den mächtigen Wald durchquert hat, gelangt man auf freie Höhen mit einer gewaltigen Rund- und Fernsicht. Hier finde ich eine Auffassung des Schlafes ausgedrückt, die mich wegen ihrer poetischen Größe angezogen und beschäftigt hat: die Ansicht, daß der Schlaf die dunkle Pforte zu einer Art Befreiung oder Erhebung des Geistes sei, die zu einer wunderbaren Helle und Hellsichtigkeit führe. Wenn ich absichtlich ein anschauliches Bild für einen geistigen Rundblick suchen wollte, würde ich wohl kaum eines näherliegend finden als just den Gipfel des von mir oft bestiegenen Sonnwendsteins. Daß die Vorstellung von der „Erhebung des Geistes" leicht eine hinreichende emotionelle Kraft akquirieren kann, um, einer Wunschphantasie gleich, das Spiel der Assoziationen in ihrer Richtung bildnerisch zu beeinflussen, brauche ich wohl kaum erst quellenmäßig darzutun. Die Mythologie, die Kunst, die Geschichte der Philosophie geben genug der Belege an die Hand. Hier mögen als Illustration des Gefühlstons einige Zeilen aus einem Gedichtchen stehen, das ich Justinus Kerners berühmtem Werke über Frau Friederike Hauffe, die „Seherin von Prevorst"[1]) entnehme:

„Tot liegen meine Glieder,
Wenn in dem Innersten ein Licht entbrennet,
Das keiner in dem wachen Leben kennt . . ."

Beispiel Nr. 18.: Eine zu psychologischen Beobachtungen nicht ungeschickte 22jährige weibliche Person von starker Sexualität gibt auf Befragen an, daß sie beim Erwachen aus einem ausgiebigen Schlaf —

[1]) Justinus Kerner, „Die Seherin von Prevorst". Stuttgart und Tübingen (Cotta). Das Gedichtchen befindet sich in der mir vorliegenden IV. Auflage auf S. 51.

d. h. wenn sie sich dabei „ausgeschlafen" fühlt — eine oft wiederkehrende typische symbolische Vorstellung hat. Diese besteht in dem Bilde des sexuellen Befriedigtseins. Es ist, als wäre ihre Libido durch eine Umarmung gesättigt, während der andere Teil, also die (undeutlich) vorgestellte männliche Person, noch nicht von ihr lassen möchte.

Deutung: Diese Phantasie ist eine sexualisierende Symbolik des Erwachens. Der Partner, der nicht von ihr lassen will, ist der Schlaf. Sie aber fühlt sich gesättigt, befriedigt (ausgeschlafen); sie ist lange genug in seinen Armen gelegen, denen sie sich jetzt entwindet.

Anmerkung: Die Dame, die, wie gesagt, Neigungen zur Psychologie aufweist, ohne darin gebildet oder belesen zu sein, bemerkt ausdrücklich, daß sie in den sexuellen Vorgängen ein außerordentlich geeignetes Material finde, um sich alle möglichen Dinge darin symbolisch abbilden zu sehen. Man könne zu allem und jedem in der Sexualität beziehungsweise in den sexuellen Vorgängen irgend ein korrespondierendes Bild entdecken. Sie hat damit instinktiv jenen Beziehungsreichtum erkannt, der es umgekehrt dem Neurotiker ermöglicht, für das Sexuelle wieder alles mögliche andere als Stellvertretung zu benutzen — als Notengeld in Kurs zu setzen, kann man sagen. Das Interessante ist in dem speziellen Fall vielleicht die Tendenz, die primäre Wertform, d. h. diejenige Affektgattung, woher die Psyche ihre überwiegenden Triebgrößen bezieht, ungeschminkt bestehen zu lassen, ja sogar die übrigen an ihr zu messen oder in sie zu übersetzen. Sie tut freilich dasselbe, was die Menschheit in ihrer Entwicklung getan hat: sie „sexualisiert das All", um mit Kleinpaul zu reden, der diese Sexualisierung in trefflicher Weise an der Sprache[1]) nachwies. — Was die Auffassung des Schlafes als Person anbelangt, erinnere ich an Beispiel Nr. 6 und ähnliche als Gegenstücke. Auch hier kann man wieder von einer Personifikation sprechen; die Beziehung zur Person ist eine andere; was in früheren Beispielen Verpachtung, Begrüßung u. dgl. war, ist hier zur sexuellen Beziehung geworden[2]). Allerdings kann man anderseits auch — und vielleicht mit einigem Recht — die „Person" als das Nebensächliche auffassen, was schon durch die fast regelmäßige Undeutlichkeit derselben empfohlen wird, und das ganze Schwergewicht auf die „Beziehung" legen. Man fühlt sich also versucht, die Beziehung nicht bloß als das Primäre, sondern geradezu als das einzig Wesentliche des Traumbildes aufzufassen, die „Person" dagegen, zu der in Beziehung getreten wird, als ein leeres Korrelat anzusehen. Nun scheint indes, wie mein Beispiel Nr. 12 in Verbindung mit anderen Beobachtungen[3]) vermuten läßt, in solchen Personenbildern die Wurzel zur Schaffung von bleibenden Personifikationen (von

[1]) R. Kleinpaul, „Leben der Sprache". Leipzig 1893 (Wilhelm Friedrich).

[2]) Ein Anklang an Sexualität fand sich übrigens bereits in den Beispielen Nr. 6 und 14.

[3]) Wovon man interessante Beispiele in der oben erwähnten Schrift Dr. Staudenmaiers findet.

der Art der Automatismen, wie sie Janet, Flournoy, Jung usw. ausführlich behandeln) zu liegen. Als Wurzel, als bloße Möglichkeit, versteht sich. Aber das mag genügen, um dem Vorgange der Personifizierung (Auffassung des Schlafes als Person u. dgl.) eine Rolle zu vindizieren, die über die des leeren Beziehungskomplementes hinausgeht.

II. Gruppe.

Für diese Gruppe habe ich nur wenig eigene Beobachtungen (Beispiele Nr. 19 bis 22) und dafür mehr Traumdarstellungen anderer Personen gewählt. Es ist viel leichter, sich von anderer Seite Traummaterial zu verschaffen als Fälle von hypnagogischen oder hypnopompischen Halluzinationen, zu deren Beobachtung ja immerhin einige Übung gehört. Ich erinnere daran, daß ich in dieser Gruppe jene symbolischen Schwellenerlebnisse bringen will, die sich an einen Traum organisch anschließen oder anzuschließen scheinen. Oft genug mögen diese Traumanhängsel oder Traumabschlüsse zum Traume selbst gehören, was ich mit dem Worte „organisch" soeben ausdrückte. Sie spielen dann, meiner Meinung nach, eine durch zwiefache Determination bedingte Doppelrolle: einerseits die eines Bestandstückes der Traumhandlung (welche zur Darstellung irgend welcher Traumgedanken dient), anderseits die eines Schwellensymbols. Oft genug wird sich in solchen Fällen eine Symbolik der materialen mit derjenigen der funktionalen Kategorie[1]) kreuzen. Ich würde diese Möglichkeit einer Doppelfunktion nicht ins Auge gefaßt haben, wenn nicht Freud die Verdichtung und mehrfache Determination als etwas für die Traumbilder geradezu Charakteristisches nachgewiesen hätte.

In den folgenden Beispielen ist hauptsächlich das uns interessierende Traumstück, der Schluß des Traumes, verzeichnet; es wird immer angegeben, ob das vorangegangene Stück bekannt ist oder nicht. Ich bemerke noch, daß den Phänomenen der II. Gruppe als komplexen, vieldeutigen Erscheinungen keine Beweiskraft zukommt. Während die Beispiele der I. Gruppe die Auffassung als Schwellensymbole meiner Empfindung nach geradezu gebieterisch verlangen, sollen diejenigen der II. Gruppe nur illustrieren, wie ich mir das Vorkommen der Schwellensymbolik im Traume denke. Die II. Gruppe hätte alleinstehend nicht den geringsten Wert für irgend eine Erkenntnis; sie müßte als bloße Spielerei oder Deutelei erscheinen, wenn sie nicht

[1]) Siehe meine bereits erwähnte Studie im „Jahrbuch" 1909, S. 513 ff. Das damals mitgeteilte Beispiel Nr. 11 (S. 522 f.) erläutert, was ich meine.

durch die Beispiele der I. Gruppe gestützt würde, in denen man es mit einer relativ reinen und leicht zu überblickenden Umsetzung des Gegenstandes ins Symbol zu tun hat. Diesen Vorteil der Übersichtlichkeit und besseren Überzeugungskraft dank der einfacheren Mechanik zeichnet überhaupt die „autosymbolischen" Halluzinationserscheinungen vor den Träumen und anderen ähnlich aufgebauten komplexen Phänomenen aus.

Beispiel Nr. 19: . . . (Hergang unbekannt) . . . ich komme mit anderen Leuten zu mir nach Hause, verabschiede mich von ihnen bei der Wohnungstür und trete ein.

Deutung: Das Nachhausekommen bedeutet, wie in früheren Beispielen, die Annäherung an den Wachzustand. Genau auf der Schwelle tritt das Erwachen ein.

Beispiel Nr. 20: . . . (Hergang unbekannt) . . . ich bin im Begriffe, mit der Eisenbahn nach B. zu fahren.

Deutung: Nicht nur das Ankommen, auch das Abreisen drückt eine der Schwellensymbolik genehme Situationsänderung aus. Der Ausgangspunkt, von dem ich mich entferne, ist der Schlaf; und ich reise hinüber in den Zustand des Wachseins. Der Ort B. ist übrigens mehrfach determiniert.

Beispiel Nr. 21: . . . (Hergang unbekannt) . . . Eine Frau entsagt einem Manne einem andern (mir?) zuliebe.

Deutung: Anzumerken ist, daß hier ähnliche Verhältnisse vorlagen wie in dem Beispiele Nr. 4. In mir ist der Entschluß latent, nicht mehr weiterzuschlafen. Das „Entsagen" bezieht sich (ich fühlte das sogleich beim Erwachen) auf meinen Verzicht aufs Weiterschlafen. Ich bin's, der entsagt, und zwar dem Schlafe zugunsten des Wachens. Wir haben hier einen Anklang an die sexuelle Symbolik der Beispiele Nr. 6, 14 und 18.

Beispiel Nr. 22: Ich wandere in Begleitung mehrerer Personen über eine teilweise mit schmelzendem Schnee bedeckte wellige Ebene. An einer mit Tümpeln durchzogenen Stelle trenne ich mich von meinen Gefährten. Ich glaube zuerst einen günstigeren Weg eingeschlagen zu haben als sie, gerate aber über eine Schneefläche plötzlich auf nachgiebiges morastiges Terrain und beginne zu versinken. (Wenn ich nicht irre, kommen Leute mir zu Hilfe, erreichen mich aber nicht.) Ich werde zuerst von namenloser Angst befallen, und ich mache verzweifelte Versuche, mich zu befreien — vergeblich. Im Verlaufe des Sinkens kommen mir indes tröstliche Vorstellungen vom Wesen des Todes in den Sinn, und ich überlasse mich ruhig und gefaßt meinem Schicksale. Sogleich ist die Angst

gebannt und das Versinken macht mir keine Sorge. Ich mache durchaus keine Anstrengung mehr, mich zu befreien.

Deutung: Das Erwachen ist in bezug auf den Schlafzustand ein Sterben; ein Hinaustreten aus der momentanen Bewußtseins- oder Daseinsform. Somit schickt sich der Tod, in welcher Todesart immer man sich ihn vorstellen mag, zum Schwellensymbol. Um so mehr aber eignet er sich hierzu, wenn man eine Todesart wählt, die in ihrer Form an sich schon zum Schwellensymbol taugt, wie z. B. die des Untertauchens in eine Flüssigkeit (Ertrinken) oder die des Sinkens in einem Abgrund (Absturz); beides Symbolformen, die uns aus früheren Beispielen (Nr. 5, 8, 17) bereits bekannt sind und die in verwandter Gestalt noch wiederkehren werden.

Separate Beachtung verdient das emotionelle Element, das bei dem vorliegenden Beispiele, wie überhaupt bei den meisten Todesträumen (insbesondere aber denen vom Stürzen und Ersticken), eine hervorragende Rolle spielt. Oft genug mag die Erstickungsangst durch somatische Quellen (z. B. ganz einfach durch eine mechanische Behinderung der Atmung durch schwere Bettdecken oder durch Anschwellung der Nasenschleimhäute bei geschlossenem Munde) hervorgebracht sein. In denjenigen Fällen aber, wo dies nicht zutrifft, wäre es wohl interessant zu erfahren, wie die Todesangst zustandekommt: ob erstens die Angst als primäres Moment das aus Ursachen der Traumgedanken oder des Schwellenvorgangs sich bietende Bild des (beispielsweise) Sinkens in ein lebensgefährliches Sinken, also ein Stürzen, verwandelt, um einen sinngemäßen Zusammenhang zu bekommen; oder ob zweitens der Todessturz das von den Traumgedanken oder dem Schwellensymbol gewählte Bild ist und die Angst sekundär als „Todesangst" hervorruft. Den Freudschen Ideengängen scheint mir die erste Art der Auffassung, also die der Selbstherrlichkeit der Angst, gemäßer. Die Angst hätte dann ihre ganz besonderen Quellen, die jedesmal für sich zu suchen wären, und wäre an das Schwellensymbol nur angelötet, wobei sie möglicherweise vermittelst einer sekundären Bearbeitung die Situation so dreht, daß sie — in unserem Fall als „Todesangst" — berechtigt erscheint. Ich getraue mich indes durchaus nicht, bei dem wenigen Material, das mir bisher zur Verfügung steht, mich bloß auf Grund theoretischer Liebhabereien, die in der Psychoanalyse bei mangelnder Vorsicht ein gar leichtes Leben führen, für die eine oder die andere Möglichkeit zu entscheiden.

Ein auffallender Umstand in unserem Beispiele verdient noch

hervorgehoben zu werden; daß nämlich die Todesangst in dem Augenblicke schwindet, wo ich mich in den Tod ergebe. Die Angst — gleichviel, aus welcher Quelle sie stammen mag — erscheint als affektives Korrelat zur Diskrepanz meines Eigenwillens mit der Naturnotwendigkeit und verliert sich, sobald ich meinen Willen mit dem Naturgeschehen in Einklang bringe. Die Religion setzt dafür etwa den Begriff vom Aufgehen des Eigenwillens im göttlichen Willen und verheißt demjenigen, der dies zu bemerkstelligen vermag, ein ungetrübtes, seliges Dasein. Ich brauche wohl nicht auf die vielen philosophischen Fassungen desselben Gedankens einzugehen. Es ist eine alte, schlichte Erfahrung, daß in der Zufriedenheit das ruhige Glück wohnt; und zufrieden ist, wer sich in den Lauf der Dinge schickt, oder, mit anderen Worten, wessen Strebungen mit dem Naturgeschehen übereinstimmen. Die schmerzbringende Auflehnung des Eigenwillens scheint mir im „Löcken wider den Stachel" (Apostelgeschichte 9, 5) ausgedrückt. Wer sich dagegen in die göttliche Ordnung schickt, wird alles finden, dessen er bedarf, dies ungefähr ist der Tenor von Matth. 6, vers. 25 ff., wo es unter anderm heißt: „. . . Darum sollt ihr nicht sorgen, und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? . . . Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen . . ." Wer sich die „Vögel unter dem Himmel", die „Lilien auf dem Felde" zum Beispiel nimmt, kennt die Sorge, die Angst vor dem Kommenden nicht. Ich kann nicht umhin, eine Verwandtschaft zwischen Matth. 6. v. 24 und den Anschauungen Freuds von den zwei Prinzipien des psychischen Geschehens, dem Lustprinzip und dem Realitätsprinzip zu konstatieren. Nach dem elementaren Lustprinzip strebt die ungebändigte Psyche sich auszuleben; sie stößt dabei auf Hindernisse, lernt Gesetze kennen, denen sie sich fügen muß; sie schließt einen Kompromiß mit der strengen Wirklichkeit, indem sie ihre Triebe nach den Gesetzen der Realität orientiert. Der nicht umzusetzende Rest wird verdrängt und kann zu Surrogatbildungen und Eruptionen der verschiedensten Art führen, womit wir uns übrigens nicht weiter zu befassen haben. Der betreffende Vers bei Matthäus lautet aber: „Niemand kann zweien Herren dienen, entweder er wird einen hassen und den andern lieben oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Der „Mammon" entspricht dem Lustprinzip, der Dienst Gottes dem (geläutertsten) Realitätsprinzip.

Und aus der Diskrepanz beider entspringt die Sorge. Wenn aus Tiefen der Verdrängung Wünsche, die nach dem Realitätsprinzip nicht vorhanden sein sollten, gleich Revenants emporsteigen, dann wird statt Lust Angst[1]) empfunden. Diese Angst wird also beim Überschreiten einer Schwelle entbunden. Sollte auch hierin die Schwellensymbolik eine Wurzel haben? Sollte hier eine Erklärung der „Todesangst" im Traum zum suchen sein, die sich ja meist an Schwellenerlebnisse des Erwachenden knüpfen?

Für meinen Traum im besondern mögen Schriftstellen wie die folgende[2]) von Belang gewesen sein: (Srî-bhagavan, almum numen, loquitur) „. . . et qui obitus tempore mei memor, defunctus corpore, hinc proficiscitur, is ad meam naturam pergit sine ullo dubio; vel cuiuscunque naturae memor corpus suum relinquit in fine vitae, eam ipsam adit, Cuntidis nate, semper ad naturam istam conformatus. Quare omni tempore mei memento ac pugna! (gegen das feindliche Heer, das nichts anderes als die selbstsüchtigen, eigenwilligen Tendenzen bedeutet. Projektion psychischer Potenzen nach außen!) Animum mentemque mihi tradens me adibis procul dubio. Cogitatione ad devotionem exercendam applicata, non aliorsum evagante, qui summum Genium coelestem meditatur, is ad eum pergit. Qui meminerit vatem antiquum, moderatorem, atomo subtiliorem, Universi tutorem, incomprehensibili forma, solis colore supra tenebras effulgentem, obitus tempore, animo obfirmato, . . . is omnino hunc summum Genium coelestem adit". Hinzugefügt sei noch, daß der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode im Traume den Glauben ans Erwachen bedeutet.

Beispiel Nr. 23. — Traumerzählung der männlichen Person A.: „. . . (Hergang bekannt) . . . dann suchten wir, dieselben Straßen auch auf dem Rückwege passierend, den Bahnhof auf, um heimzufahren."

Deutung: Symbolik der Heimreise. Nachhausefahren = Aufsuchen des Wachzustandes.

Beispiel Nr. 24. — Traumerzählung des A.: „. . . . (Hergang bekannt) . . . nach Besichtigung der Anlagen fuhr ich in Begleitung von . . die Landstraße, über die wir gekommen waren, wieder zurück."

Deutung: Wie Beispiel Nr. 23.

---

[1]) Vgl. hierzu Freud, „Traumdeutung", VII. Kapitel, das im Abschnitte d) über den Zusammenhang von Wunscherfüllung, Unterdrückung und Angst Gesagte. (S. 342—343 der I. Auflage.)

[2]) Bhagavad Gîtâ, lectio VIII, v. 5 ff.

Beispiel Nr. 25. — Traumerzählung des A.: „. . . (Hergang bekannt) . . . endlich fuhr in der Station der Schnellzug ein, der uns nach Hause bringen sollte. Wir stiegen ein, ich auf die Lokomotive, zum Maschinisten."

Deutung: Wie oben. Der Platz auf der Lokomotive beim Maschinisten scheint (neben den in den Traumgedanken steckenden Beziehungen) zu bedeuten, daß dem Träumer bei der „Reise" eine leitende Rolle zukommt; er hegt etwa den Wunsch, bald zu erwachen (unter einer Suggestion, rechtzeitig aufzustehen, wie es bei dem Träumer A. öfter der Fall ist). Daher das Herbeiwünschen des Zuges: „Endlich fuhr usw." Daher die Beflügelung des Zuges zum „Schnellzug". Seine Sorge ist, ganz vorn zu sein, der Erste zu sein, beim Maschinisten. So wird er wirklich um ein paar Sekunden früher anlangen, als wenn er hinten Platz genommen hätte.

Beispiel Nr. 26. — Traumerzählung des A.: „. . . (Hergang unbekannt) . . . dann setzten wir uns wieder in den Eisenbahnzug, um weiterzufahren."

Deutung: Wieder eine Kombination von Zurückkehren (in den Bahnhof und den Zug) und von Eisenbahnfahrt. Die Eisenbahn, die Reise, ist aber an und für sich schon geeignet, als räumliche Situationsänderung die psychische auszudrücken. (Vgl. Beispiel Nr. 20.)

Beispiel Nr. 27. — Traumerzählung des A.: „. . . (Hergang bekannt) . . . Von dem freien Platze aus trat ich in eine Art Vorhalle, . . . sodann schritt ich durch die rechte Tür in den Saal."

Deutung: Hier tritt wieder auf der Türschwelle das Erwachen ein.

Beispiel Nr. 28. — Traumerzählung der weiblichen Person B.: „. . . (Hergang bekannt) . . . Aus der Lorgnette ist ein Stückchen herausgebrochen, ich will sie zum Optiker tragen; ich überquere die Straßenkreuzung beim S . . . park, und da war er (ein Begleiter, der im Traum eine Rolle spielt) nicht mehr bei mir."

Deutung: Hier sehen wir die Trennungssymbolik (die bei mir selbst oft als ein Verabschieden auftritt) mit derjenigen der örtlichen Schwellensituation vereinigt, denn eine Straßenkreuzung ist in der Anlage einer Stadt ungefähr dasselbe wie die Schwelle in derjenigen einer Wohnung, besonders wenn es sich, wie hier, um eine Straße handelt, die zwei Bezirke voneinander trennt, also die Grenze oder Schwelle zwischen beiden bildet. Dazu kommt noch, daß die bewußte Straße just denjenigen Stadtbezirk umschlingt, in dem die B. zu Hause ist, und daß die Route, die die Träumerin verfolgt, in eben diesen

Bezirk, also gewissermaßen nach Hause führt. Somit schließt sich den übrigen Symbolbeziehungen die des Heimkommens an. Nicht genug damit, liegt in der Charakteristik der von der Träumerin gewählten Straßenkreuzung noch ein determinierendes Element, dessen Beachtung namentlich durch spätere Beispiele empfohlen wird. An der gewählten Stelle herrscht nämlich ein ausnehmend reger Verkehr. Reihen von Wagen, Scharen von Fußgängern strömen dort hin und wieder. Die Überquerung der Straßenkreuzung führt also gleichsam durch einen reißenden Strom, und damit erscheint eine Beziehung zum Wasser hergestellt. Der sorglose Fußgänger wird sich vielleicht über dieses Strömen wenig Gedanken machen. Nicht so ist's mit der Träumerin bestellt. Die B. ist kurzsichtig und muß daher auf den Strom, den sie zu durchqueren hat, mit Aufmerksamkeit achten. Er hat einen gewissen Gefühlswert für sie, ohne den die von mir hergestellte Beziehung zum Strome recht schwach wäre. Ich muß bemerken, daß B. infolge ihrer Kurzsichtigkeit bereits einmal ins Wasser gefallen ist — eine Erinnerung, die sich bei einem psychanalytischen Experiment, wo ich sie einen Traum frei erfinden ließ, als Situation aufdrängte. Man beachte, daß sie im Traume das Lorgnon gebrochen hat. Ich weiß sehr wohl, daß die Gestalt des Lorgnons mit dem zerbrochenen Glas eine sexuelle Deutung sehr nahelegt, ob man jetzt Dr. Stekels Ser-Symbolik[1]) oder die einfachere der (durch „Glück und Glas, wie bald bricht das" verschärfte) Symbolik der Perforation einer Membran wählen will. Aber wir haben uns heute nicht mit der Auffindung der Traumgedanken, sondern mit derjenigen der Schwellensymbolik zu befassen, brauchen uns also mit den koexistierenden sachlichen Bedeutungen der Traumerlebnisse nicht weiter abzugeben.

Beispiel Nr. 29. — Traumerzählung der B.: „. . (Hergang bekannt) . . . Wir kamen zu einem Bache . . . ich ging auf dem Wasser (ohne einzusinken) hinüber. Da kamen wir auf eine Wiese und liefen; eben fuhr der Zug ab."

Deutung: Hier haben wir zunächst die Reindarstellung der Überquerung des Wassers. Sodann kommt die Eisenbahnsymbolik hinzu. Der Bach ist außerdem als Begrenzung einer Wiese gesehen. Ein Überschreiten der Schwelle zu einer neuen Situation findet also statt.

Beispiel Nr. 30. — Traumerzählung der B.: „. . . . (Hergang bekannt) . . . Dort verlor ich die H. (eine Begleiterin im Traum); eines der

[1]) „Jahrbuch f. psychoan. u. psychopath. Forsch." I. Bd., II. Hälfte. S. 499 f.

Pferde kommt auf mich zu, zeigt mir (drohend) die Zähne, ich fahre erschrocken zurück."

Deutung: Hervorzuheben ist das Verlieren der Begleiterin (Trennungssymbolik) sowie das „Zurückfahren", welches ins Erwachen führt. Abgesehen davon, daß „Zurückfahren" doppelsinnig ist und auch Heimreisen bedeutet (in solche Wortspiele wollen wir uns gar nicht einlassen), ist dies Zurückfahren — als Rettung aus der bedrohlichen Situation — vollkommen analog dem synchronen Erwachen, welches nur eine andere Form dieser Rettung ist. Das eine kann also füglich die subjektive Darstellung des andern, des objektiven Vorganges, heißen. Daß der Schläfer, wenn alle Stricke reißen, den Ausweg des Erwachens sucht, um einer bedrohlichen Situation (Überrumpelung der kritischen Ψ-Schichte durch eruptive Elemente tieferer Schichten) zu entkommen, können wir uns leicht vorstellen[1]). Recht gut möglich ist es ferner, daß das Fletschen der Zähne zu der Vorstellung des Verschlungenwerdens in einer Beziehung steht, die in der Schwellensymbolik dieselbe Bedeutung haben dürfte wie das Bild des Eintauchens oder Sinkens in eine Flüssigkeit, das Eintreten in einen Raum usf. Treten wir in einen Wald, so gebrauchen wir gerne das Bild: „Das Dunkel des Waldes nimmt uns (in sich) auf." Das Milieu, in das wir tauchen, kann ebensowohl den Schlaf- oder den Wachzustand bedeuten, je nachdem, in welchem Zustande wir uns momentan befinden. Es ist das Tauchen in den nächsten Zustand, der uns für den Augenblick noch unbekannt ist. Ich will auch die Stelle aus Schillers „Taucher" hersetzen:

„Einen goldenen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund."

Das Versinken in einen Abgrund, in ein Gewässer, wird gerne als Verschlungenwerden empfunden.

Beispiel Nr. 31. — Traumerzählung der B.: „. . . (Hergang bekannt) . . . Mittlerweile kommt ein Mann und sagt, auf ein Haus zeigend, zu den Leuten: ‚So, jetzt könnt ihr schon die Fahnen heraustun, es fängt schon an.' In diesem Augenblick ertönt ein Pöllerschuß und ich denke mir: Ah, jetzt fängt es an."

Deutung: Aller Wahrscheinlichkeit wurde die B. durch ein Geräusch aufgeweckt, das sie im Traume als einen Schuß empfand. Die szenische Bearbeitung dieses von außen gegebenen Elementes

[1]) Freud spricht davon in der „Traumdeutung", VII. Kapitel, Abschnitt d (S. 342 der I. Aufl.).

ist sehr geschickt getroffen, so daß der Schuß nicht bloß in das bisherige Traummilieu hineinpaßt, sondern mit seinem Beiwerke gleichzeitig auch zu einem Schwellensymbol wird. Sehr wirkungsvoll wird nämlich durch dramatische Mittel der Übergang zu einer neuen Szene vorbereitet, die da kommen soll: Ein Mann ordnet an, daß die Fahnen, offenbar ein Festschmuck, herausgetan werden; der Schuß, als Pöllerschuß gedeutet, verkündet den Beginn des Festes und es verbreitet sich eine Stimmung der Erwartung: es fängt schon an! Das, was anfängt, ist natürlich der Tag, das wache Leben. Es ist die Szene, die jetzt beginnen soll. Der Übergang vom Schlafen zum Wachen ist ein psychischer Szenenwechsel.

Beispiel Nr. 32. — Traumerzählung der B.: „ . . . (Hergang bekannt). Die N. steht da und sagt, es wäre besser gewesen, wir wären überhaupt nicht hierher (auf Besuch) gekommen. Man ist überflüssig und weiß nicht, wohin immer verschwinden vor den vielen anderen Leuten die da kommen; es wäre besser, abzufahren. Darauf sage ich ihr, daß doch das jetzt nicht angehe, vor dem Leichenbegängnisse. ‚Also, dann gehen wir kochen', meint die N., und wir gingen in die Küche."

Deutung: Ob die Abreisestimmung, nämlich das Gefühl, nicht an den Ort zu gehören, sondern lieber heimreisen zu sollen, mit der Symbolik des Erwachens zu tun hat, darüber läßt sich kaum eine Vermutung aufstellen. Dagegen ist es höchst wahrscheinlich, daß in dem „kochen gehen" oder „in die Küche gehen" eine Schwellenbedeutung steckt, und zwar deshalb, weil bei der B. dieses „kochen gehen" ein mehrfach beobachteter Traumabschluß ist. Inwiefern sich dieses Bild zur Schwellensymbolik eignet, wird das nächste Beispiel plausibel machen. Zu bemerken ist, daß B. zwar nicht regelmäßig, aber doch öfter mit dem Kochen zu tun hat. Sie macht sich oft in der Küche zu schaffen.

Beispiel Nr. 33. — Traumerzählung der B.: „ . . . (Hergang bekannt; es ist darin die Rede von einem Rehe, das die B. gleichsam wie ein Kind mit sich genommen hat; sie muß des Rehes wegen ihren gegenwärtigen Aufenthalt verlassen und begibt sich nach Hause, zu ihrer Mutter.) . . . die Mutter schneidet gerade Speckwürfel, um Speck auszulassen. Ich nehme ihr den Speck aus der Hand und schneide einen großen Haufen davon. Ein riesiges Reindl wird auf den Herd gestellt. Mittlerweile heißt es . . . (hier wird eine Episode eingeflochten, die aus gewissen Gründen zu ‚Speck auslassen' gefühlsstark assoziiert ist und die sie zeitweise an einen andern Schauplatz führt) . . . da denke ich mir, ‚mein Gott, jetzt wird mein Schmalz verbrennen'. Ich mache (plötzlich wieder im elterlichen Hause angelangt) die Tür (zur Küche) auf und sehe von dem Schmalze folgendes: Es steigt

so ganz hoch (sie zeigt mit der Hand) aus dem Reindl heraus und bildet aus braunen Grammeln eine Kuppel; daran winden sich lauter kleine Flämmchen hinauf. Auf einmal gehen beide Türen auf (und durch jede Tür kommt jemand, um der Träumerin Vorwürfe zu machen, daß sie das Schmalz verbrennen läßt). Ich sage: ‚Schnell hinaus!' und wir rennen rasch hinaus; egal, was geschieht, wenn nur uns nichts geschieht! Ich nehme wieder das Reh. Die Mutter schimpft noch weiter und klagt, daß man das Schweindl aufzieht, das ganze Jahr füttert und spart, daß man dann auf den Speck rechnet und daß er jetzt verbrennt usw. ‚Und wer weiß,' sagt sie, ‚was noch alles verbrennt in der Küche'. Ich sage zum Reh: ‚Jetzt gehen wir schauen, was drinnen geschehen ist, machen wir langsam die Tür auf!' Und was sehe ich: das Schmalz ist wunderschön im Reindl, brodelt so, wie es sein soll. Ich mache die Türe auf (um auch die Mutter hereinzuholen) und mache (auf der Schwelle stehend) zur Mutter eine Geste, die sie einladet, einzutreten."

Deutung: Das Grundthema des Traumes ist eine Rechtfertigung vor sich selbst, auf deren Wurzeln und Anlässe ich nicht genau eingehen kann. Das „Verbrennen" des Schmalzes stellt sich als doppeldeutig dar, indem es einen Verlust und ein Liebesfeuer gleichzeitig zur Darstellung bringt. Der Speck erscheint als ein Resultat wirtschaftlichen Schaltens und Waltens und Sparens. Er hat sowohl eine finanzielle als eine allgemeinere Bedeutung, die mit dem symbolischen Gehalt von „Küche" und „Kochen" in Verbindung steht. Die B. ist nämlich höchst alteriert über gewisse ungeordnete Verhältnisse, unter denen sie zu leiden hat. „Eine heillose Wirtschaft" möchte man diese Lage benennen. Noch dazu eine solche, an der die B. selbst einige Schuld fühlt. Das „Verbrennen" spielt in seiner symbolischen Bedeutung stark mit hinein. Eine Bekannte der B. hat aber just beim Schmalzauslassen den Flammentod gefunden. Auch B. trägt sich mit Todesgedanken. B.'s Wunsch wäre natürlich, daß sich die „Wirtschaft" (wirtschaftliche Lage in mehrfacher Deutung) ordnen möge und daß sie das Gefühl ihrer Unschuld an den widrigen Verkettungen erlangen könne. Die doppelte Wunscherfüllung liegt darin, daß sie sich in die Lage versetzt sieht, der Mutter (d. h. ihrem eigenen Gewissen) das normal brodelnde Schmalz zu zeigen. Das Schmalz droht dann nicht mehr, jemanden in Brand zu stecken, droht nicht mehr, die Küche zu verwüsten. Die Küche ist die „Wirtschaft" im weitern Sinn, die Lebenslage, Lebenstätigkeit, Leben. B. assoziiert zu Küche: Herd. Zu Herd: Feuer, Flamme, Licht, Kerze, Unschuld[1]), Kind, blond,

[1]) Durch einen Volksbrauch vermittelt: Wenn in der heimatlichen Gegend der B. ein Kind zu Grabe getragen wird, so trägt man ihm eine gebrochene Kerze nach.

Augen, spielen, Weihnacht; ein schönes Familienbild. In einem Zimmer, wo sich B. viel aufhält, befindet sich eine Inschrift: „Eigner Herd ist Goldes wert." Herd und Wirtschaft zeigen eine Beziehung zum „eignen" Herd, was sich in die sonstige Bedeutung des Traumes außerordentlich gut fügt. Beachtenswert ist nun für uns, die wir diesmal nur Schwellensymbolik und insbesondere die Erklärung dafür suchen, wodurch sich wohl das „in die Küche gehen" zum Symbole für's Erwachen eignen mag, bemerkenswert, sage ich, ist der Umstand, daß B. auf „kochen" vorzugsweise „waschen" reagiert. Außer der eingewerkelten Verbindung dieser Worte besteht ein doppelter Kitt zwischen ihnen: der Begriff der Tätigkeit oder Pflicht und das Wasser. Das Eintreten in die Küche bedeutet somit den Eintritt in die Tätigkeit oder Wirtschaft des Lebens und steht gleichzeitig in einer gewissen Verwandtschaft zur (als Schwellensymbolik uns bereits bekannten) Wassersymbolik (Kollaterale). „Leben" ist ein Gegenstück zum Traum. Zu „Traum" assoziierte B.: „Leben". Daß „Wirtschaft" bei der B. nicht bloß meiner Vermutung nach, sondern wirklich eine erhöhte, überladene Bedeutung hatte, zeigte das Assoziationsexperiment:

Nr.	RW.	t.	R.	Rp.
87	Schlange	5	beißen	Gift
88	entsetzlich	5	furchtbar	+
89	Leichtsinn	13	Frohsinn	+
90	bringen	6	tragen	+
91	Wirtschaft	—	—	Truthahn
92	Prinz	6	Gemahl	+
93	knöpfeln	4	Schuhe	Schuh

RW. bedeutet hier Reizwort, t. die Zeit in Fünftelsekunden, R. die Reaktion, Rp. die Reproduktion, + das Gelingen der Reproduktion, — den Ausfall der Reaktion (den sogenannten „Fehler").

Bei dem Reizwort „Leichtsinn" bemerken wir eine abnorme Reaktionszeit und einen flachen Assoziationstypus. Der Fehler bei 91 (Reizwort: „Wirtschaft") ist als Ergebnis der von „Leichtsinn" noch nachwirkenden Störung in Gemeinschaft mit der affektiven Wirkung des Wirtschaftkomplexes anzusehen. Auch im Wirtschaftsthema des

soeben behandelten Traumes spielt der Leichtsinn eine gewisse Rolle. Traum und Assoziationsexperiment bestätigen einander gegenseitig. — Nachdem ich der B. meine Gedanken über ihren Traum auseinandergesetzt — die ihren Empfindungen übrigens vollkommen entsprechen — teilt sie mir, überrascht von der Übereinstimmung, mit, daß man in ihrer Gegend, wo sie zu Hause ist und wo die Mutter lebt, gern das Schwein als „die Sparkasse der armen Leute" bezeichnet. Mein Seitenblick auf die finanzielle Bedeutung des Specks scheint somit sehr begründet gewesen zu sein.

Beispiel Nr. 34. — Traumerzählung der B.: „. . . (Hergang bekannt) . . . wir sollen kochen gehen; ich gehe mit Grauen kochen."

Deutung: Das „Grauen" entspricht der vorhergehenden Situation im Traum, auf die wir uns nicht weiter einlassen wollen. Da „kochen gehen" aufwachen heißt, scheint hier ein ähnlicher Fall vorzuliegen wie im Beispiele Nr. 30, wo das Erwachen der Flucht aus einer furchterregenden Situation gleichkommt. Biologisch ist das Zufluchtnehmen zum Erwachen vollständig begründet. Denn der Schlafende wird sich aus einer bedrohlichen Situation am besten erretten können, indem er in den Wachzustand übergeht, um da tätige Abwehrmaßregeln zu treffen. Ich fasse, wie man sieht, momentan nur jene Fälle ins Auge, wo die bedrohliche Traumsituation die Traumübersetzung eines objektiven Eindrucks ist. Daß dieser Eindruck im Traume übertrieben wird, scheint auch als biologisch zweckmäßig begründet zu sein; die Übertreibung ist vielleicht deshalb notwendig, weil, soll das Erwachen und die Abwehrmaßregel die Folge sein, der Widerstand des Schlafwunsches überwunden werden muß. Es genügt nicht, dem Schlafenden ein leichtes Signal zu geben, wie dem Wachenden; dagegen ist er, in Träume sich einspinnend, wie gepanzert. Es gilt, diesen Panzer zu durchdringen; es gilt, den Schläfer aufzurütteln. Zur bloßen Überschreitung der Schwelle vom Schlafe zum Wachen ist — ohne weiteren psychischen Erfolg — gleichsam schon eine Energie notwendig, wie zum bloßen Schmelzen von Eis zu Wasser eine gewisse Wärmemenge aufgebraucht wird, ohne daß deshalb eine Temperaturerhöhung erzielt würde. Der Vergleich ist vielleicht kühn, doch dürfte er das gut ausdrücken, was ich meine. Mag sein, daß das Erwachen mehr oder minder von dem Einverständnisse einer psychischen Instanz abhängig ist, die von seiner Notwendigkeit erst überzeugt oder zu deren Anerkennung überredet werden muß. Der Vorschlag zum Erwachen wird aber dieser Instanz nicht in der nüchternen Fassung vorgelegt, wie wir sie ihm

normalerweise geben würden, sondern in einer bildlichen Darstellung oder, mit anderen Worten: in die Traumsprache übersetzt. Wenn ich von einer „Instanz" spreche, so ist dies natürlich auch schon ein Bild.

Beispiel Nr. 35. — Traumerzählung der B. „. . . (Hergang bekannt) . . . Es läutet. Ich sage, das wird eine Nachricht von H. sein. Ich gehe hinaus, öffnen. Ich mache die Tür auf und fühle den hereinwehenden kalten Lufzug."

Deutung: Das Erwachen erfolgt im Augenblicke, wo die Tür geöffnet wird. Symbolik der Türschwelle. Im Luftzug mag damit die Symbolik des Strömens verbunden sein.

Beispiel Nr. 36. — Traumerzählung der B.: „. . . (Hergang bekannt; B. ist in die Gesellschaft jemandes geraten, der ihr lästig ist; sie ist sehr froh, in ihrer unbehaglichen Situation einen Bekannten daherkommen zu sehen, zu ihrer Erlösung.) Da sehe ich zu meiner Freude den Onkel Anton S. kommen, bin froh, daß ich dem . . . entlaufen kann, rufe: ‚Onkel Anton!' und laufe ihm entgegen."

Deutung: Hier hat man wieder die Fluchtsymbolik. Wenn man will, kann man die zwei Personen als Personifikation von Schlaf und Wachen ansehen. Die Flucht tritt ein, sobald der Schlaf — der Traum — unleidlich wird. Man kann auch umgekehrt sagen: Der Vorgang des Erwachens wird der Traumsituation gemäß in das Bild der Flucht transponiert und kommt uns solchergestalt symbolisch zum Bewußtsein.

Beispiel Nr. 37. — Die männliche Person C. teilt mir mit, daß sich als Symbol der Erwachens bei ihm häufig die Traumsituation des Tauchens in Wasser einstellt. Oft wisse er auch im Traume ganz genau, daß er sich durch Eintauchen in Wasser aufwecken oder — vorsichtiger ausgedrückt — irgendwie in Sicherheit bringen könne, was natürlich beim Auftreten einer Traumgefahr (Verfolgtwerden usw.) von Bedeutung ist. Schon oft habe er sich im Traume durch einen Sprung ins Wasser oder auch durch ein partielles Eintauchen aus einer Gefahr oder unangenehmen Situation befreit und sei dann prompt aufgewacht. Manchmal führe dieses Eintauchen aber nicht zu einem Erwachen, sondern zu einer Situationsänderung innerhalb des Traumes, wie in einem besonderen Falle, wo C. dreimal nacheinander, aber erst das drittemal wirklich erwachte; zweimal „erwachte" er — durch Eintauchen des Kopfes in ein Gefäß mit Wasser aus einer bösen Situation sich rettend — in einem fremden Milieu, wo er nach kurzer Zeit erkannte, daß er nicht hingehöre; und erst beim drittenmal erwachte er in seiner normalen Umgebung.

Das geträumte Erwachen ist freilich nur ein Spezialfall der vielen möglichen Traumsituationen. Wenn es aber in so strenger Parallele zum wahren Erwachen, gleichsam als dessen Vorbereitung oder Vorstadium (meinetwegen als „mißlungener Versuch") auftritt und dabei

sogar mit derselben Schwellensymbolik (Eintauchen) verknüpft ist, da wird ihm doch vielleicht eine Ausnahmestellung einzuräumen sein. In einem Falle, wie dem vorliegenden, kann das geträumte Erwachen (oder die geträumte „Flucht in den Wachzustand") vielleicht als ein partielles Erwachen, zum mindesten als ein Übergang über irgend eine psychische Schwelle aufgefaßt werden (Flucht von einer psychischen Schichte in eine andere). „Wenn", so könnte man argumentieren, „an einer Schichtengrenze durch Eruptionen aus tieferen Schichten Angst (Unlust) produziert wird, so verlasse ich (d. h. die Einstellung der Apperzeption) diese unleidlich gewordene Schichte, um eine andere aufzusuchen." Die radikalste Flucht dieser Art ist im Schlafe das Aufsuchen des Wachzustands. Aber es ist denkbar, daß auch eine minder weite Flucht genügt. Welcher wirkliche psychische Vorgang dieser „minder weiten Flucht" entspricht, darüber etwas Bestimmtes ausmachen zu wollen, wäre ein eitles Beginnen. Man kann nur ganz allgemein bildlich von Schichten und Schwellen sprechen.

Wir werden durch dies letzte Beispiel über das engere Thema der Symbolik des Erwachens und Einschlafens bereits hinausgeführt in das weite Gebiet der Schwellensymbolik überhaupt. Ich möchte auch aus diesem weiteren Gebiete, nur eben zur Illustration, einige Beispiele anführen und vereinige dieselben zur dritten Gruppe. Solche Phänomene können natürlich ohne a priori mögliche Einschränkung überall da auftreten, wo Umsetzungen in Symbole mit Schwellenvorgängen konkurrieren.

III. Gruppe.

Beispiel Nr. 38. — Traumerzählung aus S. Freud, „Die Traumdeutung" (I. Auflage, S. 144 f.): „. . . (Hergang bekannt) . . . Dann undeutlicher: Als ob es die Aula wäre, die Zugänge besetzt und man müßte fliehen. Ich bahne mir den Weg durch eine Reihe von schön eingerichteten Zimmern, offenbar Regierungszimmern, mit Möbeln in einer Farbe zwischen braun und violett und komme endlich in einen Gang, in dem eine Haushälterin, ein älteres dickes Frauenzimmer sitzt. Ich vermeide es, mit ihr zu sprechen; sie hält mich aber offenbar für berechtigt, hier zu passieren, denn sie fragt, ob sie mit der Lampe mitgehen soll. Ich deute oder sage ihr, sie soll auf der Treppe stehen bleiben und komme mir dabei sehr schlau vor, daß ich die Kontrolle am Ende vermeide. So bin ich drunten und finde einen schmalen, steil aufsteigenden Weg, den ich gehe. — Wieder undeutlich . . . Als ob jetzt usw."

Deutung: Ich habe in der Studie „Phantasie und Mythos" im vorjährigen „Jahrbuch" die funktionalen Elemente dieses Traumes

bereits aufgedeckt und kann mich daher unter Hinweis auf die betreffende Stelle (S. 555 f.) kurz fassen: Das im Traume vorkommende „Passieren" vor der „Haushälterin" ist nicht anderes als[1]) das Passieren der wachsamen Traumzensur, die sich hier wieder einmal täuschen läßt, indem sie den Träumer (den Traumgedanken) für berechtigt hält, da zu passieren. Dieser Schmuggelvorgang ist ebenso wie das psychische Geschehen, worauf die Treppen- und Wegsymbolik anspielt, ein Schwellenvorgang, insofern ein Auf- und Absteigen durch verschiedene psychische Schichten, ein Passieren psychischer Instanzen u. dgl. vorliegt. Man findet die entsprechenden Bemerkungen am erwähnten Orte, nur daß dort der Begriff des „Schwellenvorgangs" beziehungsweise der „Schwellensymbolik" noch fehlte. Die am Schlusse des Beispieles vorkommende Wanderung über die Treppe und den Weg bereitet symbolisch eine Veränderung des Schauplatzes — vielleicht abermals ein Schwellenerlebnis wie im Beispiele Nr. 37 mit dem mehrmaligen Erwachen — bildlich vor.

Beispiel Nr. 39. — Bedingungen: In dem Werke „Des Indes à la Planète Mars" beschreibt und interpretiert Th. Flournoy einen interessanten Fall von Somnambulismus. Die Person, um die es sich handelt und die von ihrer Umgebung und ihren Zirkeln als „spiritistisches Medium" angesehen wird, heißt Hélène Smith (pseudonym). Ihre somnambulen Zustände werden zum Teil von zusammenhängenden Romanbildungen beherrscht, wovon jede ihre eigenen (wenn auch in gewissem Sinne identischen) Personen, Schauplätze usw. hat. Die somnambulen Erlebnisse der Hélène Smith können somit in gewisse Hauptgruppen eingeteilt werden. Man kann z. B. von einem „indischen" Zyklus sprechen, weil manche Visionen sich so abspielen, als erlebe sie als indische Prinzessin einen gewissen Roman in Indien; ferner von einem „Mars"zyklus, weil eine zusammenhängende Reihe von Erlebnissen von ihr so empfunden und dargestellt wird, als spielten sie sich nicht auf der Erde, sondern — angeblich — auf dem Mars ab. Es empfiehlt sich (wie ja auch Flournoy selbst es tut), für die Romankerne dieser Zyklen dissoziierte psychische Komplexe[2]) in Anspruch zu nehmen, die in tieferen, der wachen Kontrolle unzugänglichen psychischen Schichten ihr Wesen treiben, durch die „spiritistischen Séancen" aufgalvanisiert, ein Scheinleben führen und dichterisch tätig sind,

[1]) Diese beliebte Phrase „ ... ist nichts anderes als ... " sollte man eigentlich bei Traumanalysen niemals anwenden. Nimmt man's nämlich mit ihrem Inhalte genau, so widerspricht sie dem stets gültigen Gesetze der mehrfachen Determination!

[2]) Ganz allgemein gesprochen. Über ihr Wesen gibt Flournoy sehr hübsche Winke, wobei er auch den Standpunkt der Freudschen „Abwehr" nicht vergißt.

indem sie sich mit allerlei Material, das zu ihnen paßt, verbrämen[1]). Die Entrückung der Hélène Smith nach fernen Schauplätzen (Indien, Mars) wäre dann so ungefähr das funktionale Phänomen für die psychische Entrückung in die mehr oder minder tiefen, entlegenen psychischen Schichten. Das Eintreten aber in eine solche Schicht, das Eintreten in den somnambulen Zustand, das Einschlafen oder Übergehen von einer Schicht in die andere sowie das Erwachen aus den betreffenden Schichten und Zuständen: diese Vorgänge sind Schwellenerlebnisse und können, da durch den somnambulen Zustand auch die Bedingung der Umsetzung in Symbole gegeben ist, zu Schwellensymbolen Anlaß bieten.

Es soll nun ein besonderer Fall betrachtet werden, der sich in Flournoys Werk (S. 141 der 4. Auflage) verzeichnet findet. Bei der Sitzung vom 25. November „gewahrt Mlle. Smith in weiter Ferne und großer Höhe ein lebhaftes Leuchten. Dann empfindet sie ein Schwanken, das ihr Üblichkeiten verursacht, und darauf will ihr scheinen, daß ihr Kopf leer sei und sie keinen Körper mehr habe. Sie befindet sich in einem dichten Nebel, der nach und nach von Blau in ein leuchtendes Rosa übergeht, dann in Grau und Schwarz. Sie schwebt, sagt sie; und der nur auf ein Bein gestützte Tisch[2]) fängt an, eine eigentümliche Bewegung des Schwebens auszudrücken, wobei sich immer die gleichen spiraligen Kurven wiederholen. — Sodann sieht sie einen Stern, der größer und größer, ja, schließlich ‚größer als unser Haus' wird. Hélène fühlt, daß sie im Steigen begriffen ist. — Hierauf buchstabiert der Tisch: ‚Lemaître, was du so sehr wünschtest!'[3]). — Mlle. Smith verliert das Unbehagen und unterscheidet drei riesige Globen, worunter einer sehr schön ist. ‚Worauf schreite ich?' fragt sie. Und der Tisch antwortet: ‚Auf einer Erde, Mars.' — Helene beginnt nun alle die absonderlichen Dinge zu beschreiben, die sich ihrem Blicke bieten und ihr ebensoviel Überraschung als Unterhaltung verschaffen. Wagen ohne Pferde und Räder, die funkensprühend dahingleiten; Häuser mit Springbrunnen auf den Dächern . . . usw."

Deutung: Hélène Smith erlebt eine Reise. Diese Reise ist ein Schwellensymbol für die Entrückung in jene psychische Schicht, wo sich der Marsroman abspielt. Das Hinüberwandern in den Marszyklus, das Hinüberschreiten von einem psychischen Zustand in einen andern, wird hier ebenso als eine räumliche Bewegung, eine Wanderung emp-

[1]) Diese schaffende Tätigkeit geht bis zur Komposition ausgeprägter unterbewußter Persönlichkeiten und zur Erfindung eigener Sprachen, nämlich eines Pseudosanskrit für den indischen und einer „martischen" Sprache für den Marszyklus.

[2]) Ihre Hand liegt auf diesem Tisch und gibt durch ihn Botschaften kund. Buchstabieren durch Klopfen. Automatismus.

[3]) Der anwesende M. Lemaître hatte in einer früheren Sitzung einmal geäußert, es wäre doch interessant, zu erfahren, was auf anderen Planeten vorginge.

funden, wie das Einschlafen in meinem Beispiele Nr. 7, nur daß in dem Falle der Hélène Smith die Reise infolge der konstellierenden Kraft der Marsidee das ganze Bild wie eine Fahrt durch den Weltraum gefärbt oder, genauer ausgedrückt, so gestaltet ist, wie sich die in Betracht kommende subkonsziente Persönlichkeit der H. Smith so eine Reise vorstellt.

Ich möchte es nicht unterlassen, zur Unterstützung meiner Auffassung und zum besseren Verständnis dessen, was hier als psychische Schichtung u. dgl. bezeichnet wird, einige Worte von Flournoy selbst anzuführen. Nach genauer Prüfung der angeblich „martischen" Sprache, in der die Marsbewohner mit Hélène Smith verkehren und die auf die Entstehung und das Wesen des ganzen Marszyklus notwendig ein bedeutendes Licht werfen muß, macht es Flournoy am Schlusse vom VI. Kapitel, III, 5 sehr wahrscheinlich, daß diese Sprache einen infantilen Ursprung hat. Er sagt u. a.:

„Wenn man sich erinnert, daß überall in der Literaturgeschichte die Poesie der Prosa, die Imagination dem Verstande, die lyrische Gattung der didaktischen vorangeht, so kommt man zu einem Schlusse, der mit den Ergebnissen der vorigen Paragraphen (wo die ‚martische' Sprache analysiert wird) übereinstimmt. Durch ihre Wendungen und ihren Stil (oder den Stil der französischen Sätze, die der ‚martischen' Sprache als Gerippe zugrunde liegen) scheint nämlich die martische Sprache ein Echo aus ferner Zeit uns zuzutragen, den Widerschein eines primitiven Seelenzustands, von dem Hélène Smith in ihrer heutigen Normalverfassung gar weit entfernt ist." — „So weit," möchte ich hinzufügen, „wie die Erde vom Mars!"

Weiter heißt es (VI. Kapitel, IV): „. . . Ich folgere daraus, daß die martische Unterpersönlichkeit (sous-personnalité), welche eine so fruchtbare linguistische Tätigkeit entfaltet, dabei aber so vollständig an die Strukturformen der Muttersprache gebunden erscheint, ein ehemaliges Stadium darstellt, gleichsam eine Art Entwicklungshemmung aus jener Zeit, wo Hélène noch nicht ihren Deutschunterricht begonnen hatte." (Der Deutschunterricht hätte ihr nämlich bei der Sprachenerfindung eine freiere Bewegung ermöglicht.) Einige folgende Stellen setze ich im Originalwortlaute her, jedoch, um den Gang unserer Arbeit nicht aufzuhalten, unter den Strich[1]).

[1]) „Si l'on songe, d'autre part, à la très grande facilité que le père de Mlle. Smith paraît avoir possédée pour les langues, on en vient à se demander si l'on n'assiste pas, dans le martien, à l'éveil et au déploiement momentané d'une faculté héréditaire, dormant sous la personnalité normale d'Hélène qui n'en a pas profité d'une manière effective. ... Qui sait si Mlle. Smith,... un jour,... ne ferait pas refleurir de plus belle les aptitudes polyglottes de son père, ... Cela donnerait bien à penser, alors, que le martien de ses somnambulismes n'était que la manifestation anormale et rudimentaire de facultés dont elle se trouvait déposi-

Beispiel Nr. 40. — Ich habe die Zitate aus Flournoy hauptsächlich des nun folgenden Beispieles wegen hergesetzt, das für eine ganze Klasse hier steht. Man beachte in dem Text der Anmerkung besonders die gesperrt gedruckten Stellen und bringe sie mit zwei Tatsachen zusammen: mit dem Begriff der dichterischen oder künstlerischen Ekstase, die den von ihr Ergriffenen gleichsam in eine andere Welt versetzt (in psychische Schichten nämlich, die seiner nüchternen Normalperson unzugänglich sind und aus der ihm nur in weihevollen Stunden, wann ihn „die Muse küßt", eine wunderbare „Inspiration" wird) und mit der Tatsache, daß die sogenannten spiritistischen Schreib- und Sprechmedien, wenn man sie gewähren läßt, förmliche Durchfälle von Versen bekommen. (Daß das Gereimte solcher Offenbarungsmedien meist recht ungereimt ist, reimt sich gar wohl zu den durch Flournoy ausgesprochenen Anschauungen.) Der Quell der Poesie — sei sie nun vor dem Kunstkritiker gut oder schlecht — scheint in einem Wunderland zu springen, in das man durch eine Entrückung gelangt.

Kerner schreibt über die Seherin von Prevorst, von der sogleich mehr die Rede sein soll: „Öfters im Gefühl ihrer langen Leiden (dies aber immer im höheren magnetischen Zustand) machte sie selbst Gebete in Versen . . . Da ich schon Verse machte, so war es das nächste zu sagen: Frau H. habe dieses Talent durch meine magnetische Einwirkung. Da ist aber zu bemerken, daß Frau H., schon, ehe sie in meine Behandlung kam, solche kleine Verse machte. Nicht ohne tiefere Bedeutung war

---

taire à son insu. En attendant, et sans même invoquer un talent spécial latent chez Hélène, on peut attribuer le martien à une survivance, ou à un réveil sous le coup de fouet des hypnoses médiumiques, de cette fonction générale, commune à tous les humains, qui est la racine du langage et se manifeste avec d'autant plus de spontanéité et de vigueur qu'on remonte plus haut vers la naissance des peuples et des individus. L'ontogénèse, disent les biologistes, reproduit en abrégé et grosso modo la phylogénèse.... Le ‚poète mort jeune', en chacun de nous, n'est que l'exemple le plus banal de ces retours ataviques de tendances et d'émotions qui ont accompagné les débuts de l'humanité, qui restent l'apanage des peuples enfants, et qui font une poussée d'une énergie variable, en chaque individu, au printemps de sa vie, pour se figer ou disparaître tôt ou tard chez la plupart, à moins de prendre un nouvel essor et de s'adapter à des conditions supérieures chez les vrais artistes. Tous les enfants sont poètes....

„... J'en conclus que le fait même de la réapparition et du déploiement de cette activité dans les états martiens d'Hélène, est un nouvel indice de la nature infantile, primitive, arriérée en quelque sorte et depuis longtemps dépassée par sa propre personnalité ordinaire, des couches subliminales que l'autohypnotisation médiumique met chez elle en ébullition et fait remonter à la surface."

Apollo der Gott der Dichter, der Seher und der Arzneikunde zugleich. Schlafwachen geht im Innern die Kraft zu dichten, zu sehen und zu heilen[1]) auf. Wie herrlich verstanden die Alten diesen Zustand des Innern, wie klar lag er wohl in ihren Mysterien aufgedeckt!"

Der Quellort der Poesie, sagte ich, scheint in einem Wunderland zu liegen; in einem fernen „Land", das heißt, in einem von dem gewöhnlichen entfernten Zustande; in Seelentiefen, in die man „entrückt" werden kann. Wie eine solche „Entrückung" bildlich empfunden werden und somit Gegenstand einer funktionalen Schwellensymbolik werden kann, haben wir schon an Hélène Smiths Reise nach dem Mars gesehen. Als das „klassische Beispiel" möchte ich jedoch die „Seherin von Prevorst" aufstellen, bei der die ganze psychische Innenorganisation in ungemein reichgegliederter Form zur symbolischen Anschaulichkeit ausgeprägt wurde.

Die „Seherin von Prevorst" empfand die verschieden tiefen psychischen Zustände, in denen sie abwechselnd verweilte, als Kreise, die zueinander verschiedene Lagen hatten (teils konzentrisch, teils exzentrisch) und miteinander ein ganzes System von geometrisch gesetzmäßig verteilten Regionen bildeten, mit Grenzen und Übergängen von einem zum andern. Sie entwarf auch sehr saubere Zeichnungen, die dieses System darstellten.

„Der magnetische Zustand der Frau H. — so schreibt Kerner — teilte sich in vier Grade:

1. In den, in welchem sie immer war, in dem sie wach zu sein schien, aber es doch nicht war, in den ersten Grad eines Lebens im Innern . . . usw.

2. In den magnetischen Traum. In diesem Zustande, behauptete sie, befänden sich manche Menschen, die man für wahnsinnig halte, aber in ihm dann in keiner freien Bewegung wie sie (die Frau H.), sondern wie eingesperrt seien.

3. In den Zustand, den ich den halbwachen nannte und der sich besonders dadurch zu erkennen gab, daß sie in ihm jene Sprache des Innern[2]) sprach und schrieb . . . usw. Sie sagte: ‚Ich schreibe und spreche diese Sprache dann, wenn ich freier bin, im halbwachen Zustande; wachend kann ich es nicht, mein Körper will nichts davon'.

---

[1]) Justinus Kerner huldigt der in früherer Zeit beliebten Ansicht, daß die Somnambulen die Fähigkeit hätten, in ihrem „schlafwachen" Zustand einen hellseherischen ärztlichen Blick zu entwickeln.

[2]) Mit anderen Worten jenes Stadium, wo sie mit der von Flournoy betrachteten Grundfähigkeit der Sprachbildung oder mit der poetischen Schicht in Berührung kommt.

4. In den schlafwachen Zustand, wo sie in den tiefsten Kreis ihres Innersten trat, hell sah, (ärztliche) Verordnungen (meist für ihre eigene Behandlung) machte.

Aber zwischen diesem dritten und vierten schien mir noch ein anderer magnetischer Zustand, und zwar der kataleptische zu liegen, in welchem sie in Erstarrung fiel und Kälte empfand."

Diese Zustände und die verschiedenen Zwischenstufen und Übergänge von einem zum andern, mit den wechselnden Gemütslagen werden durch ihre Zeichnungen (die in Kerners erwähntem Werke zum Teil abgebildet sind) erläutert. Diese Zeichnungen sind indes nicht bloß graphische Erklärungsbehelfe, sondern entsprechen (halluzinatorisch) erlebten Symbolen. Wie deutlich dieselben empfunden wurden, geht u. a. aus den folgenden Stellen hervor, die ich aus den Reden der Frau H.[1]) als besonders charakteristisch herausgreife; die Parenthesen gehören zu Frau H.'s eigener Darstellung:

„Ich fühle die Zeit, wo ich eingeschlafen bin, bis dahin, wo ich erwachte[2]), und noch die übrigen Teile (diese Zustände sollte man aber weder Einschlafen noch Erwachen heißen) wie einen Ring, der von der Herzgrube ausgeht und sich über die Brust verbreitet und da gegen die linke Seite hin wie befestigt ist. Dieser Ring liegt mir ganz schwer da und tut mir weh (er kratzt mich) . . . Ich fühle unter diesem Ringe noch fünf solche Ringe[3]), und über ihm noch einen leeren, ich will aber jetzt nur von diesem sechsten sprechen . . . usw.

„Außerhalb des großen Ringes liegt nur der wirkliche helle Tag und die Menschen . . . Dieser äußere Ring mit der in ihm kreisenden blauen Flamme[4]) kommt mir wie eine Mauer vor, durch die nichts an mich konnte. Im Ringe selbst bin ich. Denke ich, ich sei außer diesem Kreise, so ist es mir fürchterlich und mich befällt eine Angst; denke ich mich aber frei im Kreise, so bekomme ich wie ein Heimweh. Aber ich meine, ich könne jetzt besser aus dem Kreise zu den Menschen heraussehen als sonst, aber nicht herausgehen und nicht in die Ringe des Zentrums, wo ich sonst hinflüchtete, wenn es mir bange wurde . . .

„Sonst konnte ich in diesem Zirkel hin, wohin ich wollte. Je nachdem von außen her etwas an mich kam, konnte ich mich bald dahin, bald dorthin in dem großen Kreise flüchten. Es war mir dann, als wäre ich immer so einem nach dem Zentrum gehenden Strahl[5]) nach als wie ein Blitz in dieses Zentrum geeilt. Im ersten Ringe des Zentrums (mir ist es, als ständen darüber sieben Sterne) war es mir wohl, ich sprach in

[1]) Aus dem Kapitel „Der Sonnenkreis und der Lebenskreis" des erwähnten Kernerschen Werkes.

[2]) Sie meint damit eine Epoche ihres Lebens, nicht ein tägliches Einschlafen und Erwachen.

[3]) Diese Ringe entsprechen Jahren.

[4]) Die Flamme stellt den die Frau H. behandelnden Justinus Kerner dar. (Übertragung?)

[5]) Vorher von der Frau H. beschrieben.

die Welt hinein, in der ich gewesen, und dann hörten Sie (Kerner) es allein, ich fühlte nur, daß Sie es hörten."

„(Ich sagte ihr, daß sich dies nicht so verhalte, sie sei von jedem gehört worden . . .). Im zweiten Ringe (die Ringe sind von außen nach innen gezählt) war es mir kalt und schaudernd, es muß eine kalte Welt sein. Da sprach ich nie, ich schwamm nur wie darüber hin, und ein paarmal sah ich hinein. Was ich da gesehen, weiß ich nicht mehr, ich fürchte mich, wenn ich daran denke. Da ist es fürchterlich kalt und arg. Dieser Ring hat das Licht des Mondes . . .

„. . . . Oft wiederholte sie: daß dieser Ring[1]) zugleich unser Sonnenkreis sei, den jeder Mensch auf dem sogleich zu beschreibenden Kreise, dem Lebenskreise der Seele, trage . . .

„. . . Unter jenem großen Ringe (Sonnenkreis) sehe ich einen ebenfalls großen Ring liegen, der aber doch um etwas kleiner als jener ist . . . Diesen Kreis fühle ich nicht so schwer als wie jenen und nicht so auf den Nerven laufend, sondern wie Luft, wie Geist in mir liegen. Im Mittelpunkte dieses Kreises aber sitzt etwas, das Zahlen und Worte setzt, und das ist der Geist. Wie im Sonnenzirkel diese Welt liegt, so liegt in diesem Lebenszirkel (Seele) eine ganz andere, höhere; daher die Ahnungen, die in einem jeden Menschen von einer höheren Welt liegen. Wie auf dem äußeren Ringe, dem Sonnenringe, ich meine Gefühle von jeder Abteilung mit gewöhnlichen Worten aussprach, so sehe ich sie auf diesem innern Ringe (von dem ich sie deutsch auf den andern übertrug) als Zahl und Zeichen[2]) stehen. Die Schriftzeichen sind auch zugleich Zahlen. Von dem Mittelpunkte des innersten Ringes, von den drei kleineren in diesem Ringe, ging meine Rechnung aus.

„Von dort aus schaut der Geist in den Mittelpunkt des Sonnenkreises hinein. Auch die Seele schaut und fühlt aus dem Gebiete ihres Lebenskreises in das gleiche Gebiet des [ihm korrespondierenden. H. S.] Sonnenkreises hinein, welches, je nachdem sie sich vom Geiste hat ziehen lassen, eine höhere oder niedrigere Stufe des Mittelreiches bezeichnet . . . Der Mittelpunkt des Lebenskreises ist der Sitz des Geistes, und in ihm ist er an seiner rechten Stelle, im Wahren. Der erste Kreis um den Mittelpunkt ist ein Ziehen der durch den Leib beherrschten Seele; der Geist bleibt jedoch noch rein, wenn er innerhalb des ersten Kreises weilt[3]) . . ."

Das Eilen von der Peripherie nach dem Zentrum[4]) bedeutet ein Aufsuchen eines mehr verinnerlichten Zustandes, um Unannehmlichkeiten, die von außen zu kommen scheinen, zu entgehen. Also ein Verkriechen, ein Fliehen. Wir stehen hier vor einer Abwandlung jener Erscheinung, deren Mechanik an den Beispielen Nr. 30 und 34 zur Genüge besprochen

[1]) Der größte Kreis in dem System von größeren und kleineren Kreisen.

[2]) Frau Hauffe hatte ein ganzes System solcher magischer Zeichen — Wort und Zahlzeichen — in sich ausgebildet.

[3]) Man wird hier auf ethisches Gebiet geführt.

[4]) Oben im Zitat gesperrt gedruckt.

wurde. Hier ist nur die Richtung der Flucht eine umgekehrte. Mir sind Leute bekannt, denen im Traume — wie sie behaupten — eine ganze Reihe solcher verschieden tiefer Lagen oder Zustände zur Verfügung stehen, so daß sie gegebenenfalls immer von einem in den andern Zustand flüchten können. Es kann sehr wohl sein, daß die Beobachtung solcher Schichtungen im Traumleben und — wie ich annehmen möchte — die Möglichkeit ihrer Festigung durch Einübung einen wichtigen Beitrag geliefert hat zu dem Glauben, daß die Seele des Menschen in die verschiedenen Planeten- und Sternensphären, also in die verschiedenen Himmel, „exaltiert" werden könne. Falls die Annahme von der „Festigung" dieser Erscheinungen durch Einübung auf Richtigkeit beruht und es sich hier um eine allgemein menschlich-psychische Eigenheit handelt, die bei den verschiedenen Individuen bloß verschieden intensiv in Wirksamkeit tritt, so erscheint es gar nicht unbegreiflich, daß solchen Gebilden des Vorstellungsgetriebes vermöge ihrer Gesetzmäßigkeit eine gewisse selbstherrliche Existenz oder Wirklichkeit zugemessen wurde, da doch, wie ich schon gelegentlich der Betrachtung der Kindheitsphantasien einmal betonte, auch der Zusammenhang der sogenannten „Wirklichkeit" oder „wirklichen Außenwelt" durch nichts anderes als ihre strenge Gesetzmäßigkeit gewährleistet wird. Die Regelmäßigkeit in der Bildung funktionaler Symbolphänomene (die ihren Grund in der gleichartigen psychischen Grundorganisation der Menschen hat) kann recht gut, wie kürzlich in einer diesen Gegenstand betreffenden Diskussion der Psychanalytiker Dr. P. Federn äußerte, die Allgemeingültigkeit gewisser Typen von Traumsymbolen erklären. Es mag in gewissem Sinne ein allgemein gültiges „Traumbuch" geben. Der gute alte Artemidoros ist durchaus kein leerer Schwätzer gewesen.

Ich fahre fort zu zitieren:

„. . . In jener Klarheit dieses innersten Ringes, aber auch nicht in seinem Mittelpunkte, sah ich immer meine Führerin[1]), und von da aus sind auch die Verordnungen[2]) gekommen, wie? weiß ich nicht mehr. Wollte ich in den mittleren Ring, so mußte ich immer auf seiner rechten Seite hinein. Die linke Seite konnte ich dann nicht sehen, wenigstens fühlte ich nichts von ihr. Wollte ich überhaupt in diese drei Ringe des Zentrums und war irgendwo anders im großen Ringe, so mußte ich mich in den Monat, Tag, Stunde, Minute und Sekunde, in denen ich war[3]), vorher wieder

[1]) Die Gestalt der Großmutter, die als ihr guter Genius auftritt.

[2]) Nämlich die ärztlichen Verordnungen.

[3]) Die örtliche Disposition des Ringsystems war nach zeitlichen Bestimmungen orientiert.

begeben, indem ich jene Tage, Stunden usw., die vorwärts oder rückwärts waren, wieder durchlief und von da aus in geradem Strahl in diese Ringe eintreten. Nur in den größeren Ring, der die drei kleineren Ringe weit umgibt, konnte ich, wie ich wollte, von allen Seiten und dieser größere Ring ist der Traumring . . . Der innere Raum im ganz großen Ringe und in dem Traumringe ist heller als unser Tag[1]), aber es ist in ihnen eine ganz andere, eine gleichförmige Helle ohne Licht und Schatten.

„In allen diesen Ringen konnte ich rückwärts und vorwärts, wie ich wollte, und konnte so sehen, was geschah und was geschehen wird. Auch in die anderen fünf Ringe, von denen mir jeder auch ein Jahr zu umfassen scheint und die unter diesen liegen, konnte ich zurückgehen[2]). Nun fühle ich mich aber in jenen Zwischenraum eingeschlossen, kann nicht rückwärts und habe vorwärts nur ein banges Gefühl von einem Punkte. . . . Trat ich aus den kleineren Ringen wieder in die größeren, so wußte ich nicht mehr, was ich in ihnen gesprochen hatte, oder wie es mir war, bis ich wieder in dieselben kehrte, aber was mit mir in den großen Ringen vorgegangen, wußte ich, und so wußte ich auch im großen Ringe, was mit mir im Traumringe vorgegangen"[3]).

Justinus Kerner bemerkt zu dem letzten Satz: „Dies war allerdings ganz richtig. In den kleineren Ringen, das heißt, im tieferen somnambulen Leben, wußte sie den wacheren Zustand (den großen Ring); kam sie aber wieder in den großen Ring, den wachen Zustand, wußte sie nichts mehr von dem somnambulen Leben, den kleineren Ringen. Des magnetischen Traumes (Traumringes) erinnerte sie sich aber im wacheren Zustand (im großen Ring)".

Diese Zitate dürften genügen, um die geometrische Ringsymbolik in ihrer funktionalen (auf die psychische Zuständlichkeit Bezug habende) Bedeutung zu beleuchten. Was von dieser funktionalen Symbolik als Schwellensymbolik aufzufassen ist, versteht sich bei dieser durchsichtigen Disposition, welche Grenzen und Schwellen psychischer Gebiete (Zustände) direkt durch geometrische Grenzen abbildet, von selbst. Das Überschreiten der Grenzen, das Spazierengehen — sit venia verbo — von psychischer Schichte zu psychischer Schichte, findet aber nicht bloß den trockenen geometrischen, sondern oft auch einen poetischen Ausdruck (worauf wir ja lossteuern), besonders wenn die vorwiegend funktionale Symbolik der bloßen Räumlichkeit (Geometrie) ausgeschmückt wird durch materiale Symbolik, d. h.,

[1]) Vergleiche die oben von Hélène Smith beschriebene Helligkeit des Mars.

[2]) Also den Erinnerungen leben.

[3]) Die bekannte Erscheinung, daß die verschiedenen Zustände der Persönlichkeit nicht über das ganze Erinnerungsmaterial verfügen. Auch bei Persönlichkeitsspaltungen findet zumeist eine sehr reinliche Trennung des Erinnerungsmaterials statt. Eine gedrängte, lehrreiche Darstellung dieser Verhältnisse an einem Beispiel findet man in C. G. Jung, „Zur Psychologie und Pathologie sogenannter okkulter Phänomene". Leipzig 1902 (Oswald Mutze).

solche Symbolik, welche den Inhalt von Gedanken, Vorstellungen, Wünschen usw. verbildlicht. Ich darf nach diesen Einleitungen genügendes Verständnis voraussetzen für das folgende konkrete Beispiel, das ich hersetze, ohne erst eine besondere Deutung davon geben zu müssen. Ich beschränke mich darauf, die für die Schwellensymbolik bedeutsamen Stellen in gesperrtem Drucke zu bringen und mit einigen Anmerkungen zu versehen.

Bedingungen: Ein „magnetischer Traum" (nach Kerners Terminologie). „Frau H. sprach in demselben meistens laut und hatte in ihm auch eine sehr ausdrucksvolle Mimik. Sie führte oft den Traum dramatisch selbst auf und sprach langsam und oft ganz rhythmisch. Oft lag zwischen ihren Reden die Antwort eines andern[1]), wo sie dann innehielt." Den folgenden Traum sprach sie sehr langsam und führte zwischen hinein die Handlung mimisch auf. Die Schwester der Frau H. und J. Kerner führten das Protokoll.

Traum (Frau H.'s Rede; in eckigen Klammern stehen die szenischen Bemerkungen, worin ihre Attitüden angemerkt werden; ich gebe einen bloßen Auszug und deute das Weggelassene durch Punkte an.)

[Sie richtete sich mit geschlossenen Augen im Bette auf und sprach:]

Wie bin ich so traurig!
Die Hoffnung will sinken
. . . . . .

[Nun bog sie sich mit kreuzweise über die Brust gelegten Armen etwas nieder.]

Hier lieg' ich betend
Vor dir, Allerbarmer,
. . . . . .

[Hebt die Hände auf und richtet die geschlossenen Augen aufwärts.]

Ist die Prüfung erstanden,
So dürfen sie fröhlich
. . . . . .

[Sie setzt sich.]

Ich setze mich hin —

[Pause.]

Und gewunden wird mir
Ein Lorbeerkranz[2]) ums Haupt.
Ich werde weit hingeführt
An geistiger Hand:
An deiner Hand —

[1]) Nämlich irgend einer von ihr halluzinierten Person.

[2]) Der Lorbeer ist dem Apollon geweiht. Vergleiche die oben wiedergegebene Bemerkung Kerners über Apollon, den Gott der Dichter und Seher. Der Lorbeer dürfte auch für Frau H. ein Symbol der seherischen Ekstase sein, die er ja als Pflanze angeblich befördern soll.

[Sie macht eine Bewegung, als legte sie ihre Hand in eine andere.]
Fühle ich himmlische Ruhe.
Geistiges Leben
Bindet sich an geistiges Leben.
Führe mich hin, du geistiges, liebliches Wesen[1])!

[Sie macht Bewegungen, als ginge sie.]
Du führst mich fort,
Ich weiß nicht wohin.
Es wird mir so leicht,

[Bewegt sich wie schwebend[2]).]
Es wird mir so wohl!
O, mir wird so klar und rein
Wie der Quelle hier im Hain;
Führe mich ferner nur hin! —

[Sucht sich wie zu halten.]
Ich lasse dich nicht!
Fasse dich fest.
O! Wo komme ich hin?[3])
. . . . . .

[Im höchsten Entzücken:]
Wo bin ich? was seh' ich?
Ein himmlisches Kind![4])
. . . . . .

[Bewegung, als fiele sie.]
O Führerin! halt mich!
Es hebt, es umschwebt mich
Ein himmlisches Land!
[Pause.]
O Führerin,
Laß mich in diesem!
Du gibst mir zur Antwort:
Das kann ich nicht tun!
So muß ich denn weiter;
Und ach dieses himmlische
Kind darf nicht mit?[5])

---

[1]) Die Führerin ist offenbar der schon erwähnte gute Genius.
[2]) Vgl. das spiralige Emporschweben der Hélène Smith zum Mars.
[3]) Vgl. das Erstaunen der Hélène Smith bei der Ankunft auf dem Mars.
[4]) Wahrscheinlich ihr verstorbenes Kind, bemerkt Kerner.
[5]) Die scheinbare Realität des im Traum auftretenden Erinnerungsbildes kann nicht in die Welt des Wachseins mitgenommen werden, die jetzt gleich aufgesucht werden soll.

[Pause.]

Ich tu' es nun gerne,
Mitnehm' ich die Freude,
Bei ihm einst zu ruhn[1]).

[Bewegung, als ginge sie weiter.]

Du führest mich weiter,
Du sagst: nehm' in acht dich
Auf diesem so schmalen,
So schwankenden Steg[2])!

[Zagend.]

Jetzt bin ich an diesem —
Wie komm' ich hinüber?

[Bewegung mit dem Arm.]

Ich halte mich an dich!

[Freudig.]

O glücklich! die Prüfung
Ist nun überstanden[3]),
Wie muß ich dir danken,
Mein Vater! mein Gott!

[Pause.]

. . . . . .

Du führest mich wieder
Ins irdische Haus.
Du sagst mir, ich müsse
Jetzt wieder zurücke.

. . . . . .

[Sie erwachte.]

Deutung: Eine zusammenhängende gründliche Deutung würde viel zu weit führen; und was unsere speziellen Zwecke betrifft, glaube ich, wie gesagt, in der Einleitung zu diesem Beispiele genug getan zu haben.

[1]) Hängt mit dem Glauben der Frau H. zusammen, daß der schlafwache Zustand eine Gewähr für das Weiterleben nach dem Tode bilde und daß er eine ähnliche Trennung von Leib—Seele—Geist bedeute wie der Tod. Den Realitätsschein kann sie nicht ins wahre Leben mitnehmen, wohl aber den Trost, die Hoffnung.

[2]) Offenbar ein Schwellensymbol mit ethischem Beigeschmack. Vgl. die vorige Anmerkung.

[3]) An den Grenzstellen psychischer Schichten wird, wie zahllose Beispiele aus der magischen Literatur beweisen, leicht Angst entbunden. Die Stelle von [„zagend"] an bis „....überstanden" scheint dem Überschreiten einer solchen kritischen Stelle gleichzukommen.

Über die Symbolbildung.

Von **Herbert Silberer** (Wien).

Die von S. Freud ins Leben gerufene psychanalytische Methode läßt sich, wie man mehr und mehr erkennen kann, auf gar viele und weite Gebiete erstrecken. Entsprungen aus der genialen Auffassung gewisser Erscheinungen in den Neurosen, trat sie, wachsend und immer bestimmtere Gestalt gewinnend, aus dem engeren Kreis heraus, um sich eine in den Anfängen ungeahnte Domäne ihrer Anwendung zu schaffen. Beständig mehren sich — neben den unvermeidlichen durch Überhasten verursachten Fehlresultaten, die man als Übereiltheiten glimpflich zu beurteilen hat — die mit Glück unternommenen Versuche ihrer Einführung in diese oder jene Disziplin, wo sie teils überraschende Erklärungen und Lösungen liefert, teils vielverheißende Perspektiven eröffnet. Sie erweist sich als fruchtbar ebensowohl in der Psychologie des Kranken wie des Gesunden, des einzelnen wie des Volkes.

Wenden wir uns nun als Psychanalytiker welchem Gebiet immer zu, so ist es stets eine unserer Hauptaufgaben, Symbole zu entziffern. Wir sind genötigt, eine Menge von Erscheinungen, die uns entgegentreten, nicht als bare Münze, sondern als symbolische Vertreter von etwas anderem zu nehmen, was hinter ihnen steckt oder ihnen zugrunde liegt; als den manifesten Ausdruck von etwas Latentem. Das Verhältnis dieser zwei Stücke zueinander ist den Lesern z. B. aus Freuds „Traumdeutung“[1]) ohne Zweifel wohlbekannt, wo das eine als das manifeste Traumbild, das andere als die Gruppe der latenten Traumgedanken erscheint. Geht man alle die Phänomene, wo derlei Vertretungen vorkommen, aufmerksam durch, so findet man, daß diese Vertretungen

[1]) S. Freud, „Die Traumdeutung“. (Leipzig und Wien, F. Deuticke.) Die im folgenden vorkommenden Hinweise beziehen sich auf die erste Auflage (1900).

nach wohlgeregelten Gesetzen vor sich gehen, daß sie eine eigentümliche Tendenz vom Abstrakten zum Anschaulichen zeigen und daß sie im allgemeinen den Charakter richtiger Symbole, d. h. solcher Bilder anstreben, die mit dem, was sie bedeuten sollen, eine sozusagen vitale Verbindung haben, etwa wie die Pflanze mit dem Boden, worin sich das Geäst ihrer Wurzeln verzweigt, um dem Gewächs Halt und Nahrung zu verschaffen.

Dieser Vergleich mit der Pflanze drückt natürlich nur eine Eigenschaft des Symbols, den innigen Zusammenhang mit seiner Bedeutung, aus. Hinzuzufügen ist die weitere Eigenschaft, daß das Symbol mit dem, was es symbolisiert, mehr oder minder wesensgleich erscheint. Ein Symbol kann lange unverstanden bleiben; ist es aber einmal gedeutet, so sieht der aufgeklärte Beschauer eine Verwandtschaft zwischen dem Symbol und dem Symbolisierten, und zwar oft eine so enge Verwandtschaft, daß er sich verwundert, wie er sie denn jemals habe übersehen, wie er jemals das Symbol habe unverständlich finden können. (Es schließt dies nicht aus, daß, wie später ausgeführt werden wird, einem Symbole mehrere „Bedeutungen" zukommen mögen.)

Das Erlebnis des plötzlichen Klarsehens, dieses Fühlens der Verwandtschaft oder organischen Beziehung von Bedeutung und Symbol, kommt, wie man ja weiß, nicht gerade nur bei der Anwendung der Psychanalyse vor, sondern überall, wo bedeutungsschwangere Symbole anfänglich übersehen oder mißverstanden und dann durch eigene Arbeit oder durch fremde Anleitung entziffert werden. Das Leben ist voll solcher Symbole; nicht jeder hat das Talent, sie alle zu entdecken. Ich tue am besten, wenn ich, exempli gratia, auf die religiösen Symbole verweise. Die Geschichte der Interpretationen der Mythen alter Völker ist in dieser Hinsicht ebenso lehrreich wie die inneren Erlebnisse des einzelnen, wenn er in so manchem, was ihm in der Jugend dogmatisch beigebracht wurde und zuerst als die Wahrheit selbst erschien, später das Symbol erblicken lernt. Das Symbol — wenn man es von dieser Seite betrachtet — ist die für einen bestimmten Grad der geistigen Entwicklung adäquate Form der „Wahrheit". Jedem Grade der Entwicklung entspricht eine solche Form. Eine höhere, der „Wahrheit" näherliegende Form als die jeweilig adäquate würde die Kapazität des fassenden Geistes übersteigen und von ihm nicht verstanden, also abgewiesen werden. Das Abweisen kann seinen Grund außer in der reinen Intellektualität auch in der Affektivität haben, wovon wir später ausführlicher sprechen werden.

Das wenige soeben über das „Symbol" Gesagte läßt wohl schon erkennen, in welchem Sinne dieser Ausdruck hier gebraucht wird. Unter „Symbol" kann man natürlich verschiedenes verstehen; das Wort hat im Laufe der Zeiten mancherlei engere und weitere, eigentliche und uneigentliche Anwendungen gefunden. Man hat damit allemal etwas Anschauliches bezeichnet. Der Sinn, der diesem Anschaulichen (Bild, Zeichen, Handlung u. dgl.) zugrunde lag, konnte verschiedenen Gebieten angehören und in verschiedenartiger Verknüpfung mit dem Zeichen stehen, so zwar, daß in einer verwässerten Anwendung des „Symbols" jene Verknüpfung sogar etwas recht Oberflächliches sein konnte. Man gebrauchte die Bezeichnung „Symbola" für allerhand Legitimationen und Marken sowie für verabredete Zeichen, an denen sich die Mitglieder einer Sekte oder eines Geheimbundes gegenseitig erkannten[1]). Da ist das Symbol ein durch Übereinkunft geschaffenes Erkennungszeichen, das, ohne seine Bedeutung zu wechseln, auch ganz anders hätte gewählt werden können. Die Verbindung zwischen dem Symbol und seinem Gehalt ist hier oberflächlich, wenn auch das betreffende Zeichen außer seiner Funktion als Erkennungsmerkmal noch eine separate tiefere Bedeutung haben mag, die ihrerseits mit dem Symbol in einem tieferen — ich möchte sagen: dem eigentlich symbolischen — Zusammenhang steht. Die gehaltvollere und bevorzugte Anwendung der Ausdrücke „Symbol" und „Symbolik" setzt eben jenen tieferen Zusammenhang voraus. Das Willkürliche, auf bloßer Verabredung Beruhende ist hier ausgeschlossen, und wir erwarten statt dessen etwas Bedeutsames und eine gewisse innere Notwendigkeit. Der Unterschied der konventionellen und der tieferen Verknüpfung im Symbol läßt sich vielleicht in der Gegenüberstellung der häufig vorkommenden Handels- oder Fabriksmarke ✡ mit dem ebenso geformten pythagoräischen Hygieiasymbol illustrieren. In dem einen Fall ist das Zeichen ein ganz willkürlich gewähltes, das ebenso gut durch eine andere geometrische Figur ersetzt werden und dann denselben Dienst versehen könnte — also ein Symbol im verwässerten Sinn. Im zweiten Fall ist es das, was ich ein „eigentliches" vollwertiges Symbol nennen möchte, nämlich ein Zeichen, das mit seiner Bedeutung oder seinen Bedeutungen in einem engen Zusammenhang steht[2]) und das ohne schwere Schädigung dieses Zusammenhanges nicht verändert werden kann. Ihm kommt der Charakter der Notwendigkeit zu.

Die Notwendigkeit, die den so gearteten Symbolen zukommt, das eigentümliche Verhältnis zu den Ideen, die sie hervorbringen; die Rolle der Symbole in der Entwicklung des menschlichen Denkens: dies alles führt dazu, die Symbolik, sofern sie eben „eigentliche" Symbolik ist, in die Kreise jener Betrachtungsweise zu ziehen, welche in der Geschichte der Philosophie und des Wissens überhaupt dem „mythologischen Er-

[1]) Die von mir uneigentlich genannte Anwendung des Wortes ist, wie es scheint, sprachlich die ältere. Das hat natürlich mit dem Alter der Symbolik selbst nichts zu tun.

[2]) Der jedem, der ihn einmal kennen und verstehen gelernt hat, einleuchtet.

kennen" nachspürt. Ich habe auf diesen Zusammenhang bereits aufmerksam gemacht[1]) und darf mich daher hier mit einem Hinweise begnügen.

Die Symbolik, mit der der Psychanalytiker vorwiegend zu tun hat, ist zwar eine Symbolik in weiterem, aber nicht in dem oben erwähnten, „verwässerten" Sinn. Denn den Symbolen, die sich ihm bieten, wohnt Notwendigkeit inne. Sie sind nach strengen Gesetzen gebildete Naturprodukte, nicht Erzeugnisse einer willkürlichen Konvention. Die psychischen Gesetze sind, wenn auch in ihrer Undurchsichtigkeit manchmal verworren, so doch nicht minder streng und klar in ihrem Wesen. Gegen den Gebrauch des Wortes „Symbol" in den vielen Fällen, wo der Psychanalytiker es benutzt, könnte man einwenden, daß man den Begriff hier über Gebühr erweitere. Die Erweiterung reicht noch lange nicht an jene Verwässerungen heran, die man an dem Begriffe vorgenommen hat, ja, sie führt von den engen Fassungen des Begriffes gar nicht weit weg; gerade die wichtigsten Bestimmungsstücke bleiben erhalten. Der Ausdruck „Symbolik" ist den Psychanalytikern, besonders wenn der Traum und Ähnliches bearbeitet wird, sehr geläufig: warum davon abweichen? Es genügt, wenn man sich darüber klar ist, daß auch vieles, was nach einer engeren Begriffsklauberei als „Metapher" usw. anzusehen und vom Symbol zu trennen wäre, in unsere erweiterte Symbolik hineingehört. Diese Erweiterung ist aber keine andere als diejenige, deren ich schon in der erwähnten Abhandlung[2]) gedacht habe und die sich mehr oder weniger mit dem „mythologischen Erkennen" kreuzt.

Wo immer dem Psychanalytiker Symbolik entgegentritt, zeigt sich ihre Verwandtschaft zu derjenigen des mythologischen Erkennens. Kein Wunder, denn sie entsprießt demselben Stamme. Es ist die menschliche Natur selbst, es ist die Gesetzmäßigkeit der Psyche, die die Symbole bildet, jene bildlichen Zeichen, die etwas vertreten, was sich zur gegebenen Zeit aus irgend einem Grunde nicht in seiner „eigentlichen" Gestalt im Bewußtsein manifestieren kann.

Die Notwendigkeit liegt also deshalb im echten Symbol, weil dieses die durch die psychischen Gesetze bestimmte jeweilige Erscheinungsform des ihm zugrunde liegenden Gedankens (oder Gedankenzuges) ist. Ob wir Traumbilder betrachten oder symbolische Akte eines Zwangsneurotikers oder ein religiöses Zeremoniell (das wir seiner rein historischen Elemente entkleiden müssen) oder die mythischen Naturerklärungen alter Völker: immer stehen wir vor Bildern, welche der menschliche Geist selbst mit innerer Notwendigkeit, nicht nach äußerer Willkür, geschaffen hat und schafft.

---

[1]) Im letzten Teile der Abhandlung über „Phantasie und Mythos", Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, 1910, S. 541 ff.

[2]) A. a. O., p. 605 ff.

Wenn das Symbol die unter gegebenen Umständen notwendige Erscheinungsform von Gedankengruppen ist, so kann das Symbol von demjenigen, in dessen Geist es sich bildet, nicht als bloßes Symbol erkannt werden. Denn, um das zu erkennen und sich sagen zu können: „Dieser mein Einfall A ist bloß ein Abbild oder ein Symbol der Idee B", dazu gehörte, daß die zugrunde liegende Gedankengruppe auch in der Form B dem geistigen Auge erscheinen könnte. Wenn wir indessen zugeben, daß in einem gegebenen Zustand der geistigen Entwicklung und psychischen Verfassung nur eine Art der Manifestation einer Idee möglich ist, so kann nicht, wenn die Form A diesem Zustand entspricht, auch schon die Form B im Bewußtsein klar vorhanden sein; man kann bestenfalls ein Gefühl, eine dunkle Ahnung[1]) haben, daß die Idee, die einem vorschwebt, eigentlich nur eine bildliche Umschreibung von einem Gedanken sei, den man ein andermal in reinerer Form erfassen werde (oder den man in einem lichteren Moment schon einmal reiner erfaßt habe, der aber wieder entschwunden sei); ein klarer Vergleich ist jedoch unter solchen Voraussetzungen unmöglich. Tatsächlich lehrt die moderne Mythenforschung, der Ethnologie und der Sprachwissenschaft verbündet, mit hinlänglicher Klarheit und Überzeugungskraft, daß die metaphorischen Ausdrucksweisen primitiver Völker durchaus nicht allegorienartig absichtlich ersonnene Bilder sind, sondern als der Ausdruck der in jener Zeit einzig möglichen (dem geistigen Niveau der Volkspsyche adäquaten) Naturauffassung gelten müssen[2]). Das metaphorisch sprechende Volk empfindet das, was es spricht, nicht als metaphorisch; die Symbole, die es handhabt, sind ihm nicht Symbole, sondern Wirklichkeiten, wenngleich einzelne bevorzugte, ihrer Zeit vorauseilende Individuen wissen oder ahnen mögen, daß es außer den gangbaren Auffassungen noch ganz andere gibt, die der Wahrheit näherkommen. Ebenso hält der Träumende die Symbole, die ihm sein eigener psychischer Mechanismus vorzaubert, durchaus nicht für bloße Symbole,

---

[1]) Vgl. die unten angeführten Zitate aus Schelling.

[2]) Man darf sich freilich nicht durch die metaphorische Ausdrucksweise der Sprache verleiten lassen, obige Ansicht zu weit zu treiben. Vieles vom bildlichen Ausdruck des Wissens, der einer Zeit geläufig ist, ist auf Rechnung der hinter der Entwicklung zurückbleibenden, ihr nachhinkenden Sprache zu betrachten. Die Sprache weist immer auf einen noch früheren Entwicklungszustand zurück; ihr enger Zusammenhang mit der Bildung der Vorstellungen und Begriffe selbst ist deshalb nicht aufgegeben. Das zeitliche Verhältnis ist nur einigermaßen verschoben.

sondern für den wirklichen Zusammenhang der Dinge[1]). Der Zwangsneurotiker hat — wenn man ihn nicht aufklärt — keine Ahnung davon, daß z. B. die Gedanken, die ihn obsedieren, und die Handlungen, die er ausführen muß, bloße Symbole sind, Umschreibungen von etwas, was dahintersteckt; Ersatzbildungen für Dinge, die nur in dieser Form präsentiert werden können. Rekapitulieren wir: Derjenige, dem eine symbolische Anschauungsweise zuteil wird, kann nicht gleichzeitig mit Sicherheit erkennen, daß und inwiefern das von ihm Gedachte etwas Symbolisches ist.

Um ein Symbol (etwas Bildliches überhaupt, was immer es sei) als solches zu verstehen, ist es nötig, auf einen vorgeschritteneren Standpunkt der psychischen Entwicklung zu gelangen, als jener war, der das Symbol erzeugte. Man muß der mythologischen Auffassung entwachsen sein, um sie als solche zu erkennen. Es muß einem — um auf das früher erwähnte Beispiel zurückzugreifen — bereits die abstraktere, intellektuell feiner ausgearbeitete Form B eines Erkenntnisses geläufig sein, damit man die archaische Symbolform A dieses selben Erkenntnisses als ein solches Provisorium agnoszieren kann. So sieht die spätere Zeit das Symbolische und Mythische in den Auffassungen der jeweils früheren Zeitalter[2]). Das Mythologische hört nicht auf: die Stufenfolge geht vermutlich immer weiter, auch in alle Zukunft. Bei der Individualpsychologie ist die Sache analog: auch hier muß, um das Symbol als solches zu verstehen, ein erhöhter Standpunkt gewonnen werden. Beim Psychopathen nimmt diesen höheren Standpunkt der Arzt ein; beim Träumer er selbst, sobald er erwacht. Den Neurotiker, an dem ein psychanalytisches Heilverfahren geübt wird, führt der Arzt auf jenen höhern Standpunkt zurück, von dem die Krankheit ihn herabgestoßen: wenn der Patient die Symbole seiner Psyche verstehen lernt, dann legt er in der Regel das Symbol auch ab. Ich möchte gleich hier der irrtümlichen Interpretation begegnen, ich wolle etwa sagen, daß alle Symptome, die der Neurotiker produziert, Symbole seien. Ich gehe bloß von der Tatsache aus, daß der Psych-

[1]) Ich möchte hier daran erinnern, daß Abraham in seiner Arbeit „Traum und Mythus" (Leipzig und Wien 1909, F. Deuticke) den Mythus als den Traum des Volkes behandelt; und daß, wie Bleuler kürzlich hervorhebt, Nietzsche in „Menschliches, allzu Menschliches" die Bemerkung macht, daß das Traumdenken das gleiche sei wie das „kausale" Denken früherer Zeiten.

[2]) Dasselbe sehen natürlich jene Geister, die ihrer Zeit vorausgeeilt sind und eben deshalb erst von einem späteren Zeitalter verstanden werden.

analytiker häufig auf Erscheinungen stößt, die er als symbolisch erkennt und deutet; und ich meine, daß auch viele jener Phänomene, die er nicht gerade mit dem Begriffe des Symbols ausdrücklich zusammenbringt, dennoch mit den Bildungsgesetzen der Symbolik übereinstimmen. Mögen die vielen Vertretungen von Eigentlichem durch Uneigentliches im Traum, in den Neurosen, in der Dementia praecox usf. sich auch oft von dem, was man „symbolisch" zu nennen gewohnt ist, entfernen, so bleibt doch eine tiefgegründete Verwandtschaft zwischen allen diesen Fällen bestehen und die Abweichung vom Normaltypus wird sich als eine Funktion eines Elementes der Entstehungsbedingungen erweisen. (Wir werden später dieses abdrängende Element größtenteils in den Affekten beziehungsweise den affektbeladenen Komplexen finden.)

Nachdem wir so eine wenigstens skizzenhafte Bestimmung unseres Standpunktes gewonnen haben, wird es an der Zeit sein, jenem psychischen Vorgang, der uns interessiert — nämlich der Symbolbildung — etwas näher an den Leib zu rücken, und zwar zuerst allgemein — dann an der Hand von Beispielen, die uns durch die Beobachtung geliefert werden. Wer den umgekehrten Weg liebt, mag jetzt schon die Beispiele durchgehen und dann das hier Folgende lesen.

Drei Fragen drängen sich uns auf: Worin besteht die Symbolbildung? Wann kommt es zur Symbolbildung? Und: Was bezweckt die Symbolbildung? Die beiden letzteren Fragen entstehen aus der kausalen und der finalen (teleologischen) Betrachtung derselben Sache; ehe wir uns aber auf die Ursachen (Bedingungen) und Zwecke einer Sache einlassen, müssen wir dieser selbst sozusagen habhaft geworden sein. Wir müssen also vor allem zur ersten Frage Stellung nehmen und uns darüber klar werden, was sich denn bei der Symbolbildung eigentlich vollziehe. Wir haben uns zwar in den einleitenden Betrachtungen bereits mit dieser Frage beschäftigt und wissen außerdem manches aus der Beobachtung; trotzdem wird es nicht überflüssig sein, zur Vervollständigung des Bildes, das wir uns machen sollen, hier noch einige Züge hinzuzufügen. Durch eine logisierende Betrachtung der so entstehenden Zeichnung mag ja dann so etwas wie eine kausale und finale Erklärung — eine Antwort auf die zweite und die dritte Frage — durchschimmern.

Wenn wir die zu einem Symbole welcher Gattung immer gehörige latente Grundlage aufzufinden trachten, so pflegen wir nicht auf ein einzelnes Etwas, sondern auf eine ganze Reihe von Dingen zu stoßen. Das Symbol hängt sozusagen nie an einem einzigen Faden, sondern ist

in ein ganzes Gewebe verwoben. Strahlenartig lassen sich die Gedankenketten, welche die Bedeutsamkeit des Symbols ausmachen, von ihm als einem Zentrum oder Knotenpunkt nach mehreren Richtungen hin verfolgen. Das Symbol ist darum etwas Prägnantes. Das Zusammenlaufen vieler Assoziationsstrahlen in den einen Punkt kann man an den mythischen Symbolen der Völkerphantasie ebensowohl beobachten wie an jenen, welche das Individuum für sich erlebt. In der schon erwähnten Abhandlung über „Phantasie und Mythos“[1]) habe ich das erstere an einem Beispiele zu zeigen versucht. Das letztere ist den Psychanalytikern zu wohl bekannt, als daß ich es erst belegen müßte. Es ist die wohlbekannte Erscheinung der Überdeterminierung, die unter einem andern Gesichtspunkt als Verdichtung figuriert.

Freud und seine Schule behaupten ja ohne Vorbehalt, daß alle Symptome der Psychoneurosen sowie die Traumbilder mehrfach determiniert seien, und sie gehen so weit, für ganze Klassen der Phänomene eine mehrfache Anknüpfung sogar innerhalb der sexuellen Beziehung (Bisexualität usw.) zu vindizieren. Diese näheren Bestimmungen gehen uns jedoch hier nichts an, denn das Sexuelle ist meiner Meinung nach der Symbolbildung nicht wesentlich. Die Symbolik kann zwar in den Dienst der Sexualität (und in den Dienst von Wunscherfüllungen überhaupt) gestellt werden, wird es auch sehr oft, muß es aber nicht. Wenn ich noch so häufig die Malerei in den Dienst der Kirche stelle (man denke sich um ein paar Jahrhunderte zurück), so kann ich darum in der Malerei an sich keine religiöse Handlung erblicken. Darum ist die Ansicht mancher Psychanalytiker, daß die sexuelle Beziehung ein notwendiges Bestandstück für die Symbolbildung (z. B. für das Zustandekommen der Traumbilder) sei, meiner Meinung nach ungenügend fundiert. Das Moment der Verbildlichung (von dem unten noch die Rede sein wird) kann vielmehr seine Wirkung äußern, ohne von dem gedanklichen Hauptgegenstande, den es verbildlicht, stark abzuweichen und insbesondere, ohne sexuelle Verbindungen zu schlagen. Der Beweis dafür, daß alle Symbolik ihre Kraft aus der Sexualität beziehe, wäre nur dann zu führen, wenn es eine ausgemachte Sache wäre, daß das in der Symbolik liegende Moment der Verbildlichung nur auf Grund sexueller Verbindungen in Aktion treten könne. Dann könnte man nämlich die totale Induktion (Nachweis für jeden einzelnen Fall) zur Gewinnung der These: „Alle Symbolik bezieht ihre Kraft oder einen Teil ihrer Kraft aus dem Sexuellen“ durch folgenden Schluß ersetzen: Alle Verbildlichung geht nur auf Grund sexueller Einflüsse vor sich. In allen Symbolen kommt das Moment der Verbildlichung vor; ergo ist an allen Symbolen die Sexualität beteiligt. Das wäre einwandfrei. Nun ist aber die Propositio major weit davon entfernt, erwiesen zu sein; ja, es scheint,

[1]) A. a. O., S. 616 ff.

daß auch hier wieder eine vollständige (oder doch sehr ausgiebige) Induktion verlangt werden müßte, solange kein einleuchtender kausaler Zusammenhang zwischen Verbildlichung überhaupt und den Einflüssen der Sexualität herausgefunden ist. Daß die Annahme eines solchen durchaus nicht nötig ist, wird die spätere Betrachtung in Verbindung mit den hypnagogisch auftretenden „autosymbolischen Phänomenen" zeigen, wovon eine Anzahl Beispiele geliefert werden sollen. Bei diesen relativ einfachen Phänomenen, die ihre Erklärung sozusagen in sich tragen, wäre das künstliche Aufsuchen von sexuellen Verbindungen der Theorie zuliebe eine bloße Komplikation, die die Entstehung der Phänomene nicht um ein Haar besser erklären würde als die unten mitgeteilte Insuffizienztheorie, die schon in einer kleinen Arbeit speziell über die hypnagogischen Halluzinationserscheinungen („autosymbolische Phänomene") vorbereitet wurde[1]).

Wir kehren nun wieder zurück zur Frage der mehrfachen Determination des Symbols. Selbst bei jenen Symbolen, die bei den unten beschriebenen autosymbolischen Halluzinationserscheinungen entstehen und nur wenig „Vieldeutigkeit" aufweisen, weil sie sich sehr eng an das veranlassende psychische Erlebnis klammern, sogar bei diesen Symbolen zeigt sich eine mehrfache Determiniertheit; die Fäden der Bedeutsamkeit, die von ihm ausgehen, mögen an ganz benachbarten Stellen ihre Anknüpfung haben. Dadurch wird die symbolische Beziehung (zwischen Symbol und Gegenstand oder sagen wir vorsichtshalber: Hauptgegenstand) enger, auffallender und bestimmter.

Den Charakter der mehrfachen Determiniertheit hat sehr hübsch Camilla Lucerna am Symbol hervorgehoben[2]). Sie zergliedert Goethes „Märchen" (das in den Gesamtausgaben am Schlusse der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" steht) nach Art der Psychanalytiker in seine Bestandteile, deren Wurzeln sie am Faden von Assoziationen nachgeht. Sie erkennt in den Hauptgestalten der Dichtung (auf die ich gelegentlich zurückkommen werde) Symbole, von denen sie zeigt, daß sie als Knotenpunkte von Assoziationsketten aufgefaßt werden müssen. Man hat die verschiedensten Deutungen der Figuren im Goetheschen Märchen versucht. Einer fand Beziehungen zu politischen Dingen der damaligen Zeit, ein anderer fand Ethisches, ein dritter Kosmologisches usf.) Camilla Lucerna dürfte die Sache vermutlich ins rechte Licht gerückt haben, wenn sie allen ein wenig recht gibt und nur die einseitige Interpretation verurteilt. Sowohl die politischen als die naturphilosophischen als die künstlerischen als die naturwissenschaftlichen usw. Verhältnisse partizipieren

[1]) „Bericht über eine Methode, gewisse symbolische Halluzinationserscheinungen hervorzurufen und zu beobachten." Jahrb. f. psychoan. u. psychop. Forschgn. 1909, S. 513 ff.

[2]) In ihrem für Psychanalytiker sehr lesenswerten Buche: „Das Märchen". Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk. Leipzig 1910 (F. Eckardt).

sozusagen an den Ideen, die sich in den Symbolen bildmäßig spiegeln; alle die Deutungen sind zulässig, denn sie alle haben sich zu diesen Symbolen in der dichterischen Phantasie verdichtet. „Zergliedert man die Goethesche Dichtung nicht mit dem Verstande, d. h. sucht man ihr nicht mit den Hebeln und Schrauben landläufiger Begriffe beizukommen, sondern schaut, wie die seligen Knaben aus Pater Seraphicus, durch des Dichters eigene Augen, dann löst das bewegliche Bild sich auf in Bezüge (Beziehungen). Wir sehen nach und nach alles, was typisch für Goethes Denkweise ist. Es ist ein An- und Abklingen bei der Berührung durch die in wunderlichen Bahnen kreisende Phantasie, und doch wird daraus die geschlossenste Komposition, das vollkommenste Gefüge."

Man hat, wie erwähnt, das „Märchen" u. a. auf damalige politische und soziale Vorgänge gedeutet. „Daß derlei Zeiterscheinungen an der Märchenwelt Goethes mitgebaut haben, ist gar sehr wahrscheinlich. Trotzdem sind die Irrlichter[1]) nicht (wie man zu deuten versuchte) französische Emigranten, und ihr Gold ist nicht französisches Geld, und der Zusammengesetzte[1]) ist nicht das Deutsche Reich. Man wird nur daran erinnert. Und nicht nur an politische, ökonomische, sozialphilosophische Wirren. Illuminaten zogen damals umher, französisch Illuminés, manche reisten paarweise (also zwei wandernde Leuchten gleich den zwei Irrlichtern des „Märchens"), manche von ihnen befaßten sich mit der Goldmacherkunst" (im „Märchen" fällt gemünztes Gold zur Erde, wenn sich die Irrlichter schütteln). Diese Beziehungen zu diversen Zeiterscheinungen sagen aber lange nicht alles. Von den philosophischen Ideen, wohin die Irrlichter und ihr Benehmen im Märchen führen, seien drei erwähnt. Die eine ist die Idee der Naturbeschränkung. „Daß die irrenden Kräfte sich leiten und einfangen lassen zum Dienste des Ganzen, ist eine zweite (Idee), die der kulturellen Organisation. Daß es nur darauf ankommt, diese Kräfte ihrer Eigentümlichkeit nach zu erkennen und zu verwenden und daß die Verbindung von Erkennen und Lenken dazu gehört, ist eine dritte."

Es ist überraschend, nach wie vielen Seiten sich da mit guter Berechtigung Gedankenfäden weiter verfolgen lassen und Material auffinden helfen, aus dem vermutlich das „Typische" zur Nahrung des Symbols gewonnen wurde. Daß diese Auffassung dem Geiste, in dem sich die Symbole bildeten, nämlich Goethes Geist, durchaus nicht zuwider ist, erweist Camilla Lucerna aus den Aussprüchen des Dichters selbst. Daß ein einfaches Einsetzen eines Begriffes für ein diesen auf Grund oberflächlicher Verbindung vertretendes Bild (Allegorie) hier nicht angängig ist, geht einerseits aus den Ansichten Goethes über das Symbol und das „Typische ", anderseits aus seiner Absicht hervor, gelegentlich auch ein anderes Märchen zu schreiben, das „gerade umgekehrt ganz allegorisch werden solle". Goethe war sich wohl bewußt, im „Märchen" nicht nur an menschliche Tätigkeiten, sondern auch an Naturerscheinungen aller Art zu „erinnern". Die meisten Ausleger haben an die Verzweigtheit der Symbolbeziehungen nicht gedacht; sie verfielen in den Begriffseintausch,

[1]) Figuren, die in Goethes Märchen vorkommen.

statt sich an die Assoziationen zu halten. Gleichsetzungen wie: „Riese" = das revolutionäre Frankreich, oder „Lilie" = Poesie, oder „Lilie" = Ideal, oder „Irrlichter" = französische Emigranten sind ihrer Einseitigkeit wegen unstatthaft. Indem die Verfasserin dies begreiflich macht, bricht sie in logischer Beziehung eine Lanze für den Begriff des Typus, in psychologischer aber für die mehrfache Determiniertheit des Symbols, mit der wir uns eben beschäftigen.

Große Aufmerksamkeit verdient eine weitere charakteristische Erscheinung bei der Symbolbildung: die, daß der Prozeß zur Anschaulichkeit tendiert. Der symbolische Ersatz einer psychologischen Wesenheit oder eines Gewebes solcher Wesenheiten geht so vor sich, daß das Resultat etwas Sinnfälliges ist, während die dem Symbole zugrunde liegenden Wesenheiten verhältnismäßig abstrakter beziehungsweise weniger anschaulich zu sein pflegen, auch wenn man sie zum Bewußtsein bringt. Man kann also von einer Richtung des Symbolisierungsprozesses sprechen und wird so, für die Individualpsychologie wenigstens, zu dem Freudschen Begriffe der „Regression" geführt. „Was im halluzinatorischen Traum so vor sich geht," sagt Freud[1]), „können wir nicht anders beschreiben, als indem wir sagen: die Erregung nimmt einen rückläufigen Weg. Anstatt gegen das motorische Ende des psychischen Apparates pflanzt sie sich gegen das sensible fort und langt schließlich beim Systeme der Wahrnehmungen an. Heißen wir die Richtung, nach welcher sich der psychische Vorgang aus dem Unbewußten im Wachen fortsetzt, die progrediente, so dürfen wir vom Traume sagen, er habe regredienten Charakter." Sofern man sich an der allgemeinsten Bedeutung des Begriffs „Regression" genügen läßt, können wir auch für unsere Zwecke bei diesem Ausdrucke bleiben. Er wird alsbald eine Unterstützung von der entwicklungsgeschichtlichen Seite her erfahren.

Vergessen wir nicht, daß es zwei Zugänge zum Symbol gibt. Den einen finden wir im Traum, in der Neurose, in den autosymbolischen Halluzinationen usw. Hier stellt sich mir das Symbol als ein Ersatz ein für etwas, das ich unter normalen Umständen klar erfassen, denken, fühlen könnte. Ein Gedanke, den ich am Tage und bei psychischer Intaktheit in voller Klarheit haben konnte, stellt sich mir im Traum usw. bloß symbolisch dar. Das Symbol tritt in diesen Fällen auf, wenn ich des ihm zugrunde liegenden Gedankens nicht mehr Herr bin. Betrachten wir anderseits die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Wissens, denken wir daran, wie sich Generation auf Generation durch

[1]) „Traumdeutung", S. 319.

ganze Reihen von Bildern und Mythologien zum Lichte der Erkenntnis durchringt, so erblicken wir das Symbol als den jeweiligen Ersatz solcher Gedanken, deren die Menschheit noch nicht Herr ist. Betrachtet man die im Symbol dargestellte Idee oder Ideengruppe (mehrfache Determination) als unverrückbaren Orientierungspunkt, so wird der der Symbolbildung günstige Zustand ebensowohl gelegentlich der Annäherung an jenes Ziel als gelegentlich der Entfernung von ihm erreicht. Das Übersehen der ersteren Möglichkeit erzeugte im Verein mit anderen Faktoren seltsame Irrtümer auf kulturhistorischen Gebieten, das Außerachtlassen der zweiten bedeutete eine Entwicklungshemmung für die Psychologie und Psychopathologie.

Was hier von der Entwicklungstendenz in völkerpsychologischer Perspektive gesagt wurde, bezieht sich natürlich auch aufs Individuum. Ist doch das Volk aus den einzelnen zusammengesetzt. „Die Philosophie der ältesten[1]) Welt geht nirgends auf bestimmte Begriffe und Grundsätze zurück," sagt Schelling; „dunkel[1]) nur wirken in ihr die Gesetze des Verstandes und der Vernunft, und wenn es hoch kommt, sind es nur ahnungsvolle Blicke, die sie ins Heiligtum der Wahrheit wirft. Die Einbildungskraft vorzüglich ist es, unter deren Leitung sie sich ein eigentümliches Reich der Dichtung verschafft, unter deren Leitung sie auch in das Gebiet des Übersinnlichen hinüberschwärmt[2])." Diese Betrachtung hat ihre Gültigkeit, ob wir nun das Volk als Gesamtorganismus oder ob wir die Individuen ins Auge fassen. „Wenn wir ... den Geist der ältesten Welt überhaupt kennen, so werden wir es ganz natürlich finden, daß selbst diejenigen, die zuerst über höhere Gegenstände nachzudenken anfingen, nicht nur etwa zum Behufe für ein sinnliches Volk, sondern auch zu ihrem eigenen Behufe das Gewand der Geschichte[3]) für ihre Philosopheme wählten, daß sie selbst hierzu ihr Mangel an vollkommen entwickelten Begriffen, an festen Grundsätzen, an Zeichen abstrakter Vorstellungen nötigte, daß sie selbst gezwungen waren, das Dunkle ihrer Vorstellungen, das Geheime ihrer Ahnungen durch das Licht einer sinnlichen Darstellung aufzuhellen ... Wenn also z. B. ein denkender Weiser, den die Last des Lebens drückte und der, in kummervollen Zweifeln über menschliches Schicksal vertieft, im Innersten der Seele wohl fühlte, wo das Elend,

[1]) Das ist relativ zu nehmen.

[2]) F. W. J. v. Schelling, „Über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt", II. Im I. Bd. der Cottaschen Gesamtausgabe, S. 72.

[3]) Also das bildmäßige Mythengewand.

unter dem die Menschheit seufzt, herstammt, den Ursprung dieses Elends erklären wollte: konnte er, der zwar diesen Ursprung in einer lichten Stunde vielleicht lebhaft genug ahnte, aber nicht nach deutlichen Begriffen erkannte, den Satz, daß das Elend der Menschen vorzüglich von ihrer Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, von ihrer beständigen Begierde nach immer höherer Glückseligkeit, höherer Erkenntnis, höherer Freiheit herstamme, ohne weiteres ganz abstrakt sich denken und ganz abstrakt ihn darstellen? Mußte er nicht vielmehr, um doch seinem Bedürfnisse, über den Ursprung des menschlichen Elends nachzudenken, einige Genüge zu tun, vorerst seine eigenen Gefühle, seine eigenen Ahnungen aufzuhellen suchen und wie konnte er dies anders, als wenn er sich gleichsam seine eigene Geschichte[1]) erzählte?"

Ein Philosoph, bei dem die mythische Einkleidung der Gedanken in großartiger Form auftritt, ist Platon. Man wandelt mit ihm, wie Schelling[2]) sich ausdrückt, „in einem gewissen Helldunkel, voll hoher Ahnungen der Wahrheit; oft beruhen bei ihm selbst seine erhabensten Begriffe mehr auf ahnendem Gefühle als auf klarer Erkenntnis". Schelling[3]) unterscheidet übrigens zwischen zwei Fällen: entweder wird die Wahrheit, die durch den Mythos versinnlicht werden soll, „selbst unmittelbar dargestellt, nur unter historischen Bestimmungen, die jene der Sinnlichkeit näherbringen . . . oder wird die zu versinnlichende Wahrheit . . . nur mittelbar, an einem einzelnen Faktum dargestellt[4]). Der erstere Fall trifft z. B. in der mythischen Darstellung der Natur der Seele ein, die Platon in seinem Phädrus vorgetragen hat. Hier wird seine Lehre von Sittlichkeit und Unsittlichkeit, von den angeborenen Ideen einer übersinnlichen Welt, von Vernunft und Sinnlichkeit und dem Widerstreit beider, von den Fortschritten, die die

[1]) Die Erkenntnis vom Ursprung des Übels kleidet sich ihm in ein mythisches Gewand. Das zum Beispiel genommene Problem führt, da es seelische Dinge behandelt, zu einer „Projektion nach außen" (Freud) und zu einer Symbolik funktionaler Kategorie (wovon später die Rede sein wird). — Die zitierte Stelle befindet sich a. a. O., S. 68 ff.

[2]) A. a. O., S. 69.

[3]) A. a. O., S. 81.

[4]) Freud, „Traumdeutung", S. 320: „... Wir heißen es Regression, wenn sich im Traume die Vorstellung in das sinnliche Bild rückverwandelt, aus dem sie irgend einmal hervorgegangen ist." Also auch hier der einzelne historische Fall als Repräsentant der Idee. Abermals bewährt sich die von Abraham und Riklin durchgeführte Parallele Traum-Mythos.

Seele im intelligibeln Reiche machen kann, einerseits und den verschiedenen Stufen der Entfernung von demselben anderseits unmittelbar, aber geschichtähnlich, unter der Form der Zeit und des Raumes dargestellt. Der andere Fall trifft z. B. bei Hesiods Mythus von der Pandora ein. Hier wird die Begierde des Menschen nach höherer Würde als eine hauptsächliche Ursache des menschlichen Elends an dem einzelnen Begriffe des Eigentums . . . dargestellt." Prometheus, der das Geschlecht, das er gebildet hatte, zu gottähnlicher Vollkommenheit erheben wollte, duldet symbolisch „alle die Leiden, die sein Geschlecht dulden mußte, als es der Begierde nach immer höherer Freiheit und Erkenntnis in seinem Busen Raum gegeben hatte . . . Der Geier, der an seiner Leber nagt, ist das Bild ewiger Unruhe und rastloser Begierde nach höheren Dingen, die die Sterblichen peinigt[1])".

Bleibt schon der Philosoph, der sich aus der Dunkelheit des Nichtwissens zum Lichte der Wahrheit durchringen will, in Symbolen stecken, so wird dies um so mehr mit dem Dichter geschehen, der sich gerade dort heimisch fühlt, wo die Symbole wachsen. Daß er auf seinen Spaziergängen in jenem Reich, ohne zu suchen, so manche bildliche Erkenntnis findet, ist nichts Seltenes. Er pflückt die Pflanze, ohne ihren Namen zu kennen, und reicht sie uns, zu unserer Freude. Viel später einmal kommt ein Botaniker und findet heraus, was das eigentlich für eine Pflanze ist. Was vorher um der Schönheit willen da war, jetzt entpuppt es sich als ein Mittel zur Erkenntnis. Die Interpretation hat den Inhalt des Symbols, das der Dichter bloß ahnend aufgriff, in abstrakter Form erkannt, enthüllt. Der Dichter gleicht in dieser Beziehung den Seherinnen antiker Heiligtümer, die, von narkotischen Dämpfen exaltiert, ohne deutliches Bewußtsein in bedeutungsschwangeren Bildern delirierten und deren Reden dann von dem kühlen Verstand der Priester in die exaktere Sprache der Begriffe umgesetzt wurden. Die Pythien und Sibyllen hätten schwerlich ihr eigenes Gestammel auszudeuten vermocht. Die dichterische Begeisterung ist aber der seherischen verwandt. Bei Platon heißts im „Phaidros": „. . . Die dritte Art von Begeisterung und Wahnsinn ist die von den Musen," nachdem kurz vorher als erste Wahnsinns- (Verzückungs-) Form die Weissagekunst angeführt worden[2]).

---

[1]) Symbolik funktionaler Kategorie.

[2]) Vgl. die auf das gleiche Thema bezüglichen Stellen meiner im vorliegenden Jahrbuch abgedruckten Arbeit über „Die Symbolik des Erwachens und Schwellensymbolik überhaupt".

Betrachten wir das Zustandekommen des Symbols auf der Linie der Evolution, so sehen wir es entstehen, wenn der Mensch geistig nach etwas greift, was seiner Fassungskraft noch zu ferne ist. Umgekehrt kann das Symbol auch entstehen, wenn seine ehemals höhere Fassungskraft abgenommen hat (z. B. im Traum und bei geistiger Störung). In beiden Fällen gleitet er beim Versuch, die (dem Symbole zugrunde liegende) Idee zu erhaschen, gleichsam ab und verfällt in eine niedrigere als die von der Evolution angestrebte Auffassung. Das Symbol ist ihm, wie wir schon wissen, nicht Symbol; es wird es erst, wenn er sich über die momentane Geistesverfassung hinausgearbeitet hat. In beiden Fällen muß ihm die Symbolbildung als ein Zurückgeworfenwerden von der Idee, als eine Regression auf eine minderwertige frühere Geistesstufe erscheinen. Die Traum- und Neurosenregression ist zudem ein Regreß nicht bloß auf die unentwickelte Zeit der eigenen Kindheit, sondern wohl auch der analogen Menschheitsperiode[1]).

Wir haben uns unvermerkt bereits jener Betrachtungsart genähert, die in dem zutage geförderten Material die „Bedingungen" und „Ursachen" eines Vorganges zu sehen sich bestrebt. Es ist wohl ohne weiteres klar, daß man das beste Material für diese Betrachtungsweise dann gewinnt, wenn man imstande ist, das Phänomen, um das es sich handelt, so sehr wie möglich von allem Beiwerke zu befreien, um es in größter Reinheit vor sich zu haben. Nun finden wir das Phänomen der Symbolbildung, wo es am Individuum vorkommt (und in der völkerpsychologischen Perspektive mindestens ebenso) von den verschiedensten anderen Dingen umgeben und in der mannigfaltigsten Art „verwendet", so wie eine Druckerpresse einmal zur Herstellung von politischen Flugschriften, ein andermal zum Drucke von poetischen Werken, von wissenschaftlichen Abhandlungen usw. benutzt wird.

Zur größten Reinheit ausgebildet und vom Beiwerk isoliert ist meines Erachtens der Verbildlichungsvorgang, dessen Ergebnis die Symbole sind, in denjenigen halluzinatorischen Phänomenen, die ich in dem oben erwähnten Berichte (dieses Jahrbuch, 1909, S. 513 ff.) zum ersten Male beschrieb und von denen ich heute eine Anzahl weiterer Beispiele bringen werde. Mit ziemlicher Reinheit setzt sich in diesen, zum Teil gewollt hervorgerufenen hypnagogischen (und einigen hypno-

[1]) Vgl. die prinzipiell ähnliche Auffassung bei Freud (Traumdeutung) und P. Janet (Les Névroses): Das Surrogat für eine ausbleibende angepaßte Reaktion ist eine niedrigere, respektive ältere Funktionsweise. (Anm. d. Red.)

pompischen) Halluzinationen der Gedankeninhalt oder auch der jeweilige psychisch-funktionelle (und in geringerem Grade auch der somatische) Zustand in Bildern durch, die nicht nur unverkennbar den Stempel ihres Ursprungs tragen, sondern bei deren Auftreten man ein gewisses unbeschreibliches überzeugendes Gefühl hat, daß nichts weiter vorgegangen sei, als eine Umsetzung des betreffenden Gedankens, Gefühles usw. in ein anschauliches Symbol.

Ich sprach in dem damaligen Berichte die Ansicht aus, diese Umsetzung sei ein Ermüdungsphänomen. Zum Zustandekommen der Phänomene erwiesen sich nämlich in der Praxis zwei Momente als notwendig: die Schlaftrunkenheit einerseits und ein dagegen wirkendes Moment anderseits, welches in einem festen Willen zum Nachdenken oder in Leibreizen o. dgl. liegen kann. Später[1]) verallgemeinerte ich diese Auffassung[2]) der Bedingungen für die Symbolbildung, indem ich die „Regression" dann eintreten ließ, „wann ein Gedanke oder eine Idee für den momentanen Zustand des Bewußtseins zu schwierig ist". Dann vollzieht sich, nach dieser Auffassung, die Vertretung durch ein Bild. Diese Interpretation des Symbolisierungsphänomens verträgt sich recht gut auch mit dem völkerpsychologischen Auftreten desselben. Allein der Begriff des „Schwierigen" trifft vielleicht nicht so ganz das, was er treffen soll; oder er gibt zu wenig Aufschluß. Sofern die Regression als ein Übergang vom apperzeptiven zum assoziativen Gedankenverlauf in Betracht kommt, unabhängig von anderen Dingen, mag dieses „schwierig" ohne weiteren Beisatz gelten. Es gibt indes besonders bei den Neurosen und schließlich fast überall, wo ein Affekt ins Spiel kommt, viele Fälle, wo wir in dieser Bestimmung eine Lücke finden müssen. Bevor wir nun darangehen, diese Lücke auszufüllen, wollen wir einiger den Gegenstand betreffender theoretischer Ausführungen namhafter psychopathologischer Autoren gedenken, die mit meiner aus Beobachtungen von Halluzinationen und Träumen gezogener Meinung ziemlich übereinstimmen.

Noch wäre vorher (um die „Schwierigkeits"-Auffassung plausibel zu machen) das bildmäßige Denken und der assoziative Gedankenverlauf als das Leichtere gegenüber dem apperzeptiven Denken darzustellen; als eine solche Denkmethode also, bei der die verminderte Denkenergie (Ermüdung, kann aber auch durch andersartigen Energieentzug ersetzt

[1]) „Jahrbuch" 1910, S. 605 ff.

[2]) Obgleich sie für die autosymbolischen Halluzinationen in dieser Form bestehen bleibt.

werden) die ihr zugemutete Aufgabe leichter, wenn auch primitiver erledigt, und die sie daher dann einschlägt, wenn sie die normale nicht bewältigen kann. Hinweise auf die alltägliche Erfahrung dürften hier genügen. Sind wir denkfaul, so geben wir uns gerne Träumereien hin. Und wenn wir müde und unlustig zum Denken, durch allerlei Störungen abgelenkt, im Kaffeehause illustrierte Blätter durchfliegen, so sehen wir uns recht gerne „gedankenlos" die Bilder an, werden aber nicht so leicht den Entschluß aufbringen, die Texte zu lesen. Wir ziehen in solchen Augenblicken (und viele Menschen tun es immer) das Bildmäßige dem Abstrakten vor. Es kostet weniger Anstrengung.

Ganz hübsch stimmt mit diesen Anschauungen das „Prinzip der trägen Vernunft" überein, welches Schelling[1]) bei der Entstehung der Mythen teilnehmen läßt. Er macht es allerdings nicht für deren Bildlichkeit, sondern für die Transszendenz ihrer Gestalten und Vorgänge verantwortlich, was freilich beinahe auf eins hinauskommt. Denn die Bildlichkeit führt eben mangels einer Heimat in der realen Wirklichkeit ins Unsichtbare und Überirdische.

Madeleine Pelletier sagt: „Il est à remarquer que le symbole joue un très grand rôle dans les divagations des aliénés; chez les persécutés, les débiles, on le recontre à chaque pas; cela est dû à ce que le symbole est une forme très inférieure de la pensée. On pourrait définir le symbole la perception fausse d'un rapport d'identité ou d'analogie très grande entre deux objets qui ne presentent en réalité qu'une analogie vague[2])".

An diese Stelle bei Pelletier knüpft C. G. Jung die Bemerkung[3]): „Daraus geht hervor, daß Pelletier die katatonen Symbole zu der gestörten Aufmerksamkeit in Beziehung bringt. Unterstützt wird diese Annahme auch entschieden durch den Umstand, daß das Symbol eine gewöhnliche und längst bekannte Erscheinung bei Träumerei und Traum ist." Jung ist vorsichtiger als Pelletier und setzt wohlweislich vor das Wort „Symbole" die Bestimmung „katatone". Für das Symbol überhaupt wäre die obige Charakterisierungsformel kaum passend. Nur unter gewissen Umständen, aus bestimmten Gründen, wird ein dem Gegenstand inadäquates Bild gewählt, wie es

[1]) A. a. O., S. 76.

[2]) M. Pelletier, „L'Association des Idées dans la Manie aiguë et dans la Débilité mentale." Thèse de Paris 1903, p. 129.

[3]) Dr. C. G. Jung, „Über die Psychologie der Dementia praecox". Halle a. d. S. 1907 (Carl Marhold), S. 15.

Pelletier haben will. Wir werden auf diese Erscheinung zurückkommen. Denn nicht immer genügt das Überwiegen der Assoziationsgesetze, um die Inadäquatheit des Symbols zu erklären. Es genügt z. B. beim Traume durchaus nicht, von einer „apperzeptiven Schwäche" zu sprechen, um die Bildungen desselben zu erklären. Freilich spielt die apperzeptive Schwäche eine Rolle; sie läßt begreifen, daß ein Symbol entstand, aber sie erklärt in den meisten Fällen nicht, warum gerade dieses und nicht ein anderes Symbol. Hinter diesem ganzen Getriebe im Traum stecken eben gewisse richtunggebende Tendenzen, die wir erst dank den Forschungen von Freud erkannt haben.

Wichtig für die kausale Deutung unseres Materials sind einige Stellen in Jungs oben erwähntem Werke. Gelegentlich einer Traumanalyse bemerkt er (S. 72) die charakteristischen Züge des mythologischen Denkens. Dann sagt er:

„Ich will nur hervorheben, daß die Vieldeutigkeit der einzelnen Traumbilder („Überdeterminierung" Freuds) mit ein Zeichen ist für die Undeutlichkeit und Unbestimmtheit des Traumdenkens. Die Bilder des Traumes gehören sowohl dem einen wie dem andern Komplexe[1]) des Wachlebens an, obschon beide Komplexe im Wachzustand scharf getrennt sind. Wegen der im Traum herrschenden mangelhaften Unterschiedsempfindlichkeit können die beiden Komplexinhalte wenigstens in symbolischer Form ineinanderfließen . . .

„Aus Versuchen . . . scheint auch hervorzugehen, daß eine willkürliche motorische Tätigkeit durch eine gleichzeitig bestehende automatische Tätigkeit (Atmung) nachweisbar beeinflußt wird. Komplexe sind nach allem, was wir von ihnen wissen, dauernde automatische Erregungen respektive Tätigkeiten; ebenso wie er die bewußte Tätigkeit beeinflußt, so wirkt auch ein Komplex gestaltend auf den andern ein, so daß jeder Elemente des andern enthält, was man psychologisch als Zusammenschmelzung bezeichnen kann. Freud nennt dies von einem etwas andern Standpunkt aus „Überdeterminierung".

Wir hätten also hier eine ursächliche Erklärung für die in Symbolen auftretende Verdichtung. Jung fährt fort, indem er die oberflächlich-assoziativen Verbindungen des Traumdenkens unter vergleichsweiser Heranziehung des Assoziationsexperimentes[2]) zu beleuchten sucht[3]). Die flachen Assoziationen des Traumdenkens gleichen denen des Ablenkungsexperimentes. Dieses stützt „die Vermutung, daß das Denken im Zustande

[1]) Ich setze die in psychanalytischen Kreisen gangbare Lehre von den Komplexen als bekannt voraus. Ebenso die Begriffe der Dissoziation, der Verdrängung usw.

[2]) Näheres hierüber in den von C. G. Jung herausgegebenen „Diagnostischen Assoziationsstudien", Leipzig (J. A. Barth).

[3]) A. a. O., S. 72 ff.

herabgesetzter Aufmerksamkeit nach ganz oberflächlichen Verbindungen abläuft. Der Zustand herabgesetzter Aufmerksamkeit drückt sich aus in einer verminderten Deutlichkeit der Vorstellungen. Sind die Vorstellungen undeutlich, so sind auch ihre Unterschiede undeutlich: unsere Empfindlichkeit für Unterschiede der Vorstellungen ist dann natürlich auch weg, denn sie ist nur eine Funktion der Aufmerksamkeit oder der Deutlichkeit. Nichts hindert darum die Verwechslung verschiedener (sonst getrennter) Vorstellungen („psychischer Moleküle") miteinander". Daher die „mittelbaren" Assoziationen beim Ablenkungsexperiment. „Wir können die äußere Ablenkung bei unserem Experimente leicht ersetzt denken durch einen Komplex, der neben der Tätigkeit des Ichkomplexes seine autonome Wirksamkeit entfaltet . . ."

Ich mache wegen meiner späteren Bemerkungen auf diesen letzten und die nun folgenden Sätze besonders aufmerksam. Die spationierten Stellen sind von mir hervorgehoben.

„Wenn der Komplex erregt wird, so wird[1]) die bewußte Assoziation gestört und oberflächlich durch Abfluß der Aufmerksamkeit (respektive Hemmung der Aufmerksamkeit) auf den a parte bestehenden Komplex. Bei der normalen Tätigkeit des Ichkomplexes müssen andere Komplexe gehemmt sein, sonst ist die bewußte Funktion des gerichteten Assoziierens unmöglich. Wir sehen daher, daß der Komplex sich nur mittelbar bemerkbar machen kann durch undeutliche Symptomassoziationen (-handlungen), welche alle einen mehr oder weniger symbolischen Charakter zeigen . . . Die vom Komplex ausgehenden Wirkungen müssen in der Norm schwach und undeutlich sein, weil ihnen die volle Aufmerksamkeitsbesetzung fehlt, die ja durch den Ichkomplex in Anspruch genommen ist . . . Aus diesem Grunde kann der autonome Komplex nur oberflächlich, undeutlich, d. h. symbolisch denken und ebenso müssen auch die Endglieder (Automatismen, Konstellationen) beschaffen sein, die er in die Tätigkeit des Ichkomplexes, in das Bewußtsein hineinschickt."

Im Schlafe ist die Herrschaft des Ichkomplexes durch die schwächere Hand des Imperativs „Du willst schlafen, du willst dich durch nichts stören lassen" ersetzt. „Doch es gelingt den Komplexen fast ebenso wie im Geräusch des Tages und des tagwachen Lebens von Zeit zu Zeit, ihre blassen, anscheinend sinnlosen Nebenassoziationen dem Schlaf-Ich vorzuführen. Die Komplexgedanken selber können nicht kommen, denn gegen sie hauptsächlich richtet sich die Hemmung der Schlafsuggestion . . .Unterdrückung der Komplexe heißt aber nichts anderes als Entzug der Aufmerksamkeitsbesetzung, id est, der Deutlichkeit. Die Komplexe sind also in ihrem Denken auf einen geringen Bruchteil von Deutlichkeit angewiesen, weshalb sie sich nur in ganz vagen und symbolischen Ausdrücken bewegen können und weshalb sie sich auch wegen mangelnden Unterschiedes vermischen. Eine eigentliche Zensur für Traumgedanken (im Sinne Freuds)

[1]) Beim Assoziationsexperiment.

brauchen wir nicht anzunehmen. Die Hemmung, die von der Schlafsuggestion ausgeht, genügt vollkommen zur Erklärung."

Die affektstarken Komplexe sind es, die, wie wir aus den Freudschen Arbeiten wissen, im Traum (und in den neurotischen Symptomen) jenen Zusammenhang herstellen, der durch die bloße „apperzeptive Schwäche" nicht erklärt wäre. Stekel drückt dies bündig aus, wenn er sagt[1]): „Der Traum ist eigentlich ein Spiel von Darstellungen im Dienste der Affekte." In der Tat. Auf Grund des abaissement du niveau mental, der Schwächung der Apperzeption, geht die Verbildlichung vor sich; und sie ist in den Dienst der Affekte gestellt. Um in Dienst gestellt werden zu können, ist eine Beziehung erforderlich. Und diese ist damit gegeben, daß bei der Symbolbildung die Affekte sowohl, was die Materie (den Inhalt) anbelangt als was den Vorgang der Verbildlichung selbst betrifft, mehr oder minder im Spiele sind. Dieses „mehr oder minder" ist dehnbar. Wir werden noch davon hören. Inwiefern der Ichkomplex von anderen Komplexen gestört wird und umgekehrt, haben wir soeben von Jung gehört: es geschieht durch partielle Entziehung der Aufmerksamkeit (durch Entziehung von „psychischer Kraft[2]) in einem Konkurrenzkampf", würde Theodor Lipps in seiner plastischen Weise wohl sagen). Er erreicht jenen der Symbolbildung günstigen Zustand, den wir oben zunächst in der Ermüdung, dann in einer apperzeptiven Schwäche fanden, durch eine Entziehung der Aufmerksamkeit, die von Komplexen ausgeht, die einander gegenseitig stören, gerade so, wie bei dem Halluzinationsexperimente (autosymbolische Erscheinungen) die Schlaftendenz ihren Gegenpart, die Denktendenz (oder was sonst hierfür eingesetzt werden kann) stört.

Ich entferne mich durchaus nicht von der Mehrzahl der Autoren, wenn ich die hauptsächlichste und allgemeinste Bedingung der Symbolbildung, die sowohl den normalen als den krankhaften Phänomenen in der Individual- wie in der Völkerpsychologie gerecht wird, in einer Unzulänglichkeit des Auffassungsvermögens seinem Gegenstande gegenüber oder, wie man auch sagen könnte, in einer apperzeptiven Insuffizienz erblicke. Der Ausdruck „Insuffizienz" betont weit

[1]) Dr. Wilhelm Stekel, „Die Sprache des Traumes". Wiesbaden 1911 (Verlag von J. F. Bergmann), S. 107. An vielen Stellen dieses reichhaltigen Werkes wird die dominierende Rolle der Affekte trefflich aufgezeigt.

[2]) Dasselbe, was wir oben mit „Energie" bezeichneten. (Die Sprache der Psychanalyse verwendet hier den Terminus „libido".)

mehr die Relativität des Auffassungsvermögens seinem Gegenstande gegenüber als es der manchmal gebräuchliche Ausdruck „Schwäche" vermag. Das Verdienst Freuds, Jungs und ihrer Nachfolger liegt nun — was unser Thema angeht — hauptsächlich darin, daß sie einerseits den Einfluß der Affekte beziehungsweise Komplexe auf die Erzielung dieser Insuffizienz angedeutet und daß sie anderseits die Rolle genauer ausgeführt haben, die die Komplexinhalte als Gegenstand der Symbolik abgeben. Dieses beides ist nicht etwa dasselbe. Denn außer dem psychischen Zustande der Insuffizienz, der allgemeinen Bedingung des Auftretens der Verbildlichung, muß auch noch ein Stoff da sein, an dem diese Verbildlichung geübt wird. Ein Symbol ohne einen Stoff (Materie, Gegenstand usw.), worauf es sich bezieht, wäre kein Symbol. Endlich kommt — um auch das gleich zu erwähnen — noch in Betracht, welche Bilder die Symbolik zu ihrem Ausdruck wählt; d. h. wir wollen vom Symbole nicht nur wohl unterscheiden den Gegenstand (Materie usw.), den es ausdrückt, sondern auch die Quellen (Material), woher es seine Bilder oder Bildelemente bezieht. Was das gegenseitige Verhältnis dieser Faktoren zueinander anbelangt, findet sich bei Freud in der „Traumdeutung" eine treffliche Stelle, welche, wie ich glaube, der Aufmerksamkeit vieler Leser entgangen ist. Bevor ich sie zitiere, setze ich noch einen Passus aus Schelling her, weil er zu dem Freudschen in einer gewissen Beziehung steht:

„Die Darstellung irgend einer Wahrheit kann im Munde eines kindischen[1]) Menschen (d. h. des Menschen der Urzeit) nicht abstrakt, nicht bestimmt-philosophisch werden ... Ein Satz, der im Munde eines spätern Philosophen mit wenigen Worten ausgedrückt uns verständlich genug wird, muß, jener Darstellung zufolge, in allen seinen einzelnen Begriffen versinnlicht werden. Oft ist es bei jener Darstellung nicht nur um Bezeichnung der Begriffe zu tun, sie soll, wie die Lehrart des Sokrates, die Begriffe oft erst gleichsam entbinden und ans Licht hervorziehen. Ein Philosoph der ältesten Welt kann auf Ideen geleitet werden, die seiner Seele noch ganz fremd sind, die noch keinen vollständigen Gehalt, noch keinen vollen Sinn und Bedeutung für ihn haben, die er sich nur dadurch eigen machen kann, daß er sie an sinnliche Zeichen, an schon vorher gefaßte sinnliche Begriffe anknüpft[2])."

Bei Freud[3]) heißt es, wo vom „Umgießen des Vorstellungsinhalts

[1]) In diesem Ausdruck steckt auch die für den Psychanalytiker bedeutsame Verwandtschaft zwischen der Kindheit des Einzelmenschen und der Menschheit.

[2]) Schelling, a. a. O., S. 66.

[3]) Traumdeutung, S. 323 f. Die Hervorhebungen sind zum Teil von mir angebracht, um die Beziehung zur Schellingschen Stelle sichtbarer zu machen.

in sinnliche Bilder" die Rede ist: „Wir haben gemeint, diese Regression sei wohl überall, wo sie vorkommt, eine Wirkung des Widerstandes, der sich dem Vordringen des Gedankens zum Bewußtsein auf dem normalen Weg entgegensetzt, sowie der gleichzeitigen Anziehung, welche als sinnesstark vorhandene Erinnerungen auf ihn ausüben. Beim Traume käme vielleicht zur Erleichterung hinzu das Aufhören der progredienten Strömung von den Sinnesorganen, welches Hilfsmoment bei den anderen Formen von Regression durch Verstärkung der anderen Regressionsmotive wettgemacht werden muß. Wir wollen auch nicht vergessen, uns zu merken, daß bei diesen pathologischen Fällen von Regression wie im Traume der Vorgang der Energieübertragung ein anderer sein dürfte als bei den Regressionen des normalen seelischen Lebens, da durch ihn eine volle halluzinatorische Besetzung der Wahrnehmungssysteme ermöglicht wird. Was wir bei der Analyse der Traumarbeit als die „Rücksicht auf Darstellbarkeit" beschrieben haben, dürfte auf die auswählende Anziehung der von den Traumgedanken berührten, visuell erinnerten Szenen zu beziehen sein."

Wichtig ist hierin zunächst der Begriff des „Widerstandes, der sich dem Vordringen des Gedankens zum Bewußtsein auf normalem Wege entgegensetzt". Dieser Widerstand ist die Kehrseite dessen, was wir oben mit „Insuffizienz" bezeichneten. Und was ist der „normale" Weg? Es ist der Weg jener Auffassung des „vordringenden" Gedankens, die dem geistigen Niveau des wachenden, gesunden, heutigen Menschen entspricht: der vollsten diskursiven Bewältigung des Gedankens, die uns geläufig oder möglich ist; einer Bewältigung, die auf alle minderwertigen Auffassungen desselben Gedankens als bloße Vorstufen, als Entgleisungen, als Mythenbildung und, falls das Moment der Bildlichkeit dabei ist, als Symbole herabsieht. Vom „normalen" Gesichtspunkt aus betrachtet, erlebt also der „kindische Mensch" Schellings (aus Gründen mangelhafter apperzeptiver Schulung) Widerstände gegen das „normale" (ihm noch gar nicht bekannte) Insbewußtseintreten der Idee, die ihm bloß vag vorschwebt. Und es findet, vermöge irgend einer (assoziativen) „Anziehung" sinnlicher Elemente aus dem reichen Schatz des (zumeist des visuellen) Erinnerungsmaterials jene Anknüpfung „an sinnliche Zeichen" statt, von der Schelling spricht. Wir haben hier eine vermutungsweise ausgesprochene und nicht von der Hand zu weisende Erklärung desjenigen Vorganges vor uns, der das Herbeischaffen des zur Verbildlichung notwendigen Bildermaterials besorgt.

Einen andern wichtigen Punkt machen die von Freud so genannten „Regressionsmotive" aus. Dieser im Plural gesetzte Begriff will eigentlich soviel besagen, als daß die (zum Übergang

vom apperzeptiven Typus des Gedankenverlaufes zum assoziativen Typus desselben sowie auch insbesondere zu der damit oft, aber freilich nicht immer, Hand in Hand gehenden Verbildlichung und Symbolbildung notwendige) apperzeptive Insuffizienz verschiedenartige Ursachen haben kann. Und damit ist eigentlich der Schlüssel gegeben zur einheitlichen Auffassung aller der Arten von Symbolbildung, die uns begegnen mögen. Denn nicht in dem Vorgange selbst scheinen mir die wesentlichen Unterschiede bei den verschiedenen Symbolphänomenen zu liegen; d. h. wenn sich auch die Symbolphänomene in Arten unterscheiden, so sind die Unterschiede in ihnen sekundäre Erscheinungen, die nicht die Symbolbildung als solche betreffen. Sondern die Unterschiede liegen primär in denjenigen Verhältnissen, welche die apperzeptive Insuffizienz hervorrufen.

Schon oben[1]) erwähnte ich vorgreifend, daß die Abweisung einer solchen Form einer Idee (Gedanke usw.), welche der gegebenen Kapazität des fassenden Geistes inadäquat ist, nicht nur aus rein intellektuellen Gründen, sondern auch aus affektiven Gründen abgewiesen werden kann. Die „Kapazität des fassenden Geistes", wenn wir so sagen wollen, hängt eben nicht bloß von intellektuellen, sondern auch von affektiven Momenten ab; und wie weit jenes „Abweisen" oder Nichtzulassen von Ideen gerade häufig von den Affekten regiert wird, wissen alle, die sich als Psychanalytiker mit Traum- und Neurosenpsychologie praktisch befaßt haben.

Die apperzeptive Möglichkeit der Bewältigung einer Idee im Bewußtsein kann nach dem, was wir uns vor Augen geführt haben, eine Einschränkung oder Störung von zwei Seiten erfahren; die Insuffizienz kann erstens in der mangelhaften Entwicklung (das Kind, individuell und völkerpsychologisch) oder in einer vorübergehenden Schwächung (Schlaf usw.) der apperzeptiven Fähigkeit durch allgemeine Herabsetzung der Denkenergie verursacht werden; und sie kann zweitens durch ein Eingreifen von Affekten entstehen, welche entweder durch einen Lust- oder Unlustmechanismus das „Vordringen" der Idee erschweren[2]) oder aber die Aufmerksamkeitsfunktion eines

[1]) S. 662.

[2]) Durch dieses „Erschweren" wird der Vorstellungsinhalt oder die „Idee" fürs klare Apperzipiertwerden zu schwierig und darin bekommt die Theorie von der „Schwierigkeit" (vgl. oben S. 676), die zuerst mangelhaft erscheinen mußte, einen besseren Sinn.

Zu dem „Erschweren" durch einen Lust-Unlust-Mechanismus können,

Teiles ihrer Energie berauben, indem sie sie für die autonomen Komplexe (vgl. oben Jung) in Anspruch nehmen.

Die Affekte begnügen sich indes nicht damit, die apperzeptive Funktion zu stören. Sie leisten außer diesem negativen Effekt auch eine positive Arbeit, indem sie vermöge der auf sich gelenkten Aufmerksamkeitsenergie die Komplexe, denen sie angehören, geltend zu machen suchen. Diese Funktion kommt allerdings nicht gerade den Affekten als Störungselementen, sondern es kommt dem positiven Faktor bei der Symbolbildung zu. Der positive Faktor aber ist jener Gegenstand (Idee, Gedanke, auch affektbetonter Komplex), der ins Bewußtsein vordringen will oder soll.

Kommt zu der allgemeinen Bedingung (apperzeptive Schwäche) der positive Faktor (der ins Bewußtsein treten sollende Gegenstand, dem gegenüber die „Schwäche" erst zur „Insuffizienz" wird) hinzu, so bildet sich der positive Faktor zum Symbol um. Er verbildlicht sich zu einem Symbol, das sich auf ihn als seine „Bedeutung" bezieht.

Was jene vorhin erwähnten Lust-Unlust-Mechanismen betrifft, die vorbeugend gewisse Vorstellungen oder wenigstens Teile derselben im Keim ersticken, sobald sie auftauchen wollen, ist auf die Tatsachen der Verdrängung sowie auf den Begriff der Zensur zu verweisen. Bleuler, der eine sehr gedankenreiche Kritik und Verteidigung der Freudschen Prinzipien geliefert hat[1]), findet den Begriff der Zensur etwas zu scharf gefaßt. Dieser Begriff „ließe sich wohl ersetzen durch den allgemeineren der Hemmung durch widerstrebende affektive Bedürfnisse". Die Erzeugung der Widerstände ist also sozusagen das Resultat eines Konkurrenzkampfes zwischen mehreren affektiven Momenten, wovon der eine dem andern in den Arm fällt. Der Gegenstand, welcher zu apperzipieren wäre, erfährt hierdurch zwei Veränderungen. Erstens wird er mit einem (oder mehreren!) anderen, nämlich mit seinem Konkurrenten, vermengt. Zweitens erfährt er durch seinen Konkurrenten eine Verfinsterung ; er wollte sozusagen das helle Licht des Bewußtseins auf sich lenken[2]); wurde jedoch durch seine Kon-

---

abgesehen von der ganzen Verdrängungslehre, insbesondere die feinen Überlegungen „Traumdeutung", Abschnitt VII c bis e herangezogen werden.

[1]) Prof. E. Bleuler, „Die Psychanalyse Freuds". Verteidigung und kritische Bemerkungen. Jahrbuch 1910, S. 623 ff.

[2]) „Jeder psychische Vorgang hat die Tendenz der Aneignung der psychischen Kraft auf Kosten aller übrigen". (Theoder Lipps, „Leitfaden der Psychologie" III. Aufl., Leipzig 1909, bei Engelmann, S. 81 u.)

kurrenten davon abgehalten und mußte in einem Dämmerlichte verbleiben; damit ist die apperzeptive Insuffizienz gegeben. Bildlich ausgedrückt: das Auge der Aufmerksamkeit ist zu schwach, um den von der Konkurrenzströmung beschatteten[1]) Gegenstand noch deutlich wahrzunehmen. „Der Konkurrenzaffekt beschattet den Gegenstand" und „der Konkurrenzaffekt zieht einen Teil der Apperzeptionsenergie auf sich, so daß zur klaren Erfassung des Gegenstandes zu wenig übrig bleibt" — das sind natürlich synonyme Sätze.

Für die Wirksamkeit des hemmenden Gegenaffektes geben Träume eine jedermann zugängliche Quelle von Beispielen ab. Als Beispiel flechte ich hier eine von Dr. Ferenczi[2]) mitgeteilte Traumanalyse ein:

„Ich hatte einmal den ganz kurzen Traum einer Dame zu analysieren; sie hatte einem bellenden kleinen weißen Hunde den Hals umgedreht. Sie war höchlichst verwundert, daß sie, die ‚nicht einmal einer Fliege etwas zuleide tun könne', so Grausames träumen konnte: sie erinnerte sich nicht, je dergleichen getan zu haben. Doch gab sie zu, daß sie leidenschaftlich gern koche und manchmal eigenhändig Hühner und Tauben geschlachtet habe. Dann fiel es ihr ein, daß sie den Hals des Hündchens im Traume gerade in der Art umgedreht habe, wie sie es bei den Tauben zu tun pflegte, um dem Tiere weniger Pein zu verursachen. Die darauffolgenden Gedankenverknüpfungen bezogen sich schon auf Bilder und Erzählungen über die Hinrichtung von Menschen, besonders darauf, daß der Henker, wenn er den Strick um den Hals des Verbrechers festgezogen habe, auch noch dessen Hals umdrehe, um den Eintritt des Todes zu beschleunigen. Auf die Frage, wem sie denn jetzt sehr feindlich gesinnt sei, nannte sie eine Schwägerin und war schier unerschöpflich in der Herzählung ihrer schlechten Eigenschaften und der böswilligen Machenschaften, mit denen sie, nachdem sie sich wie eine zahme Taube in die Gunst ihres späteren Gatten eingeschlichen hatte, den früher so schönen Familienfrieden zerstörte. Unlängst spielte sich zwischen ihr und der Patientin eine sehr heftige Szene ab, die damit endete, daß die aufgebrachte Patientin der andern mit den Worten die Tür wies: ‚Entferne dich, einen bissigen Hund kann ich in meiner Wohnung nicht dulden.' Nun war es klar, wer denn eigentlich der kleine weiße Hund war, dem sie im Traume den Hals umdrehte; ist doch die Schwägerin eine kleine Person von auffallend weißer Gesichtsfarbe. Diese kleine Analyse ermöglicht es, den Traum

[1]) Vgl. bei Lipps, a. a. O. (S. 82) das „Gesetz der Konkurrenz aller psychischen Vorgänge mit allen gleichzeitigen um die ihnen gemeinsam zur Verfügung stehende (jeweils begrenzte) psychische Kraft". — „Kraft" ist bei Lipps das, was wir „Energie" zu nennen gewohnt sind.

[2]) In seiner Arbeit „Die psychologische Analyse der Träume" (Psych.-neurol. Wochenschr. 1910, 11—13). Zitiert bei Stekel, a. a. O., S. 127.

bei seiner verschiebenden und dadurch entstellenden Tätigkeit zu beobachten. Zweifellos hat der Traum den Vergleich mit dem bissigen Hund dazu benutzt, an Stelle des eigentlichen Gegenstandes der Hinrichtungsphantasie, nämlich der Schwägerin, einen weißen Hund einzuschmuggeln, ähnlich wie der Engel der biblischen Erzählung dem zum Opfern des Sohnes sich vorbereitenden Abraham im letzten Augenblick ein Lamm zu schlachten gab. Um dies zu erreichen, mußte der Traum Erinnerungsbilder über die Tötung von Tieren so lange anhäufen, bis neben deren verdichteter psychischer Intensität das Bild der gehaßten Person erblaßte und der Schauplatz des offenbaren Traumes in das Tierreich verschoben wurde. Als Verbindungsbrücken der Verschiebung dienten Erinnerungsbilder über menschliche Hinrichtungen."

Gehen wir dem Beispiel mit dem theoretischen Rüstzeug zu Leibe: Wir finden die Grundbedingung zur Erzeugung von Symbolen (nämlich die apperzeptive Insuffizienz) durch zwei Momente hervorgebracht. Erstens eine Herabsetzung der zur Apperzeptionstätigkeit dienlichen Energie auf der ganzen Linie durch den Schlaf. Zweitens eine sozusagen tendenziöse Herabsetzung oder Verfinsterung der zur Apperzeption „vordringenden" Idee durch eine konkurrierende Macht. Das zur Apperzeption „Vordringende" ist natürlich der Rachekomplex, der, wenn alles richtig zuginge, in eine offenkundige Hinrichtungsphantasie mit der Schwägerin als der Delinquentin sich entwickeln würde. „Der Schwägerin soll man den Hals umdrehen" lautet ungefähr der Inhalt des Komplexes, der auf den starken Flügeln seines Affektes ins Licht des Bewußtseins emporgetragen werden soll. Gleichzeitig regen sich jedoch andere Komplexe, deren Affekte durch den Racheaffekt mobilisiert werden und dem Zustandekommen der Rachephantasie entgegenwirken. Es sind dies Komplexe, die man Gesittungskomplexe nennen kann und die mit Affekten, wie: moralische Entrüstung, Furcht, Mitgefühl, belegt sind. Diese dem Racheaffekte gegensinnigen Komplexe wirken als das, was Freud die „Zensur" nennt; die Komplexe in uns, deren Affekte etwa das Gefühl des „Shocking" ausmachen, diese moralische Entrüstung entrüstet wirklich die als „shocking" empfundene Phantasie und drängt sie von jenem Wege ab, den sie nehmen wollte. Sie entzieht ihr Energie. Sowohl wegen der allgemein deprimierten Energieverhältnisse (Schlaf) als wegen des Energieentzuges infolge der Konkurrenz tritt die Neigung auf, vom Diskursiven oder Begrifflichen zum Anschaulichen überzugehen: die Verbildlichung, die Symbolbildung soll eintreten. Die vordringende Idee (die Rachephantasie) sucht sich also auf assoziativem Wege bildliches Material. Bei dieser Anziehung wird sie wahrscheinlich überall

gehindert, wo die Bilder als „shocking" empfunden oder sonstwie auf gegensinnige Affekte stoßen könnten. Die geeignetste Verbildlichung der Idee wäre die menschliche Hinrichtung. Dieses Bild kommt aber offenbar wegen der gegensinnigen Regungen nicht zustande. Die Phantasie wird abgedrängt; es wird ihr ein großes Stück Terrain weggenommen, und sie muß sich daher vom übrigen Terrain das aussuchen, was eben zur Verbildlichung am geeignetsten ist[1]). „Der Schauplatz wurde", wie Ferenczi sich ausdrückt, „in das Tierreich verschoben."

Das Symbol, welches entsteht (Umdrehen des Halses bei einem weißen Hund) ist von der vordringenden Idee selbst gebildet worden; d. h. die Kräfte, die sie mobilisiert hat, haben an den stärksten vorhandenen Assoziationsbändern, die zugelassen wurden, aus irgend welchen Erinnerungselementen Bildmaterial hervorgesucht und zusammengesetzt. Mann kann auch sagen, sie hat sich in dieses Bilderwerk „umgesetzt". Und sie hat das beste Symbol gewählt, das unter den gegebenen erschwerenden Umständen zu haben war. Daß die Traumidee gerade diese Bildelemente gewählt hat, beweist, daß just diese Assoziationsfäden die aktuellsten waren. Somit war das Symbol das momentan Geeignetste. Denn ein Symbol ist dann „geeignet", wenn die von ihm ausgehenden Assoziationen zu jener Idee führen, deren Vertreter das Symbol ist. (Das was man Überdeterminierung nennt, sind zum Teil Parallelfäden[2]) oder ein ganzes Wurzelgeflecht, das in den verschiedenen Elementen und Ausläufern der Hauptidee verankert ist, und zum andern Teil solche Fäden, die zu den konkurrierenden Komplexen führen; das hübscheste Beispiel für die letztere Art der Überdeterminierung sind gewiß die Kompromißbildungen in der Neurose.)

Aus der vermutlichen Art und Weise, wie die Symbolbildung vor sich geht, ist es also erklärlich, warum das Resultat der Verbildlichung als ein richtiges „Symbol", d. h. als ein solches anschauliches Zeichen erscheint, das organisch in seiner Idee wurzelt. Es ist eben von der Lebenskraft dieser Idee selbst geschaffen worden.

Je nachdem, wie die Lebenskraft der Idee sich ins Symbol umsetzen kann, erscheint dieses dem kritischen Betrachter als ein gelungeneres oder minder gelungenes Bild. Da nämlich das sich nach psy-

[1]) Nicht umsonst spricht Freud von der „auswählenden" Anziehung (vgl. oben S. 682).

[2]) Ich erinnere an den von Freud benutzten Begriff der „Kollateralen".

chischen Gesetzen von selbst bildende Symbol zwar das jeweilig beste ist, das im gegebenen Moment die Psyche sich leisten kann, dabei aber doch nur das „jeweilig" beste: deshalb muß es noch lange nicht so gut gelungen sein, um außerhalb der Psyche[1]), in der es entsteht, auch für ein gelungenes Symbol gelten zu können. Wir sagten eingangs, dem Symbole müsse, damit man es als echtes Symbol anerkenne, Notwendigkeit zukommen. Nun, Notwendigkeit kommt dem für die Außenwelt wenig „gelungenen" Symbol des Neurotikers, des Träumers usw. ebensosehr zu wie den philosophisch-religiösen Symbolen, die in tausend und abertausend Seelen gleichsinnig empfunden werden. Man muß aber unterscheiden zwischen zwei Arten der Notwendigkeit: zwischen der des Entstehens und der des Verstehens. Man könnte auch von subjektiver und objektiver Notwendigkeit oder von individueller Geltung und Allgemeingültigkeit des Symbols sprechen. Und wenn diese Unterscheidung getroffen ist (die auch völkerpsychologisch auf Volksstämme als „Individuen" mit Nationaltugenden und -untugenden, individueller Rassenerfahrung usw. angewendet werden kann), so kann man bei allen Symbolen zweierlei Typen unterscheiden.

Der erste Typus des Symbols ist derjenige, welcher entsteht, wenn die Idee unbehindert von störenden Konkurrenzideen (konkurrierenden affektbetonten Komplexen) bloß auf Grund jener „apperzeptiven Insuffizienz" zum Bilde wird, die auf intellektueller Basis entstanden ist.

Der zweite Typus des Symbols ist derjenige, welcher entsteht, wenn die Idee im Konkurrenzkampfe mit anderen Komplexen auf Grund jener „apperzeptiven Insuffizienz" zum Bilde wird, die auf affektiver Basis entstanden ist, wobei gleichzeitig die ins Bewußtsein dringende Idee eine Abdrängung erfährt.

Es muß sogleich angefügt werden, daß wahrscheinlich kaum jemals ein Phänomen aufzuweisen sein wird, das einem dieser zwei Typen rein entspräche, sondern die Praxis wird immer Mischfälle liefern, die den einen oder den andern Typus hervortreten lassen.

Der erste Typus beruht auf einem mehr oder minder gleichmäßig verteilten (relativen) Schwächezustand des Apperzeptionsvermögens, sodaß die Idee, die zum Bewußtsein kommen will, zwar unklar, aber nicht verzerrt auftaucht. Es ist, als ob man einen

[1]) Und außerhalb des momentanen Zustandes der Psyche.

Gegenstand durch einen vollkommen gleichmäßig gewebten Schleier betrachtete.

Der zweite Typus beruht auf einer einseitigen (man kann auch sagen: „tendenziösen") Störung der Apperzeptionstätigkeit, so daß die Idee, die ins Bewußtsein treten will, nicht bloß unklar, sondern außerdem verschoben auftaucht. Es ist, als ob man einen Gegenstand durch einen gefleckten Schleier oder durch optisch verzerrende Gläser betrachtete.

Beiden Typen kommt die subjektive, dem ersten Typus aber vorzugsweise die objektive Notwendigkeit zu. Der erste Typus liefert jene Symbole, die auch nach außen hin als „gelungen" gelten können. Solcher Symbolik des ersten Typus gehört im großen ganzen das an, was man völkerpsychologisch das mythologische Erkennen nennt; obgleich auch dieses mythologische Erkennen nicht frei vom zweiten Typus ist. (Die Stärke des Einschlages vom zweiten Typus wird in der Völkerkunde am besten von Völkern mit anderen Rasseneigenschaften ausgefunden. Denn unter Menschen gleichen Schlages gelten auch dieselben affektiven Störungsgesetze; und im Kreise der Menschen, unter denen die gleichen psychischen Störungsgesetze herrschen, kommt den Störungen selbst eine Allgemeingültigkeit zu, so daß eben die „Störung" das „Normale" ist und gegen die Empfindungsweise des Symbolbetrachters nicht absticht, sondern in ihm sofort auf die verwandte Saite[1]) trifft.)

Dem Typus I der Symbolik kommt folgendes Beispiel ziemlich nahe. Es ist eine hypnagogische Halluzination der „autosymbolischen" Art.

Bedingungen: Ich liege, dem Einschlafen nahe, auf dem Sofa und denke über das Wesen der „transsubjektiv gültigen Urteile" nach.

Szene: Ein mächtiger Kreis (oder eine große durchsichtige Sphäre) schwebt in der Luft und alle Menschen ragen mit ihren Köpfen hinein.

Deutung: Die organischen Beziehungen dieser halluzinatorisch

[1]) Hierher gehört auch etwa das Phänomen der Identifizierung. Freud erörtert sie („Traumdeutung", S. 104) an der bekannten hysterischen Imitation und sagt: „Die psychische Infektion geht etwa auf folgende Weise zu. Die Kranken wissen in der Regel mehr voneinander als der Arzt über jede von ihnen.... Die eine bekommt heute ihren Anfall.... Ihr (sc. der anderen) Mitgefühl wird rege, es vollzieht sich in ihnen folgender, nicht zum Bewußtsein gelangender Schluß: Wenn man von solcher Ursache solche Anfälle haben kann, so kann ich auch solche Anfälle bekommen, denn ich habe dieselben Anlässe.... Die Identifizierung ist also nicht simple Imitation, sondern Aneignung auf Grund des gleichen ätiologischen Anspruches; sie drückt ein „gleichwie" aus und bezieht sich auf ein im Unbewußten verbleibendes Gemeinsames."

gesehenen Szene zu der Idee, die sich in ihr veranschaulicht hat, sind leicht aufzufinden und sind exquisit sachlicher Natur. Die Gültigkeit des transsubjektiven Urteiles betrifft alle Menschen ohne Ausnahme: der Kreis geht durch alle Köpfe. Diese Gültigkeit muß ihren Grund in etwas Gemeinsamem haben: Die Köpfe gehören alle derselben, homogen aussehenden Sphäre an. Nicht alle Urteile sind transsubjektiv: mit den Leibern und Gliedmaßen befinden sich die Menschen außerhalb (unterhalb) der Sphäre und stehen als getrennte Individuen auf der Erde. Die Übereinstimmung liegt in der „transszendentalen Organisation", während die physiche Organisation verschieden ist: Der Gegensatz wird im Symbole billig als jener von Kopf und Leib gefaßt; das Haupt ist der Sitz des Geistes, welcher anschaut und denkt; der Leib ist das „zufällige" Physische.

Das in der Halluzination auftretende Symbol gehört so sehr dem ersten Typus an und ist von solcher objektiver Notwendigkeit (Allgemeingültigkeit oder allgemeiner Brauchbarkeit), daß es ganz gut in einer Abhandlung über Erkenntnistheorie stehen könnte.

Für die Mitwirkung des zweiten Typus im Symbol haben wir an dem von Dr. Ferenczi mitgeteilten Traum schon ein Beispiel, und zwar ein gemäßigtes, denn die durch die Zensur geübte Verschiebung ließ das Bild immer noch recht durchsichtig. Je mehr der zweite Typus durchschlägt, desto mehr entfernt sich das Symbol von der allgemeinen Gültigkeit[1]) und Verständlichkeit; es wird flach, seicht und nähert sich fast schon der früher erwähnten konventionellen oder verwässerten Symbolik, deren Gegenstandsbeziehung auf losen Zusammenhängen beruht.

Es wurde oben gesagt, daß das Denken in Symbolen und der Fortgang vom apperzeptiven zum assoziativen Gedankenverlauf einem Regressus auf eine primitivere Denkweise entspreche. Was die Symbolbildung anbelangt, muß noch dazu gesagt werden, daß sie auf das Anschauen und auf die Gebärden- und Zeichensprache zurückgreift. Das Denken in Begriffen, das Sprechen in Worten wird im Traum, in den Neurosen usw. aufgelöst in ein Anschauen (Halluzination) und in ein Zeichengeben (Symptomhandlungen). Es ist, als ob die ganze apperzeptive Kulturarbeit, die seit der entsprechenden Zeit der Menschheitsentwicklung geleistet (und in Assoziationssystemen magaziniert) worden ist, mit einem Male ganz oder partiell verschwunden wäre.

[1]) Aus der Häufigkeit individuell verschiedener affektiver Störungsmomente sowie aus der trotz aller „Gleichmäßigkeit" des I. Typus doch sehr verschiedenen intellektuell-apperzeptiven Verfassung der Menschen geht hervor, daß man mit der Aufstellung „allgemein gültiger" Traumsymbole äußerst vorsichtig sein muß, wenn auch eine gewisse Berechtigung eines solchen Kodex, wie ihn Abraham, Maeder und Stekel ausarbeiten wollen, zuzugeben ist.

Man mag sich den Fortschritt dieser Entwicklung vom assoziativ-anschaulichen zum apperzeptiv-begrifflichen Denken noch so kontinuierlich vorstellen: irgendwo muß doch eine „Stufe" sich befinden. Denn wohl läßt sich ein kontinuierlicher Übergang vom Assoziativen zum Apperzeptiven ausdenken; aber ein „Übergang" vom Anschaulichen zum Begrifflichen bietet dieselbe Schwierigkeit wie jener von der anschauenden Sinnlichkeit zum diskursiv arbeitenden Verstand. Das Symbol wurzelt in der Sinnlichkeit, und darum ist es unzulänglich, wenn man es bloß als einen Übergang vom apperzeptiven zum assoziativen Gedankenverlauf charakterisieren will. Das Wachdenken und das Traumdenken (und was ihm analog ist) machen eine Dichotomie aus. Und die alte Dichotomie Verstand — Sinnlichkeit scheint daher nicht bloß philosophisch, sondern auch psychologisch nicht der leere Wahn zu sein, als den man sie in moderner Zeit manchmal hat hinstellen wollen.

Wir haben uns nun, so gut es ging, über die ersten zwei Fragen (worin die Symbolbildung bestehe und was ihre Bedingungen seien) ausgesprochen; wir wollen die dritte kurz betrachten. (Was die Symbolbildung für einen Zweck hat?)

Überall in der Welt des Lebendigen ist das systematische Aufsuchen der Zwecke sinnvoll und bildet die finale (teleologische) Betrachtungsweise das Gegenstück der kausalen.

Unter den führenden Geistern der psychanalytischen Forschung hat wohl S. Freud am meisten die teleologische Auffassung herausgearbeitet. Die markantesten Begriffe und Termini, die von ihm stammen und die man „künstlerisch" gesehen und geprägt fand, verdanken diese Nuance zum guten Teil dem teleologischen Standpunkt, den ihr Schöpfer einnahm. Das „Zweckmäßige", wenn wir einen Organismus objektiv betrachten, ist wohl dasjenige, was zu seiner Erhaltung und Behauptung gegen feindliche Einflüsse dient; man kann auch sagen: dasjenige, was die Idee dieses Organismus dauernd in seiner Umgebung durchsetzt. In der subjektiven Betrachtung, d. h. wenn man das Innenleben dieses Organismus in Augenschein nimmt — dieses Getriebe von Vorstellungen, Affekten, Komplexen, das selbst wieder eine Art Organismus, den psychischen[1]), bildet —, begegnet einem natürlich auch diese Tendenz, sich dauernd

[1]) Durch diesen Hilfsbegriff soll indes niemand verleitet werden, eine seelische Substanz im metaphysischen Sinne zu hypostasieren!

durchzusetzen, sich zu behaupten[1]); die subjektiv fühlbare Orientierung dieser Tendenz ist aber kaum etwas anderes als die Strömung von der Unlust zur Lust; das Fliehen und Abwehren der Unlust, das Aufsuchen und Erkämpfen der Lust. Alle Ausdrücke, Begriffe und Prinzipien, die die psychischen Vorgänge unter diesem Gesichtspunkt systemisieren, sind teleologisch[2]) gesehen. Man wird mich gleich verstehen, ohne daß ich mich weiter hierüber ausbreite; ich brauche wohl nur ein paar Termini anzuführen, wie: „Lustgewinn", „Lustprämien", „Flucht in die Krankheit", „Krankheitsgewinn", um zu zeigen, auf welcherlei Begriffe sich meine Bemerkung bezieht. Natürlich ist auch der Mechanismus des Verdrängens eine zweckmäßige Einrichtung.

Wir haben uns hier mit der Frage abzugeben, inwiefern die Symbolbildung zweckmäßig sein kann. Eine wirkliche Beantwortung dieser Frage könnte freilich nur erfolgen, wenn wir wüßten, was geschähe, wenn die Symbolbildung nicht einträte; und wenn wir überhaupt über die Mechanik dieses Vorganges besser unterrichtet wären, als wir es in Wirklichkeit sind. Vermutungen dürfen wir uns jedoch erlauben; jene Ansichten, die aus allem, was wir bisher gehört, von selbst auszufließen scheinen.

Betrachtet man den psychischen Apparat vom intellektuellen Standpunkt aus seiner (nützlichen) Tätigkeit des Erkennens nach, so wird man die Einrichtung des symbolmäßigen Denkens gewiß nicht unzweckmäßig finden; einerseits stellt sie, bei der progredienten Entwicklung des intellektuellen Vermögens, einen Mechanismus dar, der das Verständlichmachen des noch Unverständlichen ermöglicht. Am Faden dieser Art von Erkenntnis bildet der Mensch seine Begriffe[3]). Anderseits bietet sie bei nachträglicher apperzeptiver Insuffizienz (durch Ermüdung oder sonstige Störungen) einen Ersatzmechanismus dar, der den zu apperzipierenden Ideen oder Komplexen

[1]) Dr. Adler hat für diese Grundtendenz die recht prägnante Bezeichnung „Aggressionstrieb" a potiori gewählt.

[2]) Der Gesichtspunkt ist auch in weiterem Sinne richtig; denn die Lust-Unlust-Orientierung ist in den Organismen, wo es zur Geltung gebracht ist, geradezu das Triebwerk und der Wegweiser zum Nützlichen.

Die Lust strebt nach Selbsterhaltung, denn:

„. . . . alle Lust will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit." (Nietzsche.)

[3]) Wie ja Schelling sagt: „Ein Philosoph der ältesten Welt kann auf Ideen geleitet werden. . ., die er sich nur dadurch zu eigen machen kann, daß er sie an sinnliche Zeichen. . . anknüpft."

gestattet, auch unter diesen gestörten Apperzeptionsverhältnissen sich wenigstens irgendwie vernehmlich zu machen[1]). Es ist, wie wenn in einem elektrisch beleuchteten Haus die umsichtige Hausfrau auch Petroleumlampen und Kerzen bereit hält für die Fälle, wo der elektrische Strom versagt.

Auch die „Zensur" der Freudschen Traum- und Neurosenmechanik ist ein teleologischer Begriff. „Zensur" heißt im Staate diejenige Behörde, welche in der Publizistik alles das unterdrückt, was den Häuptern der Regierung unangenehm sein, was die Autorität schwächen, was der Staatsidee gefährlich werden könnte. Ordnende Absicht waltet über der inneren Ruhe, unterdrückt störende Tendenzen. Ein ähnlicher Mechanismus in der menschlichen Seele führt — in gleicher Weise, wie es, mutatis mutandis, bei der Konzeption von Platons „Politeia" zugegangen sein dürfte — geradezu notwendig zum gleichen Begriffe: zur „Zensur". Derselbe wurzelt in der finalen Betrachtungsweise und befindet sich mit kausalen Erwägungen durchaus nicht in Widerspruch. Wenn Bleuler, der von seinem Standpunkt auch ganz recht hat, den Begriff der Zensur lieber ersetzt sehen würde durch „den allgemeineren der Hemmung durch widerstrebende affektive Bedürfnisse", und wenn man nach Jung[2]) eine „eigentliche Zensur im Sinne Freuds nicht anzunehmen braucht": so ist dies durch das Vorwiegen der kausalen Betrachtungsweise bei diesen beiden Zürcher Autoren erklärlich. Dasselbe Verhältnis obwaltet beim Begriff des Traumes als „Hüters des Schlafes", ferner bei dem der „Rücksicht auf die Darstellbarkeit" usw. Freud sieht hier das Finale; als Betrachter des Kausalen muß aber Bleuler[3]) finden:

„Bei Freud hat aber die Symbolik noch eine positive Bedeutung: Der Traum stellt in ‚absichtlich' entstellter Form verdrängte Wünsche dar. In den Symbolen liegt ein Zweck, wie überhaupt im ganzen Traume, der als ‚Hüter' des Schlafes unerledigte Gedankenreste vom Tage für den Schlaf unschädlich zu machen hat. Den genügenden Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung finde ich in den Schriften Freuds bis jetzt nicht . . .

---

[1]) Man kann hier auch eine Zweckmäßigkeit vom Standpunkt der Komplexe als autonomer Personen finden. Insbesondere wenn man die Symbolbildung als das Mittel zur Täuschung der Konkurrenzkomplexe ansieht. Die ganze finale Betrachtungsweise ist ja ein Unterlegen von Absichten....

[2]) „Über die Psychologie der Dementia praecox". Halle a. d. S. 1907, S. 76.

[3]) Jahrbuch f. ps. u. ps. Forsch. 1910, S. 724 ff.

bin noch nicht überzeugt, daß die Bedeutung des Traumes darin bestehe, den Schlaf zu hüten. Der Traum an sich, d. h. der Umstand, daß man träumt, kann für mich[1]) bis jetzt auch ein bloßes Ausfallssymptom sein. Der Inhalt des Traumes allerdings läßt sich nur im Sinne der Tiefenpsychologie erklären. Ich kann auch den Einwand eines Gegners nicht recht entkräften, daß die Traumarbeit nicht viel nutze, wenn, wie so oft[2]) die unangenehmen Affekte doch an den entstellten Vorstellungen hängen bleiben. . . . Sollte ein direkter Zweck des Traums fehlen, so ist auch nicht nachzuweisen, daß es eine ‚Rücksicht auf die Darstellbarkeit' gebe. Dieser Begriff kann ersetzt werden durch die Vorstellung, daß eben dargestellt wird, was die uns unbekannten Traumvorgänge darzustellen erlauben. . . . Daß Wünsche als erfüllt dargestellt werden, ist direkte Folge der Affektmechanik, welche das Feld beherrscht, sobald die Logik ihre Macht verliert. Daß gerade verdrängte Wünsche leichter durch Symbole dargestellt werden als direkt, ist wohl selbstverständlich, weil die Symbole nicht so leicht assoziativ den Grund der Verdrängung aktuell machen. Die unverhüllte Erfüllung des Wunsches muß eben oft schon in statu nascendi auf diesem Wege verdrängt werden. (Die Jungfrau, die einen moralischen Abscheu hat, den Mann der Schwester zu heiraten, den sie doch liebt, kann sich auch im Traume nicht leicht vorstellen, daß sie mit ihm verheiratet sei, ohne den moralischen Widerstand zu erwecken; durch irgend eine Verhüllung mag aber der Widerstand[3]) umgangen werden.)"

Das scheinbar Gegensätzliche beider Ansichten hebt sich auf, sobald man gewahr wird, daß bei Freud die finale, bei Bleuler die kausale Betrachtungsweise vorwiegt. Keine der beiden Betrachtungsweisen verdient den Vorzug vor der andern; in psychischen Dingen ist die „Kausalität" ein genau ebenso gefährliches Gebiet wie die „Finalität". Ergeben in einer Sache aber beide Betrachtungsweisen ein Ding, das Hand und Fuß hat, so kann man damit zufrieden sein.

Über diejenigen Symbolerscheinungen, die die „Flucht in die Krankheit" mit sich bringen mag (und wohl auch zum Teil über diejenigen des normalen Traumes), ließe sich vielleicht noch sagen, daß sie den eingeklemmten Affekten vermöge der symbolischen Betätigung eine Art Ventil öffnen; sie geben ihnen statt der Originalbefriedigung,

---

[1]) Für jeden Betrachter der kausalen Zusammenhänge!

[2]) Die schnellen Füße des Hasen retten ihn nicht immer vor den Klauen des ihn verfolgenden Raubvogels; dennoch sind sie zweckmäßig. Die Mimicry, die durchaus nicht immer nutzt, muß dennoch unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit betrachtet werden.

[3]) Eben dieser Widerstand wirkt also, final betrachtet, als Zensur.

die vielleicht schädlich oder den äußeren Verhältnissen unangepaßt wäre, ein Surrogat, woran sie sich die Zähne ausbeißen können. Die Überdeterminierung nimmt, final gesehen, sehr häufig den Charakter der „Kompromißbildung" an.

Damit haben wir neben der kausalen auch der finalen Betrachtungsweise einige Beachtung geschenkt und wenden uns einem neuen Thema zu.

* * *

Wie ich in früheren Abhandlungen schon erwähnte, läßt sich eine nützliche Einteilung der Symbolphänomene nach der Herkunft der Ideen machen, die den Symbolen zugrunde liegen[1]). Wir unterschieden oben scharf zwischen dem Gegenstande des Symbols (d. i. dem Gedanken, der Idee, dem Komplex usw., welcher symbolisiert wird) und den Quellen des Symbols (woraus es die Bildelemente nimmt, aus denen es sich zusammensetzt). Man kann natürlich auch sagen, aus den Quellen (Erinnerungen) nehme das Symbol sein Bildermaterial; dieses „Material" hat aber, wie ich gleich von vornherein betonen muß, um Mißverständnisse auszuschließen, gar nichts zu tun mit der unten definierten „materialen Kategorie" der Symbolphänomene. Unsere folgende Einteilung der Symbolerscheinungen in drei Kategorien hat mit den Quellen und dem Bildermaterial, kurz mit der manifesten Seite des Symbols, nichts zu tun; sondern sie richtet sich nach der Natur des latenten „Gegenstandes", der dem Symbol zugrunde liegt.

Gegenstand der Symbolik[2]) können sein:

I. Gedankeninhalte, Vorstellungsinhalte, kurz: das Inhaltliche oder Gegenständliche des Denkens und Vorstellens. Die Materie des Denkens — sie sei nun bewußt oder unbewußt;

II. Der Zustand, die Tätigkeit, die Struktur der Psyche; die Art und Weise, wie sie funktioniert und sich befindet. Die Funktionsweise der Psyche — sei sie nun bewußt oder unbewußt.

III. Somatische Vorgänge (Leibreiz). Diese dritte Gattung von Gegenständen ist den anderen beiden nicht streng koordiniert.

---

[1]) Also nach der Natur des oben erwähnten „positiven Faktors", der sich, unter der gegebenen Grundbedingung (Insuffizienz) ins Symbol umsetzt.

[2]) Wo immer Symbolik auftritt. Traum, Halluzination, Hysterie, Märchen, Mythos usw.

Diesen drei Gruppen gemäß sind die Symbolphänomene einzuteilen in drei Kategorien:

I. Materiale Phänomene, wobei sich die „Inhalte[1])" in Symbole umsetzen.

II. Funktionale Phänomene, welche deshalb so heißen, weil sie mit der Materie oder dem Inhalte der Denk- und Vorstellungsakte nichts zu schaffen, sondern bloß auf die funktionellen Momente der Psyche Bezug haben. Die Momente der Zuständlichkeit können z. B. folgende Charaktere haben: Leichtigkeit, Beschwerlichkeit, Lässigkeit, Trägheit, Freudigkeit usw. des Funktionierens; Gehemmtsein, Widerstände; Anstrebung, Abwehr; Beharrlichkeit, Wechsel, Zunahme, Abnahme; innerer Widerstreit, Anziehung, Abstoßung, Unterdrückung, Verdrängung, Affekteinklemmung, Kompromißbildung, Spaltung, Dissoziation und das ganze Register der neurotischen Mechanismen; Übergang von einem Zustand in einen anderen, wie Einschlafen, Erwachen, Regression usw. Viele von diesen Vorgängen machen subjektiv eine Gefühlsbetonung aus. —

III. Somatische Phänomene, das sind solche, in denen sich somatische Vorgänge und Zustände welcher Art immer symbolisch widerspiegeln: sowohl äußere als „innere" Empfindungen, Druck-, Spannungs-, Gelenks-, Muskel- und Lageempfindungen, Temperatur- und äußere Schmerzempfindungen, alle Arten von Gemeinempfindungen, optische, akustische, chemische und mechanische Eindrücke und Nervenreize, Schmerzempfindungen in den inneren Organen usw., sowie auch die spezifischen Gefühle, welche mit all diesen Empfindungen, Empfindungskomplexen als solchen oder mit ihrem Verlaufe verbunden sind. (Beispiele: Druck einer Decke auf den Fuß, Kitzeln in der Nase, rheumatischer Schmerz in einem Gelenke, Luftzug, der die Wange streift, Herzklopfen, Urindrang, Empfindung der jeweiligen Körperlage, Knistergeräusch, Blumenduft, Beklemmung, Atemnot usw.).

Diese Einteilung wurde in roheren Umrissen bereits in dem oben erwähnten „Berichte[2])" getroffen. Damals stand für die Demon-

---

[1]) Man wäre versucht zu sagen: „Bewußtseinsinhalte", was aber nicht angeht, weil auch unbewußte Inhalte Gegenstand der Symbole sein können und man nicht gut von „unbewußten Bewußtseinsinhalten" sprechen kann.

[2]) „Bericht über eine Methode usw.", Jahrb. f. ps. u. ps. Forsch. 1909, S. 513 ff.

stration derselben nur ein dürftiges Material zur Verfügung; seither hat sich das Einteilungsprinzip, das auf die Verbindung von Symbol und Gegenstand einiges Licht werfen mag, an einer größeren Menge von Beispielen bewährt. Unten werden Fälle mitgeteilt, die aus dem Reich der Halluzinationen und Träume geholt sind.

Um eine strikte Unterscheidung der drei Kategorien gleich von vornherein in der Anwendung zu zeigen, will ich schon jetzt je ein Beispiel für jede Kategorie anführen. Ich entnehme die Paradigmata dem Gebiete der autosymbolischen Halluzinationen.

I. Materiale Kategorie. — Als Beispiel mag hier die bereits erwähnte Halluzination dienen, bei der sich die Idee des „transsubjektiv gültigen Urteils" hypnagogisch in das Bild einer Sphäre umsetzte, die durch die Köpfe aller Menschen ging.

II. Funktionale Kategorie. — Bedingungen: Abends vor dem Einschlafen. Ich suche trotz meiner Schlaftrunkenheit eine Idee zu entwickeln; statt damit weiterzukommen, verliere ich sie immer mehr. — Szene: Ich steige einen Abhang hinauf, rutsche aber bei jedem Schritt stark zurück, wobei immer Geröll abgeht. — Deutung: Die hypnagogisch erlebte Szene stellt in mehrfacher Beziehung den psychischen Vorgang dar, ohne auf den Inhalt der Gedanken, die ich hatte, einzugehen. Sie stellt meine psychische Bemühung dar, indem sie mich einen beschwerlichen Abhang emporsteigen läßt. Sie drückt die Erfolglosigkeit der Bemühung aus, indem sie mich immer abgleiten und das Ziel, dem ich zustrebe (Bergesgipfel = klare Erfassung der Idee, der ich nachgehe), nicht erreichen läßt. Sie illustriert die Abnahme des Apperzeptionsgrades der von mir ins Auge gefaßten Idee durch das „Abbröckeln" des Gerölls. Das feste Gefüge der Gedanken zerbröckelt unter den Schritten meiner Bemühungen.

III. Somatische Kategorie. — Bedingungen: Abends vor dem Einschlafen. Eingenommener Kopf. Dumpfer Schmerz. — Szene: Ich sehe eine Zündhölzerschachtel vor mir, die verkehrt aufgestellt ist (d. h. so aufgestellt, daß die Köpfchen der Zündhölzer unten sind). — Deutung: Die Köpfchen der Zündhölzer beziehen sich auf meinen Kopf. Ich fühle mich entzündet, daher die Zündhölzer, in deren Köpfen auch ein latentes Feuer steckt, das zum Ausbruch kommen kann, so wie bei mir die zu erwartende entzündliche Krankheit (Influenza). Die Zündhölzer stecken in einer Holzschachtel; auch mein Kopf ist wie mit Brettern vernagelt. Die Zündhölzer haben die Köpfchen unten: mein Gefühl ist so, als stünde ich auf dem Kopfe (Blutandrang).

Diese drei Beispiele sind so ziemlich „reine" Fälle der drei Kategorien. Ganz reine Fälle, die das Typische nur einer der drei Kategorien aufweisen, gibt es freilich kaum. Ich glaube, daß in jedem Symbol-

phänomen, gehöre es nun den Halluzinationen, den Träumen, den Mythen usw. an, wenigstens zwei der erwähnten Kategorien der Gegenstandsbeziehung anzutreffen sind. Selbst die sorgsam ausgesuchten Paradigmata zeigen bei genauer Prüfung Anklänge an die anderen Kategorien. Insbesondere läßt sich die dritte Kategorie (die somatische) von der zweiten (der funktionalen) schwer gänzlich scheiden. Ihnen beiden ist nämlich etwas gemeinsam: das Gefühlsmoment. Betrachtet man daraufhin die obigen Paradigmata dieser zwei Kategorien, so findet man in der Tat eine teilweise Übereinstimmung. Die tertia comparationis zwischen Symbol und Gegenstand sind in dem einen Falle: Bemühung, Anstreben eines Zieles, Erfolglosigkeit, Klarheit, Zerfall. Im andern Beispiel: Äußerliche Ähnlichkeit und Namensgleichheit (Kopf), Hitze, Brett vor dem Kopfe, Kopf unten. Diese tertia sind die bei der Symbolbildung hauptsächlich berücksichtigten Elemente[1]) des symbolisierten Gegenstandes. Das Übereinstimmende beider Fälle liegt nun darin, daß in beiden ein Teil der tertia comparationis Gefühlsmomente sind. Besonders ausgeprägt scheint mir das Gefühlsmoment des funktionalen Beispiels in dem Datum: „Bemühung" zu sein. Im somatischen Beispiel kommt das Gefühlsmoment mehr zur Geltung, hauptsächlich in den Datis: „Hitze", „Kopf unten". Natürlich stecken neben den Gefühlstönen auch Empfindungselemente darin. Nun kann man allerdings die Gefühle nach ihren Qualitäten dermaßen scheiden, daß man eine psychische und eine sinnliche Gruppe erhält, wovon die erste[2]) bei der Symbolbildung die funktionalen, die zweite[3]) die somatischen Symbolphänomene hervorriefe. Denkt man sich die in Betracht kommenden Faktoren, nämlich die Gefühle (zwei Gruppen), die Gedankeninhalte und die Empfindungsinhalte schematisch zusammengestellt, so erhält man für das Entstehen der drei Kategorien von Symbolen etwa folgende Figur, wozu noch zu bemerken wäre, daß die Gefühle beziehungsweise Affekte und Willensmomente (Strebungen usw.) als das eigentlich Treibende anzusehen sein dürften.

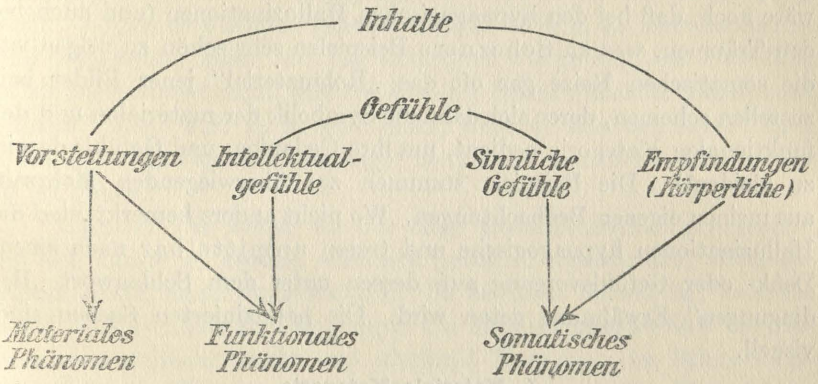
---

[1]) Je mehr diese Elemente für den Gegenstand „typisch" oder charakteristisch sind, desto größer ist die Allgemeingültigkeit des Symbols. Dies sei hier nur nebenbei bemerkt.

[2]) Wahrscheinlich stets in Verbindung mit Vorstellungsinhalten; sind die letzteren das Überwiegende, so entsteht das materiale Phänomen.

[3]) Wohl stets in Verbindung mit körperlichen „Empfindungen" beziehungsweise Empfindungsinhalten.

Allein — man wird immer auf Übergänge stoßen und auf eine strikte Abgrenzung verzichten müssen; was nicht hindert, sich in der Praxis der erwähnten Gruppen als „Typen" zu bedienen. Die genaue Abgrenzung außerhalb der Theorie ist schon deshalb unnötig, weil die Symbolphänomene, wie ich bereits sagte, ohnedies mehrfach determiniert zu sein pflegen, und zwar so, daß einige Determinationszweige dieser, andere jener Kategorie angehören. Insbesondere pflegt bei Symbolen der II. Kategorie wenigstens eine Determinierung der I. Kategorie anzugehören (und auch der umgekehrte Fall ist häufig).



Trotz dieser in der Praxis so häufigen innigen Verflechtung sind doch die I. und II. Kategorie recht gut auseinanderzuhalten und das bewußte Trennen der beiden führt zu ganz interessanten Funden[1]).

Zu der klaren Auffassung und Aufstellung der drei Kategorien, über die sich noch manches sagen lassen wird, gelangte ich durch eine Gruppe von Phänomenen, an der sich die Symbolbildung in der allereinfachsten Form beobachten läßt: den hypnagogischen Halluzinationen. Die Art und Weise, wie sich diese Erscheinungen als „autosymbolische" zur Beobachtung heranziehen lassen, habe ich in dem mehrfach erwähnten „Bericht" („Jahrbuch" 1909, S. 513 ff.) dargetan und es erübrigt mir heute nur, darauf hinzuweisen, daß die autosymbolischen Erscheinungen eben wegen der Reinheit, in welcher der symbolbildende (Regressions-) Prozeß bei ihnen auftaucht, den aus ihnen gewonnenen

[1]) Man sieht dies in der schon erwähnten Arbeit über „Phantasie und Mythos" begründet.

Resultaten ein größeres Maß von Überzeugungskraft gewährt, als es etwa bei den viel komplizierteren Träumen der Fall ist. Ich beschränke mich deshalb vorläufig auf die Wiedergabe solcher Halluzinationen und hebe mir die analogen Demonstrationen an anders geartetem, komplizierterem Material für eine spätere Gelegenheit auf.

Es wird Zeit sein, mit der Durchsicht der Beispiele zu beginnen: einige theoretische Bemerkungen werden sich später noch einflechten lassen.

Da, wie gesagt, die verschiedenen Determinationen eines Symbols zumeist mehreren Kategorien angehören, so konnte die nachfolgende Gruppierung natürlich nur a potiori getroffen werden. Zu bemerken wäre noch, daß bei den hypnagogischen Halluzinationen (und auch bei den Träumen, was an Scherners Beispielen sehr schön zu zeigen ist) die somatischen Reize gar oft das „Rohmaterial" jener Bilder beizustellen scheinen, deren sich dann die Symbolik der materialen und der funktionalen Kategorie bedient, um ihre Gedanken und Gefühle darein zu kleiden[1]). Die Beispiele stammen zur überwiegenden Mehrzahl aus meinen eigenen Beobachtungen. Wo nicht anders bemerkt, sind die Halluzinationen hypnagogische und treten unmittelbar nach einem Denk- oder Gefühlsvorgang auf, dessen unter dem Schlagwort „Bedingungen" Erwähnung getan wird. Die halluzinierten Szenen sind visuell.

I. Materiale Kategorie.

Beispiel Nr. 1. — Bedingungen: Ein durch ein Gespräch mit einem Bureauvorstand angeregter Gedankengang, die Bestimmung des Anfangsgehaltes neueintretender Beamter betreffend, fand, als ich abends einschlafend im Bette lag, ungefähr darin seinen Abschluß, daß ich mir, die Ansichten jenes Bureauvorstandes billigend, sagte: „Da man dem Beamten nach einer gewissen Zeit eine Gehaltserhöhung gewähren wird, wäre es nicht zweckmäßig, schon jetzt mit einer hohen Bezahlung anzufangen. Gibt man ihm nämlich jetzt schon so viel, als man ihm nach jener Probezeit ständig zahlen will, so will er, wann die Zeit der definitiven Anstellung kommt, ja erst recht wieder eine Zulage haben. Die Leute wollen ja immer mehr . . ."

[1]) Am besten wird dieses Verhältnis vielleicht in dem Beispiel Nr.. 1 des vorerwähnten „Berichtes" illustriert:

Bedingungen: Ich denke daran, daß ich vorhabe, in einem Aufsatz eine holprige Stelle auszubessern.

Szene: Ich sehe mich ein Stück Holz glatt hobeln.

Anmerkung: Das Stück Holz hat genau die Lage und ungefähr die Größe meines Unterschenkels. Ich fühle gleichzeitig gewissermaßen, daß er dieses Stück Holz ist.

Szene: Ich blättere in einem Buche. Je weiter ich blättere, desto schönere, kunstvollere Illustrationen zeigen sich mir. Angelangt bei einem herrlichen Blatt, einem weiblichen Akt, glaube ich, bei dem Summum des Schönen angelangt zu sein und nicht weiter blättern zu sollen. Und doch schlage ich das Blatt um, und eine noch herrlichere Figur ist zu sehen.

Deutung: In der Steigerung beim sukzessiven Blättern drückt sich der menschliche Drang aus, immer mehr zu erreichen. Daß dieser Drang auch dann besteht, wenn der Mensch eigentlich zufrieden sein sollte, zeigt sich in jenem Augenblicke, wo ich zwar glaube, das Schönste bereits erreicht zu haben, und dennoch weiter blättere. Der letzte Teil meines obigen Gedankenganges (. . . die Leute wollen ja immer mehr . . .) hat sich seinem Inhalte nach sachlich in ein entsprechendes Bild umgesetzt; nicht nur die sukzessive Steigerung des Gewollten ist im Bilde ausgedrückt, sondern auch die Nuance, daß der Begehrende „immer" mehr will, d. h. auch dann, wenn er sich befriedigt fühlen sollte und sein Verstand ihm sagt: bis hierher und nicht weiter ziemt dir zu gehen.

Quelle. Die Bilder, die der obige Gedankenverlauf gebrauchte, um sich darein zu kleiden, stammen natürlich irgendwoher, d. h. aus irgend einem Erinnerungsmaterial. Es ist nicht notwendig, daß die Bilder des Symbols mit denjenigen des Erinnerungsmaterials übereinstimmen; vielmehr werden aus allerhand Elementen des Erinnerungsmaterials die Bilder meist frisch zusammengesetzt[1]). Das bilderliefernde Material ist sehr häufig auf rezente Eindrücke zurückzuführen (was mit den von S. Freud in seiner „Traumdeutung" niedergelegten Erfahrungen wohl übereinstimmt). In dem vorliegenden Falle sind die weiblichen Akte rezent, weil ich wenige Tage vorher einige solche Kunstblätter in Händen gehabt hatte. Das aufmerksame Blättern in illustrierten Schriften kam in jener Zeit häufig bei mir vor, da ich mich lebhaft für künstlerische Photographien und photographische Zeitschriften mit gutem Bildermaterial interessierte. Es kam oft vor, daß ich blätternd gustierte, welches Bild aus einer Ausstellungsserie wohl das meiste Lob verdiene. Mitbestimmend für die Heranziehung der weiblichen Aktstudien als Symbolmaterial wird freilich auch die nie schlummernde affektbetonte erotische Komponente des Denkens und Fühlens gewesen sein: der latente sexuelle Komplex wirkte „konstellierend" auf die Auswahl des manifesten Bildmaterials.

[1]) So zwar, daß es oft richtiger ist, die Bilder, deren Charakteristikum ja mehr in der Art der Zusammensetzung der Elemente als in den Elementen selbst liegt, als Neuschöpfungen des symbolbildenden Vorganges zu bezeichnen.

Beispiel Nr. 2. — Bedingungen: Ich denke mir: Man muß, um in einer Streitsache ein richtiges Urteil zu bekommen, die Ansichten beider Parteien objektiv berücksichtigen.

Szene: Ich halte meine Hände über das Gewoge zweier undefinierbarer dunkler Massen. Ein schönes, gläsernes Gefäß in Form einer Bonbonnière wird in meine Hände gelegt.

Deutung: Das Gewoge ist der Streit der zwei Parteien. Die gegeneinanderwogenden Massen sind undefinierbar und dunkel, denn die Meinungen der Parteien sind einseitig und entbehren daher der Klarheit; sie sind durch Leidenschaft getrübt. Um ein klares Urteil zu gewinnen, muß man über den Parteien stehen. Daher halte ich meine Hände über die wogenden Massen. Meine Hände aber sind wie die eines Richters: sie können den Stab brechen über einem der Streitteile; sie könnten auch segnen; in Beziehung zu dem Gefäß gebracht, erinnern sie an das „Waschen in Unschuld", an ein Waschen, das die Unberührtheit von den Trübungen leidenschaftlicher Einmengung verbildlicht. Meine Hände suchen aber auch etwas; sie sind ausgestreckt, um etwas zu empfangen. Ich suche nämlich im Gegensatze zu dem trüben Gewoge unter mir das reine klare Urteil. Dieses wird in der Tat dem zuteil, der über den Parteien steht: ich bekomme ein Gefäß in die Hände. Ein schönes Gefäß aus Glas; Glas ist durchsichtig: das vollkommene klare Urteil, das über die Parteien gefällt wird. Das Gefäß enthält gewissermaßen das Schicksal, das über sie ausgegossen wird wie aus einem Füllhorn oder dem mystischen Krater.

Quelle: Das mir in die Hände gelegte Gefäß hätte mit ebenso gutem Rechte die Form eines Pokals oder dergleichen haben können wie die einer Bonbonnière. Diese geht auf etwas Rezentes zurück. Ich habe einer Dame eine gläserne schalenförmige Bonbonnière geschickt. Die Rezenz allein hätte indes das Bild nicht ins Symbol gebracht, wenn nicht auch in der Bonbonnièreepisode eine Beziehung zum „Streit der Parteien" läge. Die Bonbonnière sandte ich nämlich einer von zwei Schwestern, deren jede meinte, von mir der andern vorgezogen zu werden: es herrschte zwischen ihnen eine Konkurrenz; der Entscheidende bin ich, und die Bonbonnière, als Zeichen der Aufmerksamkeit (außerdem enthält sie Süßigkeiten!), die Verkörperung meines Urteils. Auch diesmal mag also der immer in Bereitschaft liegende sexuelle Komplex, der die Menschen ja zur symbolischen „Sexualisierung des Alls" treibt, konstellierend mitgewirkt haben.

Beispiel Nr. 3. — Bedingungen: Ich denke mir (in irgend einem juristischen Zusammenhang): „Den A. würde ich einen Eid schwören

lassen, der ihn fürs ganze Leben bindet, den B. einen solchen Eid, der ihn nur für eine begrenzte Anzahl von Jahren verpflichtet."

Szene: Eine Art Gerichtszimmer. Feierliches Milieu. Ich halte ein großes altehrwürdiges Buch in der Hand, woraus ich zweien Menschen die Eidesformeln vorlesen soll. Der Text ist zweispaltig gedruckt. Die linke Spalte gilt für den A. und ist von oben bis unten zu lesen; in der rechten Spalte aber, die für den B. gilt, ist die untere Hälfte des Textes ausgestrichen.

Deutung: Der voll zu lesende Text bedeutet den Eid auf Lebenszeit, der gekürzte Text den Eid auf eine Anzahl Jahre. Das alte Buch verbildlicht gewissermaßen die ehrwürdige Institution des Eides, der ja auch unter Umständen auf ein Buch (heilige Schrift) geleistet wird. In dem Originalgedanken hieß es: ich würde den A. so und den B. so schwören lassen. Ist dieses der Verbildlichung schwer zugängliche Moment auch im Bilde ausgesprochen? Ist der Modus irrealis, das „Ich würde" drin zu finden? Tatsache ist, daß ich in dem Traumgesichte mit einer ungewohnten Würde umkleidet bin; der ganze Vorgang strotzt sozusagen von Würde. Wenn ich mir billige Wortspiele zunutze machen wollte, so könnte ich nun das „Ich würde" mit meiner Würde in der halluzinierten Szene in einen ursächlichen Zusammenhang bringen. Solche Brücken werden in der Psychanalyse oft benutzt und sind, wie genaue Traumanalysen zeigen, nicht unberechtigt. Ich ziehe indessen eine weise Vorsicht der „Würde" vor und begnüge mich mit dem bloßen unverbindlichen Hinweis auf die witzige Übereinstimmung.

Quelle: Beschäftigung mit alten Schriftwerken zum Teil religiösen Inhalts (Eid, heilige Schrift, feierliches Milieu!).

Beispiel Nr. 4. — Bedingungen: Ich beschäftige mich in Gedanken mit dem Entschlusse, mich nach längerer Pause wieder einmal dem Studium Immanuel Kants zuzuwenden, um mit neuem Elan in gewisse Fragen tiefer einzudringen.

Szene: Ich dringe, einen schweren Reisekoffer schwingend, in eine helle Wohnung ein.

Deutung: Das Eindringen in das Zimmer kommt dem Eindringen in Kants Philosophie gleich. Das Zimmer ist hell: man denke an Goethes Bemerkung, er habe, wenn er sich mit Kant beschäftige, die Empfindung, in ein helles Zimmer zu treten. Der Koffer deutet an, daß ich von der Reise wieder heimkomme: ich war eine Zeitlang von Kant entfernt. Ich führe mein Gepäck mit: ich habe jetzt die Absicht, mich in dem Zimmer recht häuslich niederzulassen. Der Koffer ist schwer: mein Vorhaben ist nicht ohne Schwierigkeit. Ich schwinge ihn wie eine Keule: bereit, jeden Widerstand (eben die Schwierigkeiten

des Studiums) niederzuschlagen. In meiner starken Hand ist aber der Koffer leicht (ich schwinge ihn ja wie eine Keule): Wunscherfüllung; das Schwere soll mir leicht sein.

Quelle: Für das Zimmer vielleicht die Bemerkung von Goethe. Für den Koffer: ich habe selten mit dem Heben schwerer Gegenstände zu tun, am ehesten auf Reisen, mit Koffern.

Beispiel Nr. 5. — Bedingungen: Ich hatte eine noch unfertige dramatische Arbeit einem Manne vorgelegt, dessen Urteil ich einiges Gewicht beimaß. Er riet mir, eine bestimmte Figur aus dem Stücke wegzulassen. Ich erwäge nun im Zustande der Somnolenz, ob es nicht möglich wäre, die Figur durch eine andere Fassung doch zu erhalten, sehe aber gleichzeitig auch ein, daß mein Freund mit seinem Rate recht hat.

Szene: Ich feile und bessere an einzelnen Stellen eines Manuskriptblattes herum, dessen gesamter Inhalt schon durch zwei mächtige, sich kreuzende rote Striche ungültig gemacht ist.

Deutung: Beide Tendenzen kommen in dem Bilde zum Ausdruck; sowohl diejenige, durch Änderungen das Beanständete zu erhalten, als die andere, es gänzlich wegzulassen. In der Verbindung beider Momente miteinander wird mir aber noch eine Erkenntnis angezeigt, die ich wachend vielleicht gar nicht einmal so deutlich fühlte: daß ich eine verlorene Arbeit verrichte, daß ich, um mich drastisch auszudrücken, einem Toten die Zähne plombiere. — Das Beispiel greift schon stark in die funktionale Kategorie der Symbolik hinüber. Eine der Determinationen der gekreuzten zwei Striche dürfte gewiß in dem Streite liegen, den die beiden Tendenzen in mir aufführen. Sie sind einander entgegengesetzt, durchkreuzen einander. Das ist etwas Psychisch-Funktionales, das in mir vorgeht. Ferner wirkten die beiden roten Striche auf mich gleichsam abschreckend. Sie symbolisierten den inneren Widerstand, der sich den Verbesserungsbestrebungen entgegensetzte, die psychischen Schwierigkeiten, die sich bei meinen Änderungsplänen ergaben: also wieder eine funktionale Beziehung.

Quelle: Das Bild des Manuskripts, des Korrigierens, der roten Striche — das ist alles aus der Beschäftigung mit dem wirklichen Manuskript des dramatischen Entwurfs herzuleiten.

Beispiel Nr. 6. — Bedingungen: Ich vergegenwärtige mir eine Szene in einem Theaterstück, an dem ich gerade arbeite. Eine Person tritt da überraschend ein, gerade als man von ihr spricht.

Szene: Vor meinen Augen erscheint eine Schüssel Kartoffeln.

Deutung: Dazu muß man die Quelle, eine rezente Episode, kennen. In einem Restaurant hatte man vergessen, mir zu einer Fleisch-

speise die bestellten Kartoffeln zu bringen, und ich dachte mir, jetzt wird man sie servieren, wann ich schon mit dem Fleische fertig bin. Überraschenderweise kommen die Kartoffeln sehr rasch und gerade noch zur rechten Zeit. Die Kartoffeln hatten somit dank dem kleinen Begebnis eine Wertigkeit, die ihnen gestattete, im Symbol zur Darstellung eines überraschenden Eintreffens a tempo zu dienen. Freilich gehört dieses Symbol schon zu jenen Formen, denen die objektive Notwendigkeit (die Allgemeingültigkeit) gänzlich fehlt. Der Faden, durch den der auslösende Gedanke mit dem auftretenden Bilde verbunden ist, ist dürftig; man könnte von „fadenscheiniger Symbolik" sprechen.

Quelle: Bereits angegeben.

Beispiel Nr. 7. — Bedingungen: Ich entwerfe einen Dialog. Dabei lasse ich eine Person sagen: „. . . ja wenn du unabhängig . . ." Bei dem letzten Wort verliere ich den Faden und es tritt die autosymbolische Erscheinung ein.

Szene: Ich sehe das Zeichen ∾ vor mir.

Deutung: Dieses Zeichen ist, wie mir alsbald klar wurde, ein Symbol für „unabhängig", weil die Richtung der unteren Krümmung von der oberen unabhängig ist; sie ist selbständig; der Punkt, der diese Kurve beschreibt, vollbringt mitten in seinem Lauf einen Akt ungebundenen Willens, indem er sich, ungeachtet seines bisherigen Weges plötzlich nach der andern Seite wendet. Eine weitere Beziehung— doch eine viel losere — ergibt sich daraus, daß das Zeichen demjenigen gleichkommt, das die Gabelsbergersche Stenographie für „ng" gebraucht, einem Buchstabenkomplex, der in dem stenographischen Wortbilde von „unabhängig" stark dominiert. Ich muß hinzufügen, daß das Wort „unabhängig" zu einem affektbeladenen Komplex führt; daß der klar gebrachte Satz just an dieser Stelle abbrach, dürfte hierin seine Erklärung finden. Im normalen Zustande hätte ich ruhig weiter „gedacht". Im Zustande der Somnolenz aber war die ablenkende Wirkung des Komplexes hinreichend, um das zur Symbolbildung nötige Energiedefizit herzustellen. Zur Erzeugung der Insuffizienz konkurrierten also die Somnolenz und die Aufmerksamkeitsentziehung durch den Komplex. Konstellierend auf diese Gestaltung des Symbols trat der letztere wohl nicht auf.

Quelle: Als Quelle für die halluzinatorisch gesehene Figur kommt vielleicht meine eigene Körperlage in Betracht. Wenigstens fühlte ich in jenem Momente meinen hinter den Kopf gelegten rechten

Arm samt der Schulter ungefähr das erwähnte Zeichen bilden. Freilich ist dies keine direkte Symbolquelle; das heißt: der rechte Arm lieferte mir ja nur Lageempfindungen, keine visuellen Eindrücke. Das visuelle Bild ist den Lageempfindungen bloß assoziiert; es tritt dafür ein, und man hat schon hier eine der somatischen Kategorie angehörende Verbildlichung.

Beispiel Nr. 8: Grillparzer[1]) erzählt in seinem Tagebuche: „Neulich, nachts, vor dem Einschlafen, als ich einem eifersüchtigen Zwiste nachdachte, den ich mit Katty gehabt hatte, stellte sich dieser mir unvermerkt nach und nach als eine verwickelte Schachpartie mit einem Abzugschach dar. Beide Vorstellungen hoben sich aber nicht eine die andere wechselseitig auf, sondern ich dachte sie nebeneinander und untereinander auf die wunderbarste Weise fort, so daß bald eine, bald die andere die Oberhand behielt, bis sich alles verwirrte und ich einschlief."

Deutung: Dr. Stekel bemerkt zu dem Beispiel: „Der bekannte Wunsch des Dichters, Katty los zu werden (oder sie schachmatt zu setzen), verrät sich im Abzugschach. Der Kundige erkennt sofort als konsequente Folgerung des Hasses den Todeswunsch."

Anmerkung: In der Tat drückt sich der Gedanken- (und Wunsch-) Inhalt betreffend Katty in der Schachszene recht hübsch aus. Ich möchte an meine Bemerkung[2]) erinnern, daß die treibende Affektkraft, die uns zu den Kampfspielen und auch zum Schach bewegt, vielleicht identisch ist, mit jener unterdrückenden und verdrängenden Kraft, die zur Abweisung unangenehmer Vorstellungen und Erinnerungen dient und die ebensowohl in abwehrende Akte als in Abwehr- und Kampfsymbole umgesetzt werden kann.

Das Grillparzersche Beispiel ist ferner deshalb besonders wertvoll, weil es das Oszillieren des Bewußtseins um die Schwelle des klaren und des bildlichen Apperzipierens wunderschön demonstriert. Hier wird uns vielleicht mehr als durch die übrigen Beispiele klargemacht, wie sehr identisch[3]) der auslösende Gedanke mit dem von ihm ausgelösten Symbol ist; daß Symbol und abstrakter Gedanke nur

---

[1]) Ich entnehme dieses Beispiel Dr. Stekels Werke über „Die Sprache des Traumes", S. 490 f.

[2]) Vgl. „Phantasie und Mythos", Jahrbuch 1910.

[3]) Vollkommen ist die Identität allerdings selten; denn es pflegen die in Bereitschaft, gleichsam auf der Lauer liegenden affektbelasteten Komplexe bei der Symbolbildung ein Wörtchen mitzureden. Hier redet auch ein solcher Komplex mit, derselbe steckt aber schon im auslösenden Gedanken, bringt also keine fremden Elemente hinzu.

zwei Formen einer und derselben Sache sind. Eins springt im gegebenen Moment automatisch für das andere ein.

Beispiel Nr. 9. — Bedingungen: Eines Tages hatte ich mit einem Freunde eine Diskussion. Er wollte ein lateinisches Wort, das ich auf der drittletzten Silbe betonte, durchaus auf der vorletzten betont haben. Beim Einschlafen fällt mir, einen Tag später, die Sache wieder ein. Ich denke über die absonderliche hartnäckig festgehaltene Idee meines Freundes nach und sage mir, man müßte ihm doch beweisen können, daß das nicht geht.

Szene: Ich stecke eine Kerze in eine Laterne, sie paßt aber in den Hälter nicht hinein, weil sie zu voluminös ist.

Deutung: Ganz allgemein ist die Kerze, die in den Halter nicht paßt, ein Ausdruck für das Nichtadäquate. Der Vorgang verbildlicht wohl auch mein vergebliches Bemühen, meinem Freund „ein Licht aufzustecken". Nicht außer acht zu lassen ist endlich, daß das Bild von der Kerze und der Laterne sexuelle Beziehungen haben dürfte.

Beispiel Nr. 10: Dieses Beispiel zeigt insofern eine neue Nuance, als mir zuerst das Symbol und dann erst der verbildlichte Gedanke einfiel. Dieser tauchte also zuerst bloß bildlich, dann in seiner „eigentlichen" Form auf; man hat hier eine progrediente Richtung von der primitiveren zur vollkommeneren Apperzeption.

Szene: Jemand schreibt einige Worte verkehrt (das Obere unten) auf.

Bedeutung: Unmittelbar nach der Halluzination fällt mir ein, daß mir tatsächlich jemand irgend etwas in eine verkehrte Ordnung gebracht hat und ich mir vorgenommen habe, das Richtige wiederherzustellen. Dann fällt mir übrigens auch ein, was es ist: eine Viertelstunde vorher hat ein Bekannter, der zu mir auf Besuch kam, photographische Diapositive verkehrt in ihre Rahmen gesteckt.

Quelle: Ein Gespräch tagsvorher über die Sage, daß die Schrift auf den (durchbrochen gedachten) Tafeln Mosis doppelseitig zu lesen gewesen sei. Durchbrochene Tafeln — Diapositive. Beide sind von zwei Seiten, richtig und verkehrt, zu betrachten.

II. Funktionale Kategorie.

Beispiel Nr. 11. — Bedingungen: Eines Morgens noch schläfrig im Bette liegend, denke ich über eine Episode nach, die mir geträumt hat. Ich bin mir dessen bewußt, diese Nacht „mehrere Träume" gehabt zu haben und bemühe mich, nun herauszufinden, welchem von diesen (in sich abgeschlossen gedachten) Traumbegebenheiten die erwähnte Episode angehört.

Szene: Ich blättere in einem Buche; das Buch hat mehrere Kapitel, wovon ich eines suche.

Deutung: Die Kapitel sind natürlich die Träume; eines der Kapitel soll die fragliche Episode enthalten. Um es zu finden, blättre ich in dem Buche meiner Erinnerungen. Man sieht sofort, daß dieses Symbol mit den „Inhalten" meiner Gedanken, nämlich mit dem Meritorischen der Traumepisode und der Traumkapitel nichts zu tun hat, sondern bloß meine psychische Tätigkeit des Suchens oder des Sichtens von Erinnerungen bildlich wiedergibt. - Es liegt daher ein funktionales Phänomen vor. Ich darf wegen einer späteren Anmerkung nicht unerwähnt lassen, daß das Suchen des betreffenden „Kapitels" gefühlsbetont war, und zwar unlustbetont wegen der Schwierigkeit, die es im Zustande der Somnolenz machte und die ich durch meinen Willen zu überwinden trachtete. In der Tat ging das Suchen erfolglos vor sich. Es hätte sich nun diese Erfolglosigkeit meines psychischen Funktionierens ihrerseits wieder durch ein Symbol (widerliches Gesicht, das mich schadenfroh angrinst u. dgl.) illustrieren lassen können, wie es in einigen anderen Fällen geschah (vgl. Beispiel Nr. 13).

Quelle: Blättern in einem Buch, um eine Stelle darin zu suchen — ein häufiges Vorkommnis.

Beispiel Nr. 12. — Bedingungen: Ich suche mir die Trennung zweier Begriffe klarzumachen.

Szene: Zwischen zwei Gegenständen (unklar) ist als Scheidewand ein Pappendeckel aufgestellt, der etwa so aussieht, wie der Deckel einer Schachtel von photographischen Trockenplatten.

Deutung: Die unklar umrissenen Gegenstände sind natürlich jene Begriffe, deren reinliches Trennen mir in dem schlaftrunkenen Zustand Schwierigkeiten macht. Meine psychische Funktion besteht momentan darin, zwischen diese zwei unklaren Massen eine Scheidewand zu zwängen, die sie trennt. Durch die Trennung sollen die Begriffe auch geklärt werden. Es soll Licht auf das Dunkle fallen. Daher die Wahl eines Gegenstandes aus der photographischen Rüstkammer. Die Platten sind lichtempfindlich; das Bild ist nach der Aufnahme zuerst latent und kann entwickelt werden. Auch Klärungsprozesse gibt es in der Photographie. Die Anspielung ist also nicht übel gewählt.

Quelle: Beschäftigung mit Photographie.

Beispiel Nr. 13. — Bedingungen: Ich denke über den Unterschied psychologischer und naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise des „Gegebenen" nach und komme damit im schlaftrunkenen Zustande nicht recht vom Fleck.

1. Szene: Zwei Pfeiler stellen sich meinem Vordringen entgegen. Gefühl der Mühe, des Gehemmtseins.

2. Szene: Es erscheint mir das lachende Gesicht meines sarkastischen Freundes A., der mich so von der Seite ansieht, als ob er sagen wollte: „Na, das hast du wieder notwendig gehabt" oder: „Gib dir keine Mühe, du kommst ja doch nicht drauf!"

Deutung: Die Pfeiler, die sich meinem Vordringen entgegenstellen, zeigen die Denkschwierigkeiten an: meine Funktion ist gehemmt. Daß es just zwei Pfeiler sind, ist zum Teil eine inhaltliche Bestimmung (in die materiale Kategorie gehörig), herrührend von den zwei „Betrachtungsweisen des Gegebenen", die in der Tat zwei Grundpfeiler der Philosophie abgeben. In der „materialen Kategorie" ruht aber nur ein Zweig der Wurzel des Symbols. Die übrigen Bestimmungen ergeben funktionale Wurzeln. Pfeiler hemmen wirklich die Bewegung, sind also als Symbole des Hemmenden determiniert. Daß es zwei sind, rührt auch von der Doppelseitigkeit der Schwierigkeit her, die sich mir entgegensetzt. Die „zwei Pfeiler" sind also von der materialen und der funktionalen Seite her determiniert. — Das Gesicht meines Freundes, der (seinem Wesen ganz charakteristisch) meiner Bemühungen spottet, ist ein Symbol für deren Erfolglosigkeit. Es hat mit dem Sachlichen nichts zu tun; ist rein „funktional".

Beispiel Nr. 14. — Bedingungen: Ich will mir eine Eintragung, die ich tagsvorher in ein Notizbuch gemacht habe, ins Gedächtnis zurückrufen. Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, und es glückt nicht. Endlich suche ich auf Umwegen draufzukommen, indem ich örtliche Assoziationen zur Hilfe heranziehe: ich suche im Geiste die Bibliothek auf und jene Stelle, wo das Buch seinen Platz hat; ich nehme im Geiste das Buch heraus, öffne es und suche die Zeilen zu erfassen. In diesem Momente tritt das Symbol ein.

Szene: Aus dem Buch steigt eine grinsende Fratze mit einem unglaublich dummen Gesichtsausdruck mir entgegen. Vielleicht das dümmste Gesicht, das ich im Leben gesehen.

Deutung: Eine Verkörperung meiner eigenen geistigen Hilflosigkeit.

Quelle: Unbekannt.

Beispiel Nr. 15. — Bedingungen: Nach einem Abend im Kaffeehause, wo ich ein mir wenig behagendes Dessertgebäck verspeist habe, lege ich mich schlafen. Ich fühle den bekannten Dämmermoment kommen, der die autosymbolischen Phänomene zu bringen pflegt. Da entsteht in mir der lebhafte Wunsch, es mögen sich Gedankeninhalte, nicht aber, wie es allzuoft vorkommt, bloß die Ermüdung und Denkunfähigkeit (das bei den autosymbolischen Halluzinationen häufigste funktionale Phänomen) darstellen. Ich will nun eben nach einem passenden Gedankeninhalt fahnden,

um meine Aufmerksamkeit darauf zu werfen, als die halluzinierte Szene eintritt.

Szene: Ich sitze im Kaffeehause. Ich weise mit einer Handbewegung den Teller mit dem Gebäck von mir und wende mich einem Herrn der Gesellschaft zu, mit dem ich Gespräche metaphysichen Inhalts zu führen pflege.

Deutung: Das Dessertgebäck, das ich abweise, steht für das funktionale Ermüdungsphänomen, der Gesellschafter, dem ich mich zuwende, für das materiale Phänomen. Zunächst fällt die Verbildlichung des Abweisens und Anstrebens auf. Eine genauere Betrachtung ergibt eine weitergehende Symbolik, denn das Bild enthält auch jenes Werturteil, das mich veranlaßt, dem einen Ding vor dem andern den Vorzug zu geben. Ebenso wie (nach meiner damaligen Ansicht, die ich heute nicht mehr hege) das funktionale Phänomen etwas mehr Äußerliches, minder Interessantes, das materiale Phänomen etwas Gediegeneres ist, so ist auch das Dessertgebäck (das noch dazu schlecht ist!) ein mehr äußerlicher, oberflächlicher, das metaphysische Gespräch der gehaltvollere Genuß. Das Phänomen wies eine prononzierte Gefühlsbetonung auf.

Quelle: Unter „Bedingungen" bereits angegeben. Der betreffende Herr war auch an jenem Abend im Kaffeehause.

Beispiel Nr. 16. — Bedingungen: Ich denke längere Zeit über eine, wie mir scheint, rein theoretische Frage nach. Plötzlich kommt mir unerwartet zum Bewußtsein, daß das treibende Moment in der Behandlung jener Frage für mich eigentlich nicht in theoretischem, sondern in egoistisch-praktischem Interesse bestand. Gleichzeitig mit dieser Entdeckung taucht das Symbol auf.

Szene: Vor mir zeigt sich ein Bursche mit einem höchst pfiffigen Lächeln um die Lippen. Er freut sich offenbar unbändig, mit seiner Schlauheit hinter meine Schliche gekommen zu sein.

Deutung: Ergibt sich wohl von selbst. Das Phänomen könnte insofern auch zur „materialen Kategorie" gezählt werden, als der schlaue Bursche das sachliche Erkenntnis personifiziert: „Das Interesse, das dich treibt, ist ja egoistisch, du hast dir's nur nicht eingestehen wollen." Dies Erkenntnis läßt sich indes schwerlich vom affektbetonten Ich-Erlebnis loslösen. Abgesehen davon, daß Personifikationen der geschilderten Art an und für sich schon zumeist nur aus funktionalen Wurzeln entspringen und eine Projektion psychischer Komplexe und Vorgänge nach außen darstellen, ist auch in diesem speziellen Fall die Affektlage so, daß man kaum mehr von einem sachlichen „materialen Phänomen" sprechen kann. Die affektive Lebhaftigkeit

der Personifikation weist vielmehr deutlich darauf hin, daß ich es mit einer Projektion eines lebendigen Stückes meines eigenen Seelenlebens nach außen zu tun habe; mit einem Spiegel dessen, was gerade aktuell in mir vorgeht, und noch dazu mit einer Affektbetonung, die genau jenem Spiegelbild entspricht.

Quelle: Eine besondere Quelle braucht hier vielleicht nicht angenommen zu werden.

Beispiel Nr. 17. — Bedingungen: Eines Morgens noch ziemlich müde im Bette liegend, überlege ich, ob ich trotz der Müdigkeit schon aufstehen solle oder nicht.

Szene: Ich lege einen Strähn meiner Haare mehrmals versuchsweise nach rechts und nach links, ungewiß, ob er auf diese oder jene Seite der „Abteilung" gehöre.

Deutung: Das Schwanken zwischen zwei Möglichkeiten drückt sich hier aus.

Quelle: Ich habe abends vor dem Schlafengehen bemerkt, daß meine Haare stark in Unordnung gebracht waren.

Beispiel Nr. 18 (Hypnopompisch). — Bedingungen: In einer gewissen Schlaftiefe des Morgens über einen eben entschwundenen Traum nachdenkend — ihn gewissermaßen nach- und austräumend — fühle ich mich dem Bewußtsein nähern; ich will aber lieber in dem Schlummerzustande bleiben.

Szene: Ich schreite mit einem Fuß über einen Bach, ziehe aber den Fuß wieder zurück, um herüben zu bleiben.

Deutung: Das Überschreiten des Baches illustriert das Überschreiten jener psychischen Schwelle, die das Schlafen vom Wachen trennt. Mein Innehalten, da ich im Schlummerzustand bleiben will, wird durch das Zurückziehen des eben schon schreitenden Fußes sehr angemessen dargestellt. Das Beispiel, ein Fall sehr rein ausgeprägter funktionaler Kategorie, gehört jener wichtigen Art von Dartsellung an, die ich erst kürzlich definiert und behandelt habe[1]), nämlich der Schwellensymbolik. Die Schwellensymbolik, wovon man an der obigen Stelle viele Beispiele findet und die ich immer mehr beachten lerne, je mehr Fälle ich aus diesem Gesichtspunkt betrachte, gehört natürlich ganz in die funktionale Kategorie.

Beispiel Nr. 19. — Bedingungen: Ich habe die Einrichtung getroffen, daß man mich täglich des Morgens um eine bestimmte Stunde

[1]) In der Abhandlung über „die Symbolik des Erwachens und Schwellensymbolik überhaupt", enthalten im vorliegenden Jahrbuch.

weckt. Ich bin gewohnt, dieses Wecken als ein, wenn auch zumeist unerwünschtes, so doch beherzigenswertes Signal zum Aufstehen zu betrachten, und die Furcht, infolge nochmaligen Einschlafens meine Zeit zu versäumen, dominiert selbst dann, wenn ich einmal wirklich vollauf Muße hätte, länger im Bette zu bleiben. — Eines Tages wache ich nun, was manchmal vorkommt, schon eine Viertelstunde vor dem Wecksignal auf. Ich fühle mich sehr müde, denn ich bin spät ins Bett gekommen. Mir fällt ein, daß ich Vormittag nichts Dringendes zu tun habe, und beschließe darum, auf das Wecksignal noch nicht aufzustehen, sondern mich ruhig weiter auszuschlafen. Ich schlafe wieder ein und erwache bald darauf durch das übliche Klopfen an der Tür. Meines Vorhabens eingedenk, bemühe ich mich nun, von dem Klopfsignale so wenig Notiz zu nehmen als möglich, um nicht durch den Gedanken daran in dem beabsichtigten Weiterschlafen behindert zu sein. Ich will also das soeben gehörte Signal aus meiner Erinnerung weghaben.

Szene: Ich stecke einen Brief in meine linke Brusttasche.

Deutung: Diejenigen Briefe und Schriftstücke, die ich bald erledigen und an die ich also erinnert sein will, trage ich in der rechten Brusttasche, deren Inhalt mir täglich mehrmals vor Augen kommt. Briefe, die einer baldigen Erledigung nicht bedürfen, stecke ich in die linke Brusttasche, deren Inhalt ich oft tagelang nicht beachte. Der „Brief" in dem autosymbolischen Phänomen steht also für den Eindruck des Wecksignals; ich stecke ihn in die linke Brusttasche, heißt soviel als: er soll mir nicht so bald unter die Augen kommen. Daß ein Brief in dem Symbole vorkommt, hat eine selbständige Determinierung auch wieder darin, daß das Wecksignal auch eine Botschaft oder gleichsam die allererste „Morgenpost" ist. Die Hauptdeterminierung liegt aber natürlich in der Gleichung „Nicht erinnert sein wollen" = „In die linke Brusttasche stecken". Das Beispiel ist ein sehr hübscher Fall von halluzinierter Symptomhandlung.

III. Somatische Kategorie.

Beispiel Nr. 20: Ich lege mich abends zu Bette, um zu schlafen, und zwar auf die rechte Seite. Die rechte Hand lege ich zur Unterlage halb unter den Kopf, und zwar so, daß der Daumen an der Schläfe, der Zeigefinger ziemlich gestreckt ober der Augenbraue an der Stirn, die anderen drei Finger aber gekrümmt vor dem Auge sich befinden. Plötzlich taucht ganz unvermittelt das Bild eines Revolvers auf, dessen Griff rechts unten, dessen Lauf nach links oben gerichtet ist. Als ich mir über dieses Bild Rechenschaft zu geben suche, fällt mir die ganz unwillkürlich eingenommene Lage meiner Hand erst auf. Die Stellung der Finger ist fast dieselbe wie beim Halten eines Revolvers; der gestreckte Zeigefinger stimmt zwar nicht ganz dazu, vervollständigt aber das Gesichtsbild: er markiert den Lauf

der Waffe. Das Gesichtsbild des Revolvers meiner Halluzination ist somit an Lage- und Druckempfindungen assoziiert worden. — Da mir das Einschlafen schwer wird, drehe ich mich, an den Revolver kaum mehr denkend, auf die linke Seite herum. Da taucht urplötzlich wieder das Bild des Revolvers vor mein Auge, nur diesmal eine anders geformte, mehr längliche Waffe, deren Griff sich links befindet und deren Lauf nach rechts oben gerichtet ist. Ich habe nämlich, ohne darauf zu achten, in analoger Weise, wie vorher die rechte Hand, jetzt die linke Hand halb unter den Kopf gelegt, nur etwas mehr auseinandergespreizt. Daher die längere Waffe. Im übrigen war das Bild natürlich symmetrisch zum rechtsseitigen. — Das Bild des Revolvers muß freilich außer den Lageempfindungen auch noch andere Determinationen gehabt haben. Leider sind sie mir unbekannt geblieben.

Beispiel Nr. 21. — Subjektiv: In einer hypnagogischen Halluzination zeige ich jemandem einen stark rauchenden Kamin und spreche angelegentlich über die Menge des daraus entströmenden Qualms.

Objektiv: Später bemerke ich erst, daß ich — wahrscheinlich infolge einer beginnenden Rhinitis — ein leichtes Kitzeln in der Nase verspüre.

Deutung: Infolge der in der Schlaftrunkenheit herabgesetzten Unterschiedsempfindlichkeit apperzipiere ich unrichtig; ich schreibe den Reiz in der Nase einer unrichtigen Ursache zu, nämlich einem Rauch statt einem Schnupfen. Mit der bloßen Konstatierung dieser „mangelhaften Unterschiedsempfindlichkeit" ist der Fall aber nicht abgetan. Eine genauere Betrachtung zeigt, daß die halluzinierte Szene ein in mehrfacher Hinischt passendes Bild, ein gutes Symbol, für den Tatbestand und die sich an ihn knüpfenden Erwägungen ist. Die Nase wird einem Kamin verglichen; und gerade so wie der Schornstein qualmt, ist zu befürchten, daß die Nase rinnen wird. Es muß ein Schornsteinfeger verständigt werden, der den verstopften Kamin (Doppelsinn von „Züge": Feuerzüge und Atemzüge; der Ofen hat „Luft", die Nase hat „Luft"; das sind sachliche, nicht bloß sprachliche Übereinstimmungen) dadurch wieder frei macht, daß er ihn durchbürstet (Durchpinselung mit Mentholvaselin oder Lapislösung; mein Arzt gebrauchte manchmal den Ausdruck „ausbürsten"). Der Mann, mit dem ich über den rauchenden Kamin spreche, ist der Schornsteinfeger oder der Arzt. Die ärztliche Behandlung ist bei mir fast in jedem Falle von Schnupfen notwendig, da sich die Nasenschleimhaut in ungebührlicher Weise auflockert und von selbst nicht ordentlich heilt. Wenn im Kamin Ziegel (rot, wie die Schleimhaut) gelockert sind, kann auch Rauch entweichen. — Über „Schornstein" und „Ziegel" führt eine Assoziation zu der bekannten Lesebuchgeschichte von

jenem Manne, der auf die Mitteilung, daß am Dach seines Hauses ein Ziegel fehle, bloß die Achseln zuckt, der auch das nächste Jahr, als schon mehrere Ziegel fehlen, nichts von einem Dachdecker wissen will und der für seinen unangebrachten Sparsinn durch einen furchtbaren Schaden bestraft wird. Auch bei mir ist die Beschädigung des Ziegelwerkes (Nasenschleimhaut) nichts Gleichgültiges. Der Schaden muß (wenn's auch eine kleine Überwindung kostet; Unannehmlichkeit der Behandlung) beizeiten behoben werden, sonst breitet er sich aus und richtet allerlei Verheerungen an (an einen unschuldig scheinenden „Schnupfen" haben sich bei mir schon die unangenehmsten Folgschaften gehängt). — Alle diese Erwägungen dürften mitbestimmend gewesen sein für die Gestalt des somatischen Symbols.

Beispiel Nr. 22: Eines Vormittags hatte ich mit jemandem eine wichtige Unterredung. Es lag mir daran, daß ein Wunsch, den ich hatte, Verwirklichung fände. Ich befürwortete meine Sache nach Kräften und legte im Verlaufe des eifrigen Gesprächs meine Rechte auf eine Hand jener Person, gleichsam um meinen Worten mehr Gewicht zu geben. Da wurde aber die Hand zurückgezogen, ein ablehnendes Symptom. — Nachmittags fühle ich mich müde und wohl auch verstimmt darüber, daß ich von jener Seite, die ich vormittags konsultierte, keine Förderung meiner Idee zu erwarten habe. Ich versuche zu schlafen. Da plötzlich sehe ich die Szene von vormittag vor mir. Diesmal finde ich mehr Verständnis. Die Person, mit der ich spreche, behandelt mich ganz väterlich, nimmt wohlwollend meine Hand in beide Hände und verspricht, mich in meiner Bestrebung wärmstens zu unterstützen — so wie ich's erhofft hatte. Meine üble Stimmung weicht sogleich einem Gefühle der Erleichterung. — Allerdings mache ich bald darauf die enttäuschende Entdeckung, daß der herzliche Händedruck darauf zurückzuführen ist, daß ich auf meiner Hand liege.

Anmerkung: Das somatische Material, der „Leibreiz", wird hier in den Dienst einer wunscherfüllenden Phantasie gestellt und dementsprechend apperzipiert. In diesem Beispiel herrscht deutlich eine jener „Komplex"-Konstellationen, wie man sie im Traume so häufig nachweisen kann. — In der gesperrt gedruckten Stelle offenbart sich die teleologische Seite der Wunscherfüllung im Traum, in deren Dienst die Symbolik bekanntermaßen oft gestellt wird. Der Schlaf soll leibliche und seelische Erquickung bringen; diese ist (wofern überhaupt geträumt wird) nur möglich, wenn seelische Mißtöne beseitigt, quälende Wünsche vorübergehend als erfüllt dargestellt werden. Daß sich dann zwischen mehreren Wünschen ein Kampf abspielen kann, der das Angestrebte in Peinliches verwandeln

und neue Konflikte heraufbeschwören kann, das ändert nichts an der Zweckmäßigkeit der Einrichtung an sich.

Beispiel Nr. 23 (hypnopompisch): In der Nacht gerate ich nach einem unruhigen Schlaf in einen halbwachen Zustand. Dabei erlebe ich folgende Szene: Ich breche eine Anzahl Zweige von einem Tollkirschenstrauch und stecke einige von den Früchten in den Mund. Um mich nicht zu vergiften, spucke ich die zerkauten Kirschen wieder aus, es gelingt mir aber nicht, den widerlichen Geschmack wegzubekommen. Auch besorge ich, etwas von dem giftigen Saft verschluckt zu haben.

Deutung: Beim vollständigen Erwachen konstatiere ich, daß ich mich in einem fieberhaften Zustande befinde (wahrscheinlich Reaktionsfieber nach einer Lapisbehandlung der Nasenschleimhaut) und daß ich einen schlechten Geschmack im Munde habe. Dazu kommt ein durch Schleimmassen verursachter Brechreiz. In der traumhaften Apperzeption dieses Sachverhaltes hat die toxische Eigenschaft der Tollkirschen zur Erklärung des Unwohlbefindens, ihr widerlicher Geschmack (den ich allerdings nicht aus eigener Erfahrung kenne) zur Erklärung des eklen Geschmackes im Munde gedient. Vermutlich ist das Bild noch durch irgend einen Komplexeinfluß herangezogen worden, welcher den Ausschlag gab, daß unter mancherlei möglichen Bildern gerade das der Tollkirschen gewählt wurde. Die Assoziation vom Übelbefinden und schlechten Geschmacke zu den Tollkirschen erscheint mir zu schwach, um allein zu genügen (wie etwa die schöne assoziative Verankerung von Symbol und Gegenstand im Beispiel Nr. 21, vom rauchenden Kamin), obgleich ich mich damals mit Solaneen beschäftigte und die Tollkirschen daher nicht gerade weitab lagen.

Beispiel Nr. 24: Ein Übergangsfall zwischen Traum und hypnopompischer Halluzination. Des Morgens:

Szene: Ich stehe vor einem Spiegel und sehe mein Gesicht fürchterlich entstellt. Mein linkes Auge ist verkniffen, verschwollen, verfärbt. Die Geschwulst nimmt sich so entsetzlich aus, daß ich mich frage, ob denn in den Falten des bläulichen Fleischklumpens der Augapfel überhaupt noch vorhanden oder ob er nicht am Ende zerstört sei. Ich versuche krampfhaft, das linke Auge zu öffnen. Mit einiger Anstrengung gelingt dies auch ein bißchen, doch — was sehe ich da im Spiegel? Unter dem Auge, das durch die Geschwulst fast ganz verdeckt ist, steckt ja im Fleisch ein pflaumengroßes Gebilde, das sich eben den Weg nach außen bahnt! Ich helfe tapfer nach — so, wie wenn man einen Mitesser ausdrückt — und, richtig, die Kugel läßt sich herausquetschen. Ich erwache, indem mir, gleichsam als Fortsetzung eines Satzes aus der Beschreibung einer Operation, die Worte gegenwärtig sind: „. . . . und einen großen Tumor entfernte".

Deutung: Nach dem Erwachen nehme ich wahr, daß ich mit der linken Gesichtshälfte auf meiner linken Hand liege und daß der Knöchel des Daumens dicht unter dem Auge einen harten Druck ausübt. — Dieses Beispiel zeigt noch deutlicher als das vorige den Einfluß anderer Momente als der durch die somatische Sachlage gegebenen. Die Eindrücke werden tendenziös so apperzipiert, daß sie einen Angstaffekt mit nachherigem Erleichterungsgefühle scheinbar begründen. Es ist mir leider nicht bekannt geworden, welcher Komplex die von den Leibreizen gegebenen Data zu seiner Darstellung benutzte.

Beispiel Nr. 25. — Bedingungen: Abends im Bette liegend, will ich mir versuchshalber irgend eine Zahl einfallen lassen, die meinen gegenwärtigen Zustand (ich meinte mehr den seelischen als den körperlichen) symbolisieren soll. Ich habe die Absicht, den Einfall nachträglich psychanalytisch zu betrachten.

Einfall (visuell): 247.

Deutung: Als ich diese Zahl vor mir sehe, habe ich fast gleichzeitig das Gefühl, daß ich selbst durch meine Körperlage das Bild der Zahl liefere. Es ist mir nicht sofort klar, wie; aber nach einigen Sekunden wird mir Aufschluß. Die Zwei wird durch die Lageempfindung in meinem linken Arme, der unter dem Kopfe zurückgelegt ist, hervorgerufen[1]), die anderen beiden Ziffern durch die Lageempfindungen der Beine. Die Beine sind gekreuzt (sie bilden in Wirklichkeit das Ziffernbild 4, denn ein Bein ist gestreckt, das andere im Knie ungefähr rechtwinklig gebogen); 4 und 7 sind die einzigen Ziffern, in denen sich je zwei gerade Linien kreuzen; sie sind also die einzig geeigneten und dabei sehr geeigneten Abbilder meiner Beinstellung. Außerdem ist $4 + 7 = 11$; und die Beine nennt man „die Elfer".

* * *

In diesen und ähnlichen Beispielen, welche man durch Hervorrufung hypnagogischer Halluzinationen gewinnen kann, kommt mehr oder minder sichtbar jene Tendenz jedes vorgestellten Gegenstandes zum Ausdruck, „voll erlebt zu werden oder adäquat, das heißt, in einem adäquaten Bild erfaßt zu werden[2])... Diese Tendenz besteht in uns jederzeit und sie ist jederzeit um so stärker, je mehr die Vorstellung des Gegenstandes in uns Kraft hat oder wir ihr hingegeben

[1]) Ganz ähnlich war das auf derselben Grundlage beruhende Bild des Beispiels Nr. 7.

[2]) Theodor Lipps, a. a. O., S. 246.

sind. Und dies wird jederzeit um so mehr der Fall sein, je mehr der Gegenstand uns bedeutet oder je eindrucksfähiger er ist, je mehr psychische Energie mit anderen Worten die Vorstellung hat".

Diese psychische Energie, die als das treibende Moment bei dem früher[1]) erwähnten „positiven Faktor" der Symbolbildung anzusehen ist, kann ebensowohl in einer willkürlichen Anstrengung oder „Hinlenkung" der Apperzeption gesucht werden als in einer Affektbesetzung des Gegenstandes, der sich ins Bewußtsein schiebt und in Symbolform sich durchsetzt. Die durch willkürliche Aufmerksamkeitshinlenkung hervorgebrachte Energiebesetzung des Gegenstandes ermöglicht eben das willkürliche Hervorrufen der autosymbolischen Phänomene, wie ich es in dem mehrfach erwähnten „Berichte" dartat. Besonders können die reinen „materialen" Phänomene nur dann zustande kommen, wenn die Energiebesetzung von der rein sachlich orientierten Aufmerksamkeit und nicht von den tendenziösen Affekten herrührt. Affektbesetzung pflegt bei den Phänomenen, sofern sie zur materialen Kategorie gezählt werden, eine Störung zu bedeuten, eine Abdrängung von der strengen Sachlichkeit und daher eine Verschiebung vom Symbole des I. Typus zu einem solchen des II. Typus. Bei den Phänomenen der funktionalen Kategorie[2]) dagegen ist das affektive Moment kein Fremdkörper, sondern ganz im Stil dieser Kategorie gelegen. Gehören doch die Affekte als psychische Reaktionsweisen gerade zum funktionalen Dasein der Psyche!

Die Frage der Affektbetonung wird auch von Stekel[3]) angeschnitten. Bezugnehmend auf meine Beobachtungen und auf das Grillparzersche Beispiel, macht er einige Bemerkungen, zu denen ich bei dieser Gelegenheit Stellung nehmen will. „Ich bin", so schreibt er, „gleichfalls in der Lage, einige Beispiele zur Symbolisierung unbewußter Gedanken im Einschlafen zu bringen. Ich verweise diesbezüglich auf die bereits[4]) analysierten Beispiele, da der während der Kur Einschlafende statt des psychoanalytisch forschenden Arztes den Zahnarzt erblickt, der ihm auf den Zahn fühlt. Bemerkenswert ist, daß mit der Symbolisierung sofort die Sexualisierung eintritt. Ich kann nach meinen Erfahrungen nicht immer einen Zusammenhang zwischen dem hypnagogen Bild und den Wachgedanken herausfinden. Abweichend von Silberer, habe ich oft (auch bei mir[5]) selbst!) Bilder konstatieren können, die keine Assoziation an die Wachgedanken erkennen

[1]) S. 684.

[2]) Oder sofern gemischte Phänomene (und sie sind ja fast alle „gemischt"!) unter dem Gesichtspunkt der funktionalen Kategorie betrachtet werden.

[3]) Stekel, a. a. O., S. 491.

[4]) Nämlich a. a. O.

[5]) Stekel.

ließen. Ich glaube, der Unterschied der Beobachtung läßt sich leicht aufklären. Nur affektbetonte Wachgedanken gehen in den Traum über. Schlafe ich vor Langeweile ein, so melden sich ganz andere, fremde, aber affektreiche Bilder, die ich zurückgedrängt habe. Ich habe vielleicht aus diesem Grunde mich gelangweilt und keine Aufmerksamkeit aufbringen können."

Gemäß meinen oben gemachten aus der Erfahrung geschöpften Bemerkungen kann die gesperrt gedruckte Formel in Stekels Ausführungen nur in dem Fall unverändert aufrecht erhalten bleiben, wenn man den Willen oder die Anspannung der Aufmerksamkeit unter die Affekte rechnet. Denn ich halte es für erwiesen, daß nicht bloß die apperzeptive Insufficienz auf rein intellektualer Basis (ohne Affektmitwirkung) entstehen kann, sondern daß auch der „positive Faktor", also der, welcher sich zum Symbol durchringt, ebensowohl von der Anspannung der Apperzeptionskraft als von den Affekten her jene Energiebesetzung erhalten kann, die zum „Durchringen" notwendig ist. Daß man nicht beides in einen Topf werfen sollte, das ergibt sich meines Erachtens schon aus den verschiedenen Symboltypen, die sich in den zwei möglichen Fällen ergeben. Eine Beziehung der Halluzinationen zu den Wachgedanken, die Stekel oft vermißt, ergibt sich nur, wenn diese energiebesetzt (das ist wohl ein besserer Ausdruck als „affektbesetzt") waren. Geht man darauf aus, eine Umsetzung der Wachgedanken in ein Symbol zu erzielen, so muß man sie eben (wie es mein „Bericht" angibt), willkürlich mit Aufmerksamkeit besetzen. Geschieht dies nicht, so werden sich freilich die stets bereiten affektbeladenen Komplexe des Einschlafenden bemächtigen und (ohne Rücksicht auf die Wachgedanken) selbst zur symbolischen Darstellung zu gelangen suchen. In solchen Fällen, d. h. wo die Affekte mitzureden haben, tritt freilich sehr leicht „mit der Symbolisierung sofort die Sexualisierung" ein. Nach meinem Dafürhalten muß dies jedoch nicht immer sein; die Rolle der Sexualität habe ich in meinem Beispiel Nr. 1 am Schlusse hinreichend gewürdigt. Noch ist zu Stekels Worten zu erwähnen, daß — wie meine Beispiele deutlich erweisen — nicht bloß „unbewußte" Gedanken zur symbolischen Darstellung gelangen. Dies nur, um einer irrtümlichen Auffassung zu begegnen!

Dem Ungeübten mag es vielleicht manchmal Schwierigkeiten machen, ein Phänomen als materiales oder funktionales zu agnoszieren. Insbesondere mag es bei komplexen Phänomenen schwer fallen, die materialen und funktionalen Elemente (Determinationen) herauszufinden und voneinander zu scheiden. Ich gebe zu, daß manchmal beide Arten von Determinationen dergestalt miteinander verwachsen sind, daß ein Isolieren des einen Momentes vom andern kaum gelingt; es gibt eben Übergangs- und Grenzfälle. Doch läßt sich die Scheidung meistenteils recht gut durchführen.

Zum Auseinanderkennen der Phänomene erster und zweiter

Kategorie ist außer der rein logischen Betrachtung die Würdigung des Umstandes sehr nützlich, daß die halluzinierten Szenen der funktionalen Kategorie (in ihrem manifesten Auftreten) eine Affektbetonung aufzuweisen pflegen. Diese Tatsache stimmt mit jenem Prinzip überein, welches ich geradezu als das „Kriterium" zur Erkennung des funktionalen Phänomens bezeichnen möchte: Zum funktionalen Phänomen ist eine Ichbeziehnug notwendig, die aktuell sein muß. Diese Ichbeziehnug muß Erlebnis sein, nicht etwa bloß Gegenstand des diskursiven Denkens[1]). Es genügt daher zum funktionalen Phänomen nicht, daß das Symbol, welches auftritt, etwas Psychisches zum (latenten) Gegenstande habe. Sondern dieses Psychische muß in meiner eigenen Psyche aktuell sein, indem ich es entweder erlebe oder nachfühle (letzteres durch Erinnern und „Einfühlen" in fremde psychische Zustände). Das unbeteiligte Nachdenken über einen Gegenstand (und beträfe er auch psychische Verhältnisse) liefert, falls es zur Verbildlichung kommt, das Symbol der materialen Kategorie. Die mitgeteilten Bestimmungen hindern nicht, daß auch das funktionale Phänomen unter Umständen einen ganz „sachlichen" Charakter haben und dem Symbol des ersten Typus eingereiht werden kann.

Wir können uns nun zum Schlusse mit noch einigen Beispielen befassen, die teils eigentümliche Verflechtungen von Determinationen verschiedener Kategorien, teils andere Eigentümlichkeiten zeigen. Es sind wieder hypnagogische Halluzinationen der autosymbolischen Art. Ich bringe sie ohne Einteilung in Gruppen.

Fortsetzung der Beispiele.

Beispiel Nr. 26: Es handelt sich, wie man gleich sehen wird, um einen jener Fälle, wo ein psychischer Vorgang (Funktion) Gegenstand der Symbolik ist, aber so, daß dieser Vorgang nur theoretisch gedacht (als ein Inhalt!), nicht aber aktuell erlebt (als aktuelle Funktion) wird. Der Gegenstand der Symbolik ist für mich nur psychologisch, nicht aber psychisch. Daher ist das auftretende Phänomen ein materiales, nicht ein funktionales.

Bedingungen: Angeregt durch den Wundtschen Gedanken an die „psychologische Kausalität", suchte ich mir zu vergegenwärtigen, wie es wäre, wenn man den ganzen Vorstellungsverlauf (samt Gefühlen, Willens-

[1]) Ich kann ja über einen psychischen Zustand oder eine psychische Funktion ebensogut auch bloß als ein Unbeteiligter „nachdenken" als ihn in mir (bewußt oder unbewußt) erleben. Dieses Erleben aber ist zum funktionalen Phänomen erforderlich.

handlungen, kurz, den gesamten in das Licht der Apperzeption tretenden Gang von Bewußtseinserscheinungen) während eines Tages oder mehrerer Tage aufschreiben würde. Ich stieß, als ich über die praktische Durchführbarkeit nachdachte, auf die Schwierigkeit, die es geben würde, wenn man all die subtilen Schattierungen des Gefühlslebens genau wiedergeben wollte: anders als in Bildern und Umschreibungen ließen sich die fein nuancierten Gefühle nicht wiedergeben; die Bilder aber sind keine präzisen Ausdruckswerkzeuge und würden das Ganze in unbestimmten Umrissen malen, statt es unverrückbar fest begrifflich zu fixieren. Der Ausdruck in Bildern wäre gewissermaßen zu extensiv: er würde gleichsam den scharf umrissenen Punkt, um den es sich handelt, in ein mehr oder minder phantasiereich ausgeschmücktes Band auseinanderziehen. Nur wenn ein solches extensives „Auseinanderziehen" — so dachte ich weiter — nicht planlos, sondern in solchen Richtungen geschähe, daß diese durch ihre Beziehungen zueinander den richtigen Brennpunkt unverkennbar angeben würden, nur dann wäre die Forderung, welche man an die Darstellung stellen muß, erfüllt.

Symbol: Zwei rechtwinklig gekreuzte Schwerter.

Deutung: Die Schwerter bedeuteten zwei Richtungen, in welchen sich die zur Veranschaulichung des zu beschreibenden Gefühls dienlichen Exkurse bewegen mochten; der Schnittpunkt dieser Richtungen aber, der Kreuzungspunkt der Schwerter, war dann natürlich das Sinnbild der eindeutigen Bestimmtheit des zu definierenden Gefühls. In der Tat ist in der Planimetrie ein Punkt durch zwei Koordinaten eindeutig bestimmt, so groß die außerhalb des Punktes liegenden Stücke der beiden Koordinaten auch sein mögen. Die Schwertschneiden haben außerdem eine Beziehung zur Schärfe der eindeutigen Bestimmtheit. Es wurde ja ein „scharf" umrissener Punkt gesucht!

Quelle: Fechtunterricht.

Anschließendes funktionales Symbol: Den geschilderten Gedankengang wollte ich mir — ich war nahe dem Einschlafen — rasch noch rekapitulieren, um ihn nicht zu vergessen. Sogleich stand, mit erstaunlicher Deutlichkeit, ein großer livrierter Lakai vor mir, gleichsam meine Befehle erwartend. (Analogon zu dem „sarkastischen Freund" von früher. Diesmal fühlte ich nicht jene Denkschwierigkeit wie damals und rechnete auf eine günstige Erledigung der gestellten — leichteren — Aufgabe: daher das Bild des dienstfertigen Helfers, nicht des Spötters.)

Beispiel Nr. 27.: Ein Fall sinniger Verschmelzung materialer und funktionaler Symbolik. Ebenso Beispiel Nr. 28.

Bedingungen: Ich denke über die verschiedenen Arten der Gesetzmäßigkeit in der Natur (Kantsches Problem) nach und sehe da zwei Probleme innig miteinander verwoben. Ich gebe mir Mühe, sie zu trennen, meine Urteilskraft läßt mich aber im Stiche. Die Begriffe verblassen immer mehr und ich erlebe endlich diese

Szene: Ich bin an einer Melonenschnitte damit beschäftigt, den eßbaren Teil von der innig damit verbundenen Schale loszutrennen: ich schneide und schneide — aber es will nicht gehen.

Deutung: Ein materiales Bild der innigen Verwobenheit der zwei Probleme (welche gleichsam zwei Seiten, Innen- und Außenseite, eines und desselben Dinges betreffen) und gleichzeitig ein funktionales Bild meiner erfolglosen Bemühung: die zwei Teile haften so aneinander, daß ich sie nicht trennen kann. Widerstand bei einer psychischen Operation. Die Szene ist affektbetont mit dem Gefühle der ärgerlichen Anstrengung.

Quelle: Rezente Beschäftigung mit einem geometrischen Problem, wobei melonenschnittartige Figuren vorkamen, die mir anfangs auch Kopfzerbrechen machten.

Beispiel Nr. 28. — Bedingungen: Durch das Zeitproblem angeregt, bemühe ich mich, im Gegensatze zur kantischen Auffassung, die Vorstellung der Zeit als „Begriff" zu nehmen und Analogien unter anderen Begriffen zu finden, wonach sich die einzelnen Zeiträume zur Gesamtzeit ebenso verhalten sollten wie etwa stoffliche Mengen zur Gesamtmenge eines unter einem Begriffe gedachten materiellen Stoffes.

Szene: Ich drücke eines jener Spielereiteufelchen, die aus einer Überraschungsbüchse herausspringen, in die Büchse hinein; jedesmal aber, wenn ich die drückende Hand wegziehe, springt das Teufelchen mit der Spiralfeder wieder lustig heraus: vergebliche Arbeit!

Deutung: Die vergebliche Bemühung — das ist die funktionale Beziehung. Das gewaltsame Hineinpressen einer Sache in einen Begriff, als logisch gedachtes Verhältnis, als sachlicher Gegenstand meiner Überlegung, macht die materiale Seite der Determinationen aus.

Beispiel Nr. 29. — Bedingungen: Es kommt mir eine Angelegenheit in den Sinn, die ich für jemand zu ordnen hatte. Mir fällt ein, daß ich die Sache bereits erledigt habe, und komme zu dem Schlusse, daß ich nichts mehr zu besorgen (nämlich keine Schritte in dieser Sache mehr zu tun) habe.

Szene: (Zuerst eine akustische Halluzination materialer Kategorie, die ich an anderer Stelle[1]) bereits beschrieben habe. Sodann:) Ich sehe einen müden, geneigten Kopf vor mir, mit matten, weißlichen Haaren, welche schlaff herabhängen. Der Kopf eines greisen Mannes.

Deutung: Dieser Greis hat in der Tat (auf der Welt) „nichts mehr zu besorgen". Die Umdeutung der Worte „nichts mehr zu besorgen" auf ihren Nebensinn mag unter dem Einfluß eines affektbeladenen Komplexes vor sich gegangen sein. Jedenfalls stellt sie eine stark tendenziös aussehende Verschiebung längs einer Assoziationsbahn dar. Der unter „Bedingungen" mitgeteilte Gedanke ist kaum mehr als der „Gegenstand" dieses Symbols anzusehen.

Beispiel Nr. 30: Eine typische Verknüpfung von somatischer mit funktionaler Symbolik.

Bedingungen: Abends vor dem Einschlafen habe ich ein quälendes Trockenheitsgefühl in der Nase, namentlich in deren oberen Partien. Ich möchte sehr gerne mit Mentholvaseline nachhelfen, wie ich es häufig tue,

[1]) In dem mehrfach erwähnten „Bericht".

habe aber den Entschluß gefaßt, es heute nicht zu tun, um mich nicht daran zu gewöhnen und dann davon abhängig zu sein.

Szene: Eine Verschwörung (etwa gegen einen Fürsten oder König) ist im Werk. Ich, im Gefühl es sei unrecht, tue nicht mit, bin aber doch irgendwie dabei beteiligt.

Deutung: Verschwörung gegen den Herrscher: die Nase ist oben, wie der König und ist ein lästiger Herrscher. Man soll ihm mit Vaseline zu Leibe gehen, ich halte mich aber standhaft vor diesem Angriffe nach oben zurück. Dennoch bin ich an einer Verschwörung beteiligt, deren Ziel es ist, lästige Ketten abzuschütteln: ich strebe ja die Unabhängigkeit an, nämlich die Unabhängigkeit von den Kaprizen der Nase und den Fesseln der drohenden Angewöhnung.

Quelle: Lektüre von „Hernani".

Anmerkung: Die starke ethische Betonung der Verschwörungsszene pfropft sich der ethisch bedeutungslosen Nasenangelegenheit auf. Es kann wohl nicht angezweifelt werden, daß durch Wiederholung und Gewöhnung solcherart inadäquate ethische Betonungen allem Möglichen sich aufpfropfen. Anerziehung von überflüssigen Hemmungen!

Beispiel Nr. 31.: Ein Fall, wo das auftretende Bild nicht für einen bewußt vorhandenen, sondern für einen gesuchten Inhalt, nämlich für ein mir entfallenes Erinnerungsmaterial symbolisch eintritt.

Bedingungen: Ich denke über einen Versuch nach, „des Sängers Fluch" von Uhland in Musik zu setzen. Ich vergegenwärtige mir die Stelle:

„Sie singen von Lenz und Liebe" usw.

welche ich bisher zwar zu formen schon versucht habe und die mir in einzelnen Teilen schon lange vorschwebt, die aber noch keine feste Gestalt angenommen hat und auch nicht niedergeschrieben ist. Ich habe das Gedicht nur mehr mangelhaft im Kopf. Ich denke mir die Strophe rein musikalisch (ohne die Worte) zu Ende — dann stocke ich, weil ich den Übergang zu der dramatischen Szene nicht mehr recht weiß. Da tritt das Symbol auf. (Hinzuzufügen ist noch, daß ich erkältet bin und mich nicht wohl fühle; leichte Erregung.)

Szene in 3 Stadien: 1. Ich stehe mit den Füßen in einer Art Rille, die sich meinen Beinen seitlich anschmiegen zu sollen scheint. — 2. Die Rille wird flacher und entpuppt sich als die Hohlkehle eines Pfeilerprofils in einer (wahrscheinlich gotischen) Kirche. Da ich senkrecht zur Kehle stehe, liege ich eigentlich (horizontal). — 3. In der Hohlkehle bemerke ich Zeichen eingegraben. Es ist, als ob ich, einem Ritual folgend, diese Zeichen (durch meine Stellung) auszudrücken hätte.

Deutung in 2 Stadien:

1. Gleich beim Erwachen aus dem Dämmerzustande glaube ich aus dem Symbol dies entnehmen zu sollen: ich habe die Aufgabe, das, worauf ich stehe oder fuße, die Zeichen in der Rille, auszudrücken; kann mit ihnen aber niemals übereinkommen, da ich senkrecht zur Rille stehe. Die Bedeutung ist somit: Unmöglichkeit, den Gehalt des Gedichtes über-

einstimmend musikalisch auszudrücken. Außerdem: die Vergeblichkeit des Nachdenkens und der Bemühung, mir die entfallene Stelle in die Erinnerung zurückzurufen und in den Zusammenhang einzufügen. Ein Gewebe aus funktionalen und materialen Beziehungen.

2. Tags darauf fällt mir die Bedeutung der Kirche erst auf, als ich mir — diesmal mit Erfolg — die Stelle des Gedichts ins Gedächtnis zurückrufe: Sie lautet:

„Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott;
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott."

Das Wesentlichste an dem Phänomen scheint mir jetzt die Umsetzung dieses Inhalts, der mir in der Originalfassung nicht einfallen wollte, ins Symbol zu sein. Eine hübsche Ersatzbildung! In dem Symbol findet sich die gesperrt gedruckte Stelle des Zitates wiedergegeben. Die Beziehungen sind hergestellt durch Gott — Kirche, und durch Beugen (Anbetung) — Beinstellung (mit ritueller Bedeutung).

Quellen: Beschäftigung mit Mathematik (Achsen, Normale) kurz vor Auftreten des Phänomens, im Bette. — Beschäftigung mit Reliefs, Abraxen, Steinmetzzeichen. — Somatische Quelle: Meine horizontale Lage; ein Unterschenkel liegt in einer nach gewissen Riten symbolisch bedeutsamen Stellung senkrecht abgebogen unter dem andern Bein. (Vgl. die dritte Phase der halluzinierten Szene.)

Über die Behandlung einer Psychose bei Justinus Kerner.

Von **Herbert Silberer** (Wien).

Am 28. März 1828 kam zu Justinus Kerner der Graf von Maldeghem und überbrachte ihm ein Schreiben seines Arztes Dr. Endres, worin dieser die Krankengeschichte der psychotischen Gräfin von Maldeghem, der Gemahlin des Grafen, darstellt. Der Zweck des Besuches bei Kerner war eine Konsultation der Seherin Frau Hauffe, die in Kerners Behandlung stand und angeblich sowohl für sich selbst als für andere Personen erfolgreiche Heilmittel angegeben hatte.

Aus der Krankengeschichte wäre zu erwähnen: . . . Schon in ihrer Jugend entwickelte sich „eine höchst reizbare Stimmung des Nervensystems . . . In ihrem 23. Jahre vermählte sie sich mit dem Grafen von M. Sie lebten mehrere Jahre glücklich miteinander, und ihr jetziges psychisches Leiden datiert sich von dem zweiten Wochenbette . . . Ihr Gemütszustand ist ein wachendes Traumleben. Sie hat drei fixe Ideen, die gleichsam den Kreis bilden, in dem sich alle ihre Traumbilder bewegen, nämlich 1. Zweifel an der Persönlichkeit ihres Mannes und ihrer Kinder (sie hielt diese und andere Personen für bloße Scheinbilder); 2. Erwartung oder vielmehr heiße Sehnsucht nach einer Umwandlung ihres Wesens (sie sah sich als Scheusal, vernahm Stimmen, die sie beschimpften, kam sich eingekerkert vor und erwartete sehnsüchtig die Befreiung usw.) und 3. Erwartung einer überirdischen Erscheinung, durch welche ihre Verwandlung bewirkt werden soll."

Das definitive Eintreten in diese „Traumwelt" geschah am 31. Oktober 1827 in der vierten Woche einer Niederkunft. Die Spuren dieses Zustandes reichen viel weiter zurück, ohne indes in dem von Kerner mitgeteilten Bruchstücke der Krankengeschichte erörtert zu werden.

Die Seherin von Prevorst, Frau H., die man in dem anscheinend hoffnungslosen Fall konsultierte, meinte in ihrer Bildersprache:

„Ich fühle sie im Traumringe, aber in einem eingesperrten, fixierten Zustande[1]). Sie muß in diesen Ring weiter hinein und muß in ihm ungebunden sein können, oder noch besser heraus, in die Außenwelt. Im ersteren Falle wird sie magnetisch und ist dann leichter zu heilen, im zweiten Falle wird sie sogleich gesund."

Und sie ordnete verschiedene sympathetische Heilmittel an, von denen man Gebrauch machte. Bald darauf, am 18. April, fand sich Graf von M. samt seiner Gemahlin bei Kerner ein. Er erzählte, daß er laut Vorschrift vom 3. April an die Behandlung der Kranken begonnen habe. An den ersten sechs Tagen sei keine wesentliche Veränderung zu bemerken gewesen. Am 9. April aber habe ihn seine Frau aus einer Gesellschaft, in der er gerade gewesen, gerufen und ihm folgendes eröffnet: Sie habe auf einmal aufs innigste an jene Frau (die Seherin von Prevorst) denken müssen und habe sich von da an gezwungen gefühlt, „dem Grafen zu sagen, was sie eigentlich in diesen Zustand gebracht, was sie noch keiner Seele gesagt und was auch dem Grafen unbekannt war. Von nun an, und namentlich nach dieser Eröffnung an den Grafen seien die vorigen Verwirrungen weg gewesen und die Gräfin wie aus einer Traumwelt in die Wirklichkeit versetzt worden. Sie habe nun den Grafen und ihre Kinder wieder als die wirklichen erkannt etc."

Die Gräfin war nun geheilt, wenn auch noch nicht vollkommen. Dr. Endres berichtete: „Der Schlagbaum scheint nun niedergerissen zu sein, der die Gräfin von der wirklichen Welt trennte und in eine Welt voll Träume versetzt hatte. Ihre fixen Ideen sind größtenteils niedergegangen, nur die Nachklänge von ihnen sind noch im Bewußtsein vorhanden, diese aber kommen oft sehr laut, doch nicht anhaltend." Das Bewußtsein und die Auffassung der Wirklichkeit waren nicht mehr getrübt, wie früher, sondern nur mehr durch Anklänge der früheren Zweifel öfter gestört; sie hörte auch noch öfters die schmähenden Stimmen. Das Bestreben der Frau H., die von der Gräfin häufig besucht wurde, ging nun hauptsächlich dahin, „in dem Herzen der Leidenden wieder das Licht des Glaubens und Vertrauens anzufachen, welches nur durch Gebet geschehen konnte . . ." Als die Gräfin fragte: „Wie kann ich denn aber diese beunruhigenden Gedanken vergessen?"

[1]) Vgl. damit die Auffassung der Dementia praecox in der Zürcher Schule. (Jung: Psychologie der Dementia praecox und Idem: Der Inhalt der Psychose.)

antwortete sie ihr: „Vergessen wirst du sie nicht, aber bald wirst du sie mit anderen Augen ansehen." Im Mai war die Gräfin, welche die Anordnungen der Frau H. pünktlich befolgte, vollkommen genesen und blieb gesund.

Die ganze Darstellung zeigt deutlich, daß die Psychose der Gräfin von M., abgesehen von der Disposition hierfür, ganz auf einem pathogenen Komplex aufgebaut war. Die zweite der von Dr. Endres in der Krankengeschichte angeführten „fixen Ideen" zeigt eine schöne Projektion des innern Zustandes nach außen; eines jener gestaltungskräftigen funktionalen Phänomene, die ich für die Bildung der Märchen- und Mythenstoffe in Anspruch nehmen zu sollen glaube[1]). Daß sich die Kranke eingekerkert, durch Schranken in ihrer Freiheit gehemmt, daß sie sich in unterirdische Gänge gesperrt fühlt, daß sie Stimmen (Personifikationen dissoziierter Vorstellungs- und Triebgruppen) hört, daß sie an eine Rettung durch „Befreiung" glaubt, das alles sind Bilder, die auf den Aufbau ihres psychischen Zustandes Bezug haben. Sie sind — wie Freud sagen würde — „endopsychisch" wahrgenommen und in die Außenwelt projiziert. Sie erinnern lebhaft an beliebte Märchenmotive (verwunschene Prinzessin, in lichtlose unterirdische Räume gesperrt; qualvolle Wanderung durch finstere Klüfte; Erlösung durch einen wunderbaren Befreiungsakt); und die Verwandtschaft wird noch augenfälliger, wenn ich (nach Kerner) mitteile, daß der Gräfin Menschen, die ihr sonst lieb gewesen waren, in Gestalt von Tieren erschienen, genau als ob sie von einer Märchenhexe verzaubert worden wären. „Gatte und Kinder ließen sie völlig kalt" — dieses Nichterkennen der Geliebten ist auch ein bekanntes Märchenmotiv. Die Gräfin sah in sich selbst ein Scheusal, „vor dem alle Menschen zurückschrecken oder sich in Spott ergießen" (das verspottete Aschenbrödel usw.), weswegen sie auch ihr Gesicht beständig vor den Menschen verbarg und allen Umgang mit ihnen floh (etwa wie Prinzessin Allerleirauh sich am Hofe des fremden Königs verbirgt). Die Gräfin war, nach Kerner, „sehr lieblich" anzusehen. Wir haben also hier die in ein abschreckend häßliches Wesen verzauberte Schöne, die schließlich wunderbar erlöst werden soll. Den ganzen Sinn des Bildes — wie auch der anderen Bilder — können wir unmöglich ergründen. Freilich ist es ein Symbol des innern Zustandes (funktionales Symbol); außerdem ist es aber spezifisch bestimmt (als materiales Symbol) durch irgend ein

[1]) Man findet hierüber Näheres in meiner Abhandlung „Phantasie und Mythos", im vorjährigen II. Halbbande dieses „Jahrbuches".

zur Traumenkette gehöriges Ereignis, worin man den Grund dafür suchen müßte, warum unter vielen Möglichkeiten gerade dieses und jenes Bild gewählt wurde. Leider erfahren wir nichts Näheres darüber. Die Krankengeschichte bei Kerner läßt uns im Stich.

Ebenso, wie die Gräfin H. die Struktur ihres psychischen Zustandes (endopsychisch) wahrnahm und bildlich erkannte[1]), so fühlte auch die darüber konsultierte Seherin von Prevorst ohne kritisches Verständnis, instinktiv, das Richtige. Auch sie erkennt die Sachlage „mythologisch". (Sie sagt ja: „Ich fühle sie im Traumringe, aber in einem eingesperrten, fixierten Zustande" usw.) Sie fühlt auch, daß eine „Befreiung" möglich ist, wenn man die Kranke aus dem „Traumring" herausführt.

Die Rolle, die die Seherin bei der Heilung der Gräfin spielt, verdankt sie offenbar dem Vertrauen, das man in sie setzt. Mit anderen Worten: Während Justinus Kerner die Rolle der Frau H. als ein Beispiel von magnetischer oder magischer Heilung auffaßt, die man der fernwirkenden und divinatorischen Fähigkeit der Seherin verdanke, darf sich der Kritiker höchstens so weit versteigen, in Frau H. ein Idol eines wirksamen Glaubens zu sehen. Der Glaube kann Berge versetzen kraft seiner suggestiven Wirkung. Die Gräfin glaubte an Frau H., und darum setzten sich die Berge, die sich im Innern der Gräfin aufgetürmt und gewisse Geheimnisse behütet hatten, in Bewegung. Ein kathartisches Ereignis[2]) bereitete sich vor. Aus der zerklüfteten Seele stiegen die verschütteten, die lebendig begrabenen Geheimnisse empor. Gräfin von M. fühlte sich gedrängt, dem Grafen Mitteilung zu machen von dem, „was sie eigentlich in diesen Zustand gebracht", also vom pathogenen Komplex. Und nach dieser erleichternden Mitteilung trat die Besserung mit einem Schlage ein — wie in den analogen Momenten der psychanalytischen Behandlung.

Die Heilung war indes noch keine vollkommene. Dafür mochte es zwei Gründe geben. Erstens war nur ein Stück der Komplexgeschichte ausgelöst und abgestoßen worden; das Hauptglied vielleicht, aber immerhin nicht alles; nicht der ganze Komplex samt seinen Wurzeln, denen der gewissenhafte moderne Analytiker noch nachgehen würde.

---

[1]) Analog dem „mythologischen Erkennen" in der Geschichte der Philosophie. Vgl. die Abhandlung „Phantasie und Mythos".

[2]) Freud nannte sein Heilverfahren lange Zeit hindurch: die „kathartische Methode".

Zweitens, was wohl ebenso wichtig ist, fehlte das Moment der psychischen Kräftigung, welchem nach Jung ja sogar der Löwenanteil an dem Heilerfolge zukommt. In seinen „Assoziationsstudien[1])" schreibt dieser Autor am Schlusse des ersten Bandes, gelegentlich der Darstellung eines psychanalytisch behandelten Falles von Zwangsneurose:

„... Die Beichte ihrer Gedankensünden dürfte Patientin erheblich erleichtert haben. Aber es erscheint unwahrscheinlich, daß es das Aussprechen oder „Abreagieren" allein ist, worauf man die Heilung zurückführen kann. Ein dauerndes Niederhalten der krankhaften Vorstellungen gelingt nur einer starken Energie[2]). Zwangsmenschen sind schwach, sie sind unfähig, ihre Vorstellungen im Zaume zu halten. Energiekuren wirken darum bei ihnen am besten. Die beste Energiekur aber ist, wenn man die Patienten mit einer gewissen Schonungslosigkeit zwingt, die ihrem Bewußtsein unerträglichen Vorstellungen hervorzuholen und breitzulegen. Dadurch wird nicht nur die Energie auf eine harte Probe gestellt, sondern das Bewußtsein wird auch an die Existenz der ehemals verdrängten Vorstellungen gewöhnt. Die psychischen Sonderexistenzen werden zertrümmert dadurch, daß sie mit Willensanstrengung aus der Verdrängung hervorgerissen werden ans Tageslicht. Sie verlieren dadurch bedeutend an Nimbus und darum an Gefährlichkeit und zugleich bekommen die Patienten auch wieder das Gefühl, ihrer Vorstellungen Herr zu sein. Ich lege also den Nachdruck auf die Hebung und Stärkung des Willens und nicht auf das bloße „Abreagieren", wie Freud es früher getan hat."

Im Verlauf einer umständlichen Psychanalyse kann eine solche Kräftigung, wie sie Jung fordert, erfolgen. Bei der Gräfin von M. fehlte die vollständige Analyse wie auch die Kräftigung. Der Komplex war wohl aufgedeckt, auch war ein „Abreagieren" erfolgt, aber die Energie der Kranken war nicht kräftig genug, um der „Nachklänge" ihres krankhaften Zustandes Herr zu werden. Wieder erkannte Frau H. gefühlsmäßig, was not tat. Sie suchte, ihren eigenen frommen Tendenzen gemäß, das Gemüt der Gräfin mit religiöser Kräftigung zu versehen und erlegte ihr Gebetsübungen auf, gegen die die Gräfin sonst ein gewisses Widerstreben zeigte, wie Kerner erwähnt. Sie erweckte also in der Patientin nicht bloß Energie in Form von Zuversicht, sondern sorgte auch dafür, daß die Energie durch Überwindung von Widerständen gestählt werde. Mit anderen Worten, sie führte eine Energiekur ein. Daß diese einen religiösen Einschlag hatte, ist, insofern die Seherin

[1]) Dr. C. G. Jung, „Diagnostische Assoziationsstudien". Leipzig 1906. (J. A. Barth.)

[2]) Man hat auch beobachtet, daß die quälenden Zwangsphänomene mindere Gewalt haben, wenn die Patienten eine Kräftigung (physisch) erfahren haben.

es so bestimmte, ein akzidentelles Faktum; insofern aber die Energiekur mit religiöser Färbung bei der Gräfin wirklich verfing und für sie offenbar (wie die Heilung erweist) das Richtige war, ist sie ein wesentliches Moment, fundiert in der aus der Kernerschen Darstellung zu entnehmenden Tatsache, daß auch das Gemütsleben der Gräfin sozusagen relgiös orientiert und ihr Wahn mit religiösen Ideen durchsetzt war. Die Gräfin hatte eine wichtige Zeit ihrer Jugend in einem Kloster verbracht und gerade dort konnte „sie oft zu keiner klaren Überzeugung kommen, ob ihr ganzes Sein und Tun Wirklichkeit oder Traum sei". Indem, dank der zufällig gleichsinnigen Orientierung beider Frauen, gerade jene Saiten angeschlagen wurden, die in die Welt des Komplexes hineintönten, und indem die Energiekur auf eben diesen Linien in der Richtung von der religiösen Verzweiflung zur religiösen Zuversicht bewerkstelligt wurde, bildete sich sozusagen ein Rettungsseil, an dem die Gräfin aus den „unterirdischen" Räumen emporgezogen werden konnte.

Nicht verdrängt sollten die „psychischen Sonderexistenzen" (ich gebrauche Jungs Worte), sondern die Patientin sollte mit ihnen im Energiekampfe fertig werden. „Sie verlieren dadurch" — sagt oben Jung — „an Nimbus" usw.; und Frau H. drückt nichts anderes aus, wenn sie auf die Frage der Gräfin, wie sie die quälenden Gedanken (Zwangsgedanken) vergessen könne, antwortet: „Vergessen wirst du sie nicht, aber bald wirst du sie mit anderen Augen ansehen."

Es liegt hier einer der so häufigen und immer wieder interessanten Fälle vor, daß instinktmäßig eine Wahrheit gefühlt wurde, deren verstandesmäßige Erkenntnis einer späteren Zeit vorbehalten war.

Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie.

Von Dr. **Oskar Pfister**, Pfarrer in Zürich.

(Schluß.)

II.

Analyse einiger graphischer Automatismen.

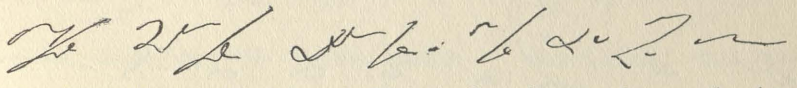
Eine Woche nach der ersten analytischen Besprechung erzählte mir Simon, daß er seit drei Jahren eine eigentümliche Gewohnheit pflege. Eines Tages fühlte er sich nämlich innerlich gedrungen, Papier zu holen und eigentümliche Zeichen darauf zu entwerfen. Anfangs lachte er über dieses Treiben, allein die innere Nötigung kam immer wieder. Allmählich füllte er einen ganzen Band mit den rätselhaften Zügen. Da er jedoch letzteren keinen Sinn beilegte, vernichtete er das Werk, an dem er so lange gearbeitet hatte, was mir die Mutter bestätigte. Durch Zufall blieben mehrere vor einem halben Jahr geschriebene Blätter verschont und gingen in meinen Besitz über. Seither schrieb er noch immer dann und wann seine ihm unverständliche Geheimschrift.

Auf meine Aufforderung hin verfaßte er in einem Nebenzimmer, während ich die Zungenrede der Schwester analysierte, vier enge Seiten, zu denen er nur etwa drei Minuten gebraucht zu haben glaubt. Die zahlreichen in meiner Gegenwart gefertigten Handschriften lassen mich jedoch annehmen, daß ungefähr die doppelte Zeit nötig war.

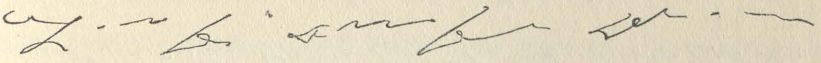
Die Schrift erinnert an Stenographie; doch nahm der Jüngling erst vor einem Monat drei Privatstunden zur Erlernung dieser Kunst, und zwar nach Stolze-Schrey. Früher kannte er vom bloßen Ansehen das System Gabelsberger, ohne es lesen zu können. Alle Stenographie war ihm widerwärtig; deshalb gab er den Versuch, sie zu erlernen, bald auf. Schon jetzt erwacht somit der Verdacht, es bilde die automatische Zeichenschrift ein genaues graphisches Seitenstück zur Glossolalie.

Die Analyse der Schrift kam so zustande, daß ich Simon veranlaßte, kritiklos Zeichen um Zeichen zu fixieren und das einfallende Wort zu nennen. In der Folge erwies es sich als nützlich, zuerst angeben zu lassen, wieviel Zeichen ihm zusammenzugehören scheinen, wobei allerdings bisweilen Irrtümer einflossen, indem noch ein Zeichen hinzugenommen oder weggelassen werden mußte, um einen Worteinfall zu erhalten. Obwohl ich keinen Augenblick den Verdacht hatte, daß eine vorbereitete Rede hergesagt werde, verdeckte ich die gelesenen Zeilen. Nur mühsam stellten sich die Einfälle ein. Sobald ich mich auch nur einen Schritt entfernte oder ihn selbst die „Umschrift" besorgen lassen wollte, kam keinerlei neues Material zum Vorscheine. Aus dem Zusammenhange gerissene Zeichen konnten nicht entziffert werden, so z. B. konnte das zu „Fordere" gehörige Zeichen auf Z. 24 nachträglich auch bei scharfer Einstellung nicht mehr gelesen werden, und statt „Seelenleben" in 21 ergab sich das einigermaßen synonyme „Innersten". Dagegen rief eine ganze Zeile nach langer Unterbrechung einen Satz ins Bewußtsein (Schluß der 4. Seite).

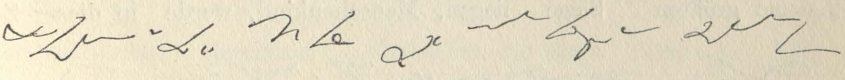
Erste Schriftprobe (I).



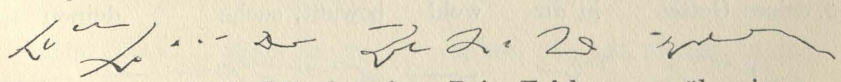
1. Wer sich selbst und in sich sein Wesen bezwingen kann, der ist



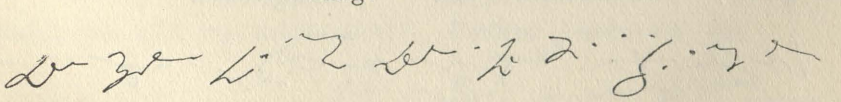
2. ein Held. Viele können alles wohl um sich her bemeistern, jedoch



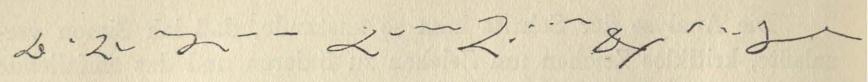
3. ihr eigenes Selbst ist in ihnen ein unbezwingbarer Dämon.



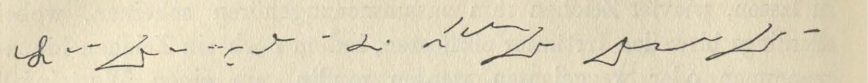
4. Übe in dir intensiv die Selbstbemeisterung! Deine Erfolge überwiegen



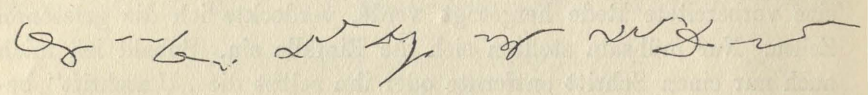
5. mächtige Kämpfe, welche niemals ausbleiben. Jeder errungene Sieg kann



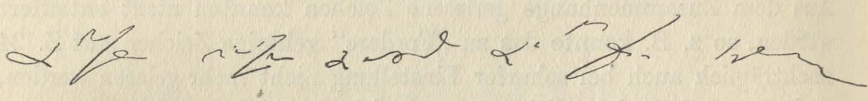
6. eine Perle sein in deinem Leben. In der Hoffnung (auf) dieselb



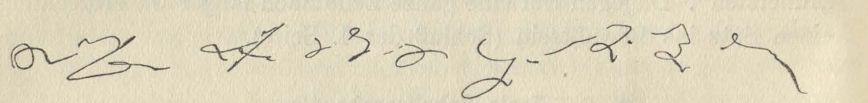
7. überwinde jegliche Hindernisse. Sollte(n) sich im Laufe großer



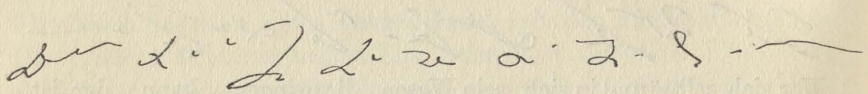
8. Kämpfe Niederlagen zeigen, so erhebe alle deine Blicke zu



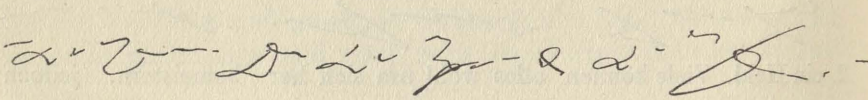
9. deinem überwindenden Helfer und sei dir wohl bewußt, daß



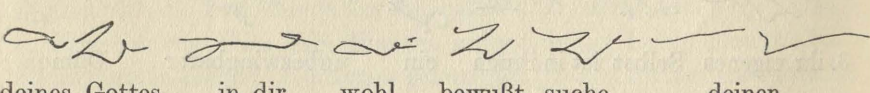
10. deine scheinbar unersetzlichen Verluste wieder aufgehoben werden können.



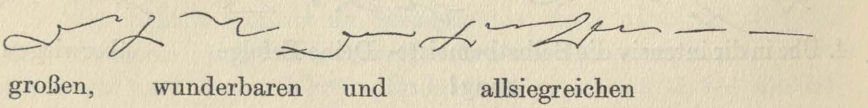
11. Bedenke, daß in jenen größten Kämpfen auch wohl



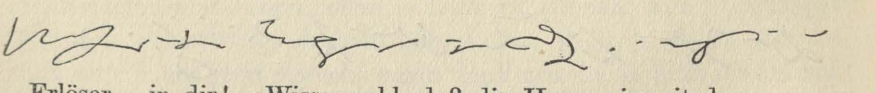
12. deine größten Siege liegen. Menschenkind, werde in dieser Zeit



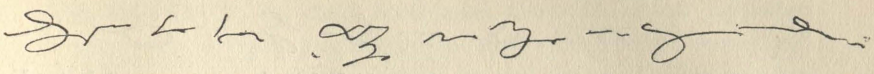
13. deines Gottes in dir wohl bewußt, suche deinen



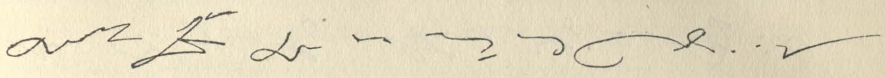
14. großen, wunderbaren und allsiegreichen



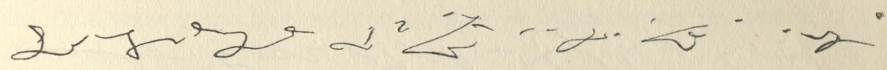
15. Erlöser in dir! Wisse wohl, daß die Harmonie mit dem



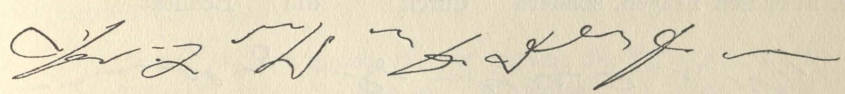
16. Unendlichen deine Erlösung bedeutet. Konzentriere jeglichen



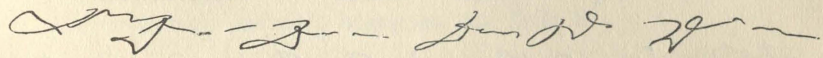
17. deiner Gedanken auf dieses Ziel hin, so muß deine



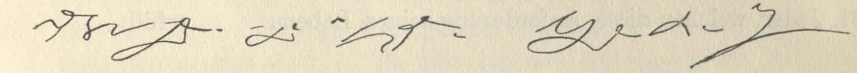
18. völlige Erlösung in dem vollsten Sinne anbrechen. Laß deinen Lebens-



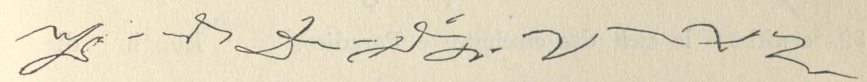
19. mut niemals sinken, sondern das Bewußtsein dieser Wahrheit



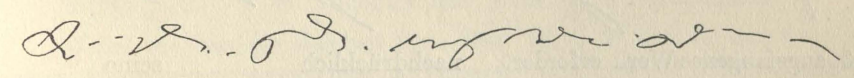
20. soll dich deine Blicke erheben lassen. Freiheitsklänge



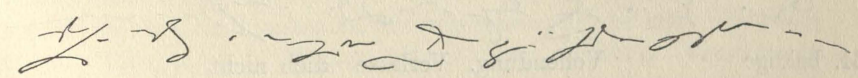
21. sollen dieselben in deinem innern Seelenleben bedeuten.



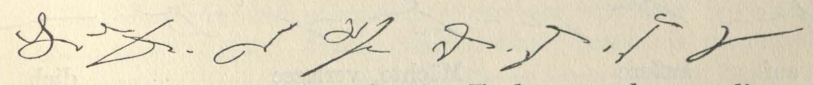
22. Unbewußt aber hoffnungsvoll bricht diese göttliche Allmachtswirkung



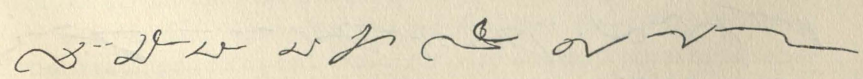
23. hervor. Lenke jeglichen Gedanken auf diese Richtung hin,



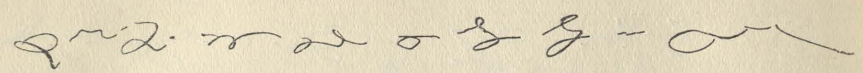
24. bewahre deine Sinne in dir selbst. Fordere niemals in der



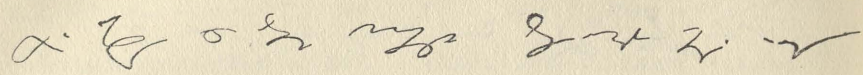
25. Bedrängnis alles von deinem Gott! Fordere mehr von dir



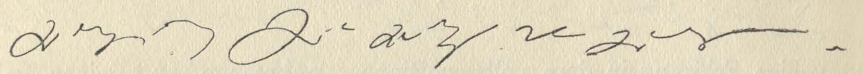
26. selbst! Selbsterziehung ist dir vonnöten. Gehe nicht zu viel



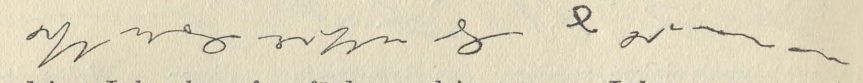
27. aus dir heraus! Gehe mehr in dich hinein, so erwächst dir



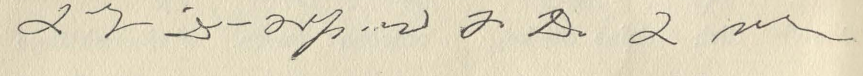
28. ein namenloser Segen. Vergeude deine Zeit nicht mit



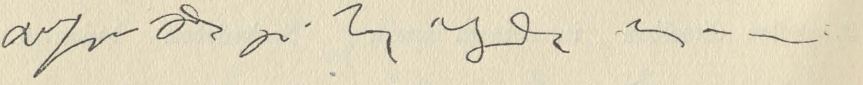
29. nutzlosen Fragen, sondern durch die Realität



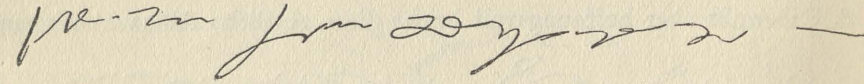
30. deines Lebenskampfes fördere deinen Lebenswert.



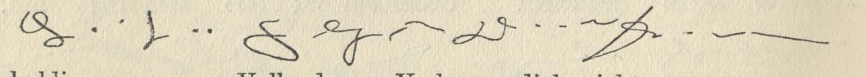
31. Jeder, welcher diese Anforderung seines Lebens erfüllt,



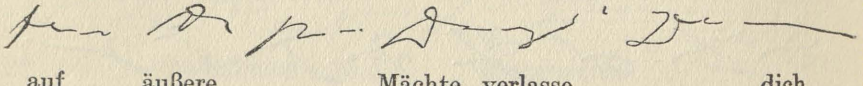
32. erwirkt in sich das ersehnte Paradies. Ein in dir



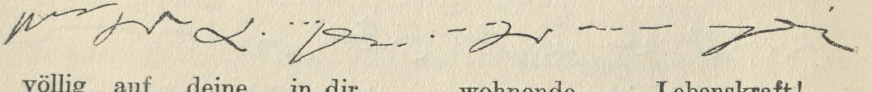
33. angefangenes Werk erfordert nachdrücklich seine



34. baldige Vollendung. Verlasse dich nicht



35. auf äußere Mächte, verlasse dich



36. völlig auf deine in dir wohnende Lebenskraft!

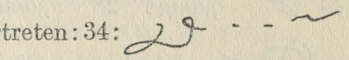
Die erste Frage, die unser Analysand wachruft, lautet: Erhielten wir in den uns übergebenen Einfällen eine wirkliche Übertragung? An sich wäre ganz gut denkbar, daß die automatischen Zeichen mit den assoziierten Worten ebensowenig zu tun hätten, als die Zungenrede mit den von einer andern Person auf Grund einer „Eingebung" produzierten „Auslegung".

Wir prüfen daher zuerst, ob den nämlichen Worten dieselben Zeichen entsprechen. Bald werden wir inne, daß dies keineswegs immer, aber doch öfter der Fall ist.

Das Wörtchen „dein" begegnet uns in folgenden Formen (die Zahl betrifft die Zeile):

α) „deine" 4, fast gleich 12, nur sprang die Feder ab, ferner 25 „deinem". Auch 9 „deinem", 10 „deine", 13 „deines" und 36 „deine" gehören demselben Typus an. Eine weitere Form, die mehrfach auftritt, begegnet uns Zeile 8:

β) 8. Dieselbe Figur erscheint 17 erweitert, ähnlich 21, wo aber die erste Schleife des Zeichens in 8 durch die voranstehende Gerade aufgehoben wird, dagegen die beiden oberen Ecken durch Schleifen ersetzt sind. — Es fällt uns auf, daß das Wort „dir" öfters ähnlich repräsentiert ist, nämlich 9:

13 und 24. Auch das Wort „dich" wird einmal durch die charakteristische Figur vertreten: 34: 

Selbst „sein" 1 ist ungefähr wie „dein" in 8 repräsentiert.

Wenn wir nun die Zeichen für „dein" in 9, 10 und 13 mit den beiden Haupttypen vergleichen, so erkennen wir, daß sie Übergangsformen bilden, und es erwies sich der erste Typus, der anfangs mit dem zweiten nichts Gemeinsames zu besitzen schien, als die erste Hälfte des zweiten Haupttypus. Warum jedoch diese erhebliche Verstärkung des ersten Zeichens eintrat, entzieht sich unserer Beobachtung.

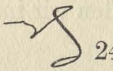
Der Umstand, daß phonetisch so stark verschiedene Worte wie „deine", „dir", „dich" durch dieselbe Figur graphisch dargestellt werden, legt die Vermutung nahe, daß die automatischen Zeichen Simons nicht sowohl die einzelnen Laute, sondern vielmehr den durch die Sprache ausgedrückten Begriff vertreten. Eine Stenographie ist diese Schrift somit keinesfalls, eher eine Ideographie. Warum jedoch bald dieses, bald jedes Zeichen

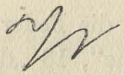
bevorzugt wird, läßt sich aus der logischen Stellung jenes Inhalts kaum erklären.

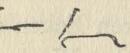
Noch auf andere Arten wird die Vorstellung „dein" fixiert.

γ) Durch zwei winzige Linien 6, 18, 20, wobei die Lage variiert; ähnlich „dir" 27.

δ) Durch zwei Linien, von denen die zweite einen scharfen Winkel nach unten beschreibt: 13, 17.

ε) Durch die singuläre Form  24, deren Anfang an δ), deren Fortgang an β) in 21 erinnert, nur daß die letzte (unvollendete) Schleife nach unten gezogen wird.

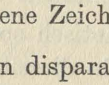
ζ) Durch „  " 30. Der Anfang dieses Zeichens wiederholt den von β), der Schluß denjenigen von β) auf Zeile 17. Genauer betrachtet stimmen ζ) und die letztgenannte Figur vollständig überein, nur daß hier die zweitoberste Ecke einen winzigen, dort einen mächtigen Strich nach unten aufweist.

η)  16. Dieser Typus weist, soviel ich sehe, keine Verwandtschaft mit den übrigen Darstellungen des Possessivpronomens auf.

ϑ) „deine" 28 = „deinen" 30, aber auch = „dich" 27.

ι) „deine" 10 und 13 (Anfang von α) und β).

Noch andere Ähnlichkeiten der Ausdrücke für Pronomina der zweiten Person kommen vor.

Auch andere Wörter bezeugen auf den ersten Blick konstante Übereinstimmung von Form und Gedankeninhalt, z. B. „bemeistern" 2 und „Bemeisterung" 4, einigermaßen auch „Gottes" 13, „göttliche" 22, „Gott" 25, „bewußt" 9 und „Bewußtsein" 19 usf. Allein sehr oft ist der gleiche Sinn in verschiedene Zeichen niedergelegt, oder übereinstimmenden Figuren entsprechen disparate Vorstellungen, z. B.  31 „jeder" und, nur am Anfange und Ende minimal variiert, sowie weitläufig ergänzt, „erfüllt".

Es wäre vergebliche Mühe, diesen Verhältnissen ausführlich nachzuspüren. Genug, daß der Leser vorläufig sieht, daß absolut sicher ein Zusammenhang zwischen Zeichen und Worteinfall besteht, daß es sich

aber unmöglich um einen Simon selbst klar bewußten Zusammenhang handeln kann. Da ich selbst mehrere Monate lang einem Rätsel gegenüberstand, wird man mir nicht gram sein, wenn ich die Neugierde in etwelcher Spannung lasse. Um so genußreicher wird sich das psychologische Bild entrollen, wenn wir an die psychanalytische Enträtselung der graphischen Automatismen herantreten.

Vorerst müssen wir zum Inhalte der Schrift, deren erste Hälfte wir in verständliche Sprache „übertragen" ließen, einige Bemerkungen machen.

Die moralischen Reflexionen, die aus Simons Schriftprobe hervorsprangen, unterscheiden sich sowohl durch ihr intellektuelles Niveau als durch ihren Gedankengehalt sehr stark von seinen in banalem Traktatstil verfaßten, von pietistischer Frömmigkeit eingegebenen Veröffentlichungen. Während der Analyse flocht unser Schriftsteller beständig abschätzige Bemerkungen ein, wie: „Das ist ein Blast (schweizerisch für „Geschwätz, Geflunker")!" oder: „Das ist eine Predigt! Wie komme ich dazu, solches Zeug zu schreiben?" Aufs lebhafteste betonte er, daß die geäußerten Gedanken ganz und gar nicht die seinigen seien, daß er ganz anders gesonnen sei. Besonders daß man nicht von Gott, sondern von sich selbst Hilfe fordern solle, lief seinem religiösen Empfinden zuwider. Es liegt somit auf der Hand, daß die graphischen Automatismen Simons eine neurotische Leistung, eine eruptive Komplexmanifestation darstellen, und zwar erlaubt uns die vornehme Diktion, der edle Schwung, die Schönheit und Tiefe der Gedanken, von einer neurotischen Mehrleistung zu reden.

Nicht daß die kundgegebenen Gedanken originell wären. Schon der Ausdruck „Harmonie mit dem Unendlichen" deutet auf Ralph Waldo Trine. Nun behauptet Simon, er kenne die Schriften dieses Amerikaners nicht, die von ihm produzierten Gedanken kommen ihm neu vor. Allein er erinnert sich, daß er vor vier Tagen die drei ersten Seiten aus Trines Anthologie „Der Geist in dir sei dein Berater" vorlas. Diese Stelle enthält indessen nichts, was an Simons Predigt erinnerte, außer etwa der Quellenangabe „In Harmonie mit dem Unendlichen" und dem Buchtitel.

Andere Stellen in der angegebenen Exzerptensammlung klingen wider in unserer Schriftprobe. Die Forderung, unseres Gottes in uns bewußt zu werden, durchzieht Trines Betrachtungen (z. B. S. 64, 107, 112, 149, 152, 156 usw.[1]) und andere Werke. Doch betont Simon stärker

[1]) Trine, Der Geist in dir sei dein Berater. 6.—10. T. Stuttgart 1908.

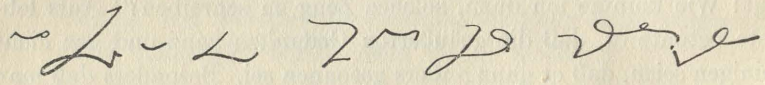
als Trine die Notwendigkeit eines sittlichen Kampfes. Wieviel Kryptomnesie vorliegt, wieviel eigene Schöpfung, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die 3. und 4. Seite des Kryptographenmanuskriptes sind hier nicht abgebildet, da sie nicht entziffert wurden.

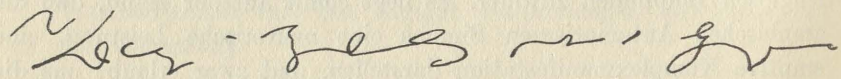
Zweite Schriftprobe (II).

Unmittelbar nach der Ablesung der Hälfte des in meiner Abwesenheit entworfenen Schriftmaterials wünschte ich von Simon eine Probe in meiner Gegenwart. Mit erstaunlicher Schnelligkeit schrieb er in 20 Sekunden die folgenden fünf Zeilen, während er in aller Gemütsruhe erklärte: „Ich schreibe mit großer Kraft." Schon dieses gleichzeitige rapide Schreiben und affektfreie Reden beweist die innere Dissoziation, den automatischen Charakter der graphischen Leistung.

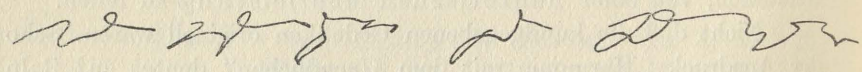
Ich bemerke noch, daß die letzte Linie der vierten Seite ergab: „Der König in deiner Seele ist Sieger." Hierauf schrieb Simon:



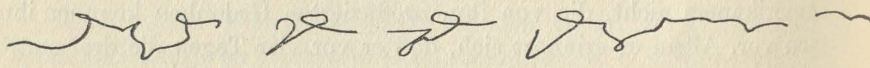
1. In dieser Forderung liegt das Ge-



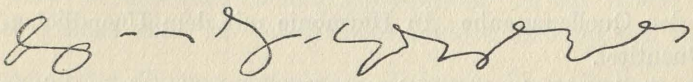
2. heimnis einer Autorität,



3. welche unbewußt auf dein Seelenleben



4. einwirkt. Bilde dich selbst in dir

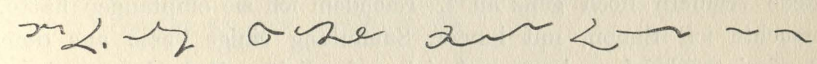


5. zu der bewußten Autorität!

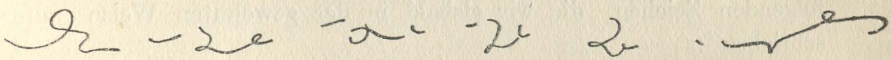
Wieder dasselbe Bild! Einige Züge sind aus der ersten Probe herübergenommen, so „dieser" 1 aus I, 22. Wiederum haben „dein" 3 und „dich" 4 ungefähr dasselbe Zeichen, und zwar dasjenige, das wir

in I als Variationen von β) auffanden. Nehmen wir hinzu, daß jetzt die Figur für „wirkt“ (4): in derjenigen für „Autorität“ (5) wiederkehrt, so dürfen wir es als bewiesen ansehen, daß uns nicht eine Laut-, sondern eine Vorstellungsschrift vorliegt. Das psychologische Verständnis wird uns freilich nicht im geringsten erleichtert. Auf die Inkongruenz zwischen Zeichen und Wort aufmerksam gemacht, bemerkte Simon: „Gewiß, es ist merkwürdig, ich kann es mir nicht erklären. Allein ich muß eben sagen, was mir einfällt!“ Und darin hat er recht, uns aber wird so das Rätsel nicht gelöst.

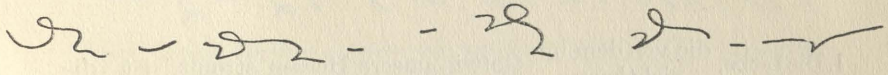
Dritte Schriftprobe (III), 29 Tage später.



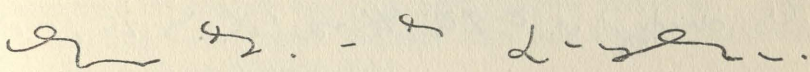
1. Verbreite Licht auf deinen Wegen. Wer das tut,



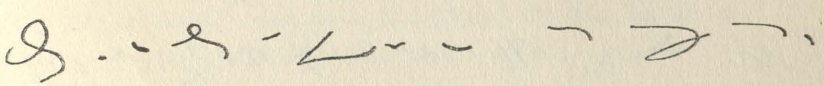
2. erntet reichen Segen. Das Licht ist Leben.



3. Du erntest, was jemals du gesät. Fordere niemals



4. Erntesegen, wo du nichts ausgestreut



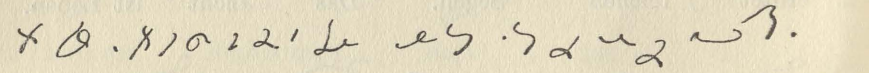
5. hast. Verbreite vollkommener(n), bestehender(n) Segen!

Auch dieses binnen 25 Sekunden in meiner Gegenwart niedergeschriebene Dokument führt uns nicht weiter. Wir registrieren die Ähnlichkeit der Zeichen für „erntet“ (2), „du erntest“ (3) und den Anfang von „Erntesegen“ (4), ferner für „gesät (3)“ und den Schluß von „ausgestreut“ (4). Warum „verbreite“ (1, 5), „Licht“ (1, 2), „Segen“ (2, 5) kein feststehendes Symbol erhielt, können wir nicht eruieren. „Deiner“ (1) ähnelt wieder I α und β, „Du“ (3) I, 6 („deinem“); noch mehr „Du“ (4) den zwei kleinen Strichen I, 18 und 20.

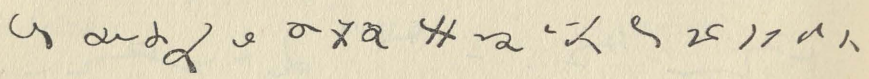
Um nicht zu ermüden, gebe ich nur noch eine einzige, und zwar ganz anders aussehende unanalysierte graphische Produktion wieder und überlasse es dem Scharfsinne jedes beliebigen Schriftkundigen, aus diesen Hieroglyphen ohne die Freudsche Technik klug zu werden. Es wird ihm gewiß nicht gelingen.

Vierte Schriftprobe (IV), 7 Tage später.

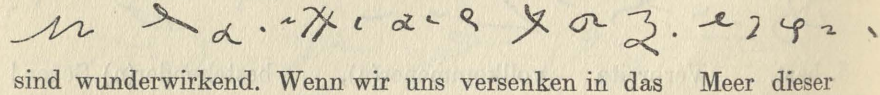
Die Stelle, auf die wir nun zu sprechen kommen, versetzt uns in die Sitzung, der wir die aus graphischen Automatismen hervorgegangene 3. und 4. Zungenrede verdanken. Die Züge zur 3. glossolalen Rede erinnern noch ganz an I. Nachdem ich sie empfangen hatte, ersuchte ich Simon, mit innerer Sammlung einige Verse aus dem 2. Korintherbrief zu lesen und sich auf religiöse Gedanken zu konzentrieren. Nach wenig Augenblicken schrieb er in 58 Sekunden die folgenden Zeichen, die wir alsbald in der gewohnten Weise „umschrieben“:



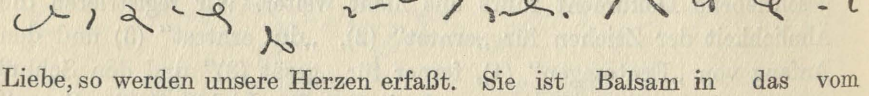
1. Die Liebe, die von dem unsichtbaren Gott in unsere Herzen strömt, ist die



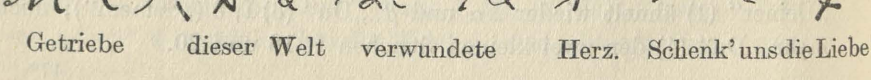
2. Triebfeder all unseres Tuns. Die Kräfte der ausströmenden Macht der Liebe



3. sind wunderwirkend. Wenn wir uns versenken in das Meer dieser



4. Liebe, so werden unsere Herzen erfaßt. Sie ist Balsam in das vom



5. Getriebe dieser Welt verwundete Herz. Schenk' uns die Liebe!

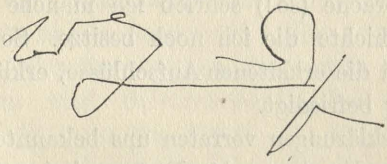
Die feststehenden Verbindungen von Form und Inhalt sind noch seltener geworden. Sie beschränken sich, soviel ich sehe, auf die Zeichen, für „die" in 1 (2mal) und 2.

Ein zweiter Leseversuch scheiterte, da sich keine Einfälle meldeten. Ebensowenig gelang es, das Gelesene in die Zeichensprache zurückzuübertragen.

An die 4. Schriftprobe schloß sich der Automatismus der 4. Zungenrede an.

Am Schlusse der Besprechung teilte mir Simon mit, daß er oft sinnlose Zeichen machen müsse, von denen er jetzt anzunehmen geneigt sei, daß sie doch etwas bedeuten könnten. Ich lud ihn zu einem Versuche ein und erhielt so die

Fünfte Schriftprobe (V).



Auch dieses Zeichen wurde mit größter Schnelligkeit entworfen.

[Was bedeutet es?] Ich weiß es nicht.

[Betrachten Sie Zug um Zug!] Es heißt (langsam lautierend): „Anbetungsvoll liege!" Vielleicht kann man herausbringen, wie ich zu diesem Zeichen kam!

[Versuchen Sie es!] Ich frage mich, ob der erste Aufstrich nicht, da er „aufsteigt", den des „*a*" bedeute. So sehe ich ihn an.

Der nächste Abstrich geht „nieder", „*n*".

ist ein „Bogen", daraus nehme ich „*b*".

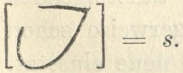
ist ein kleines „*e*".

 = *t*.

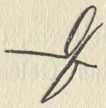
ist rund, daraus nehme ich „*u*".

geht wieder nieder, also wieder „*n*".

= *g*.

 = *s*.

Wenn man in der oberen Figur den Bogen schlösse und das zweite Zeichen hinzunähme, so erhielte man:

 = *f*,

das paßte zu anbetungs„f"oll.

= *o*.

= *l*, nur ist der letzte Teil des Buchstabens nach links, statt nach rechts gezogen. Die Verdoppelung ist durch Verdickung angedeutet.

In dieser Sprache (so!) schrieb ich manche Predigt und eine merkwürdige Geschichte, die ich noch besitze. So weit Simon.

Wir begrüßen die erhaltenen Aufschlüsse, erklären uns von ihnen jedoch nicht völlig befriedigt.

Die ersten Erklärungen verraten uns bekannte Mechanismen des Traumes, besonders die doppelte Determiniertheit, die verbale Vermittlung des Symbols und die Verdichtung.

bedeutet „auf" und den Anfang des „*a*".

muß nicht allein genommen werden; mit dem Anfang zusammen ergibt sich: , was dem „*n*" schon näher kommt. Die Verbalvermittlung liegt im Worte „nieder".

kann ebenfalls mit der Umgebung verbunden werden, dann erhalten wir: , also ein ziemlich vollkommenes „*b*".

Die lautliche Determinierung liegt im Worte „Bogen", das durch Anlaut und Inhalt auf „*b*" weist. Hier sind bereits die Zeichen von vier Buchstaben (*anbe*) zu einem einzigen verdichtet, oder vielmehr, es ist der eine Buchstabe durch eine kleine Veränderung (Beseitigung der Schleife) zur sukzessiven Repräsentation von vier Buchstaben befähigt worden.

„*e*" ist nur einfach determiniert, weil der ganze Buchstabe in der komplizierten Schleife enthalten ist, nicht nur ein Teil von ihm.

Eine zweite Buchstabengruppe beginnt bei der aufsteigenden Linie, die als *t* gedeutet wurde. Dies ist merkwürdigerweise schon dadurch markiert, daß die erste Linie aufhört und eine neue einsetzt.

Das *t* ist durch den steilen Strich mit anschließender Horizontale repräsentiert.

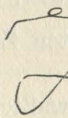
Das Zeichen bildet insofern eine Ausnahme, als nach dem Einfalle „rund" lediglich eine inhaltliche, sozusagen begriffliche Beziehung zwischen der Figur und dem zu Bezeichnenden obzuwalten scheint, während sonst die Buchstabenform determiniert hatte. Dabei war der kryptographe Schriftzug in seiner Entstehung oder Form mit einem Worte beschrieben worden („auf", „nieder", „Bogen"), wobei der Anlaut dieser Charakteristik den auszudrückenden Laut nannte. Die Schreibtätigkeit bildete somit die Brücke zwischen Laut und Zeichen. Anders verhält es sich bei der Vertretung des „*u*". „Rund" lautet der Einfall, den das Ringlein hervorrief. Rund ist aber nicht der Buchstabe *u*, sondern der Mund, der ihn ausspricht. Die Vermittlung zwischen Laut und Zeichen ist somit durch die Sprechtätigkeit vermittelt, anders ausgedrückt: Die Schrift entnimmt ihr Bild der Anschauung des Sprechenden. Sie verläßt die konventionelle Buchstabenform und wird Bilderschrift. Bei dieser Ausnahme ergibt nun auch nicht mehr der Anlaut den zu schreibenden Laut, sondern der dem Ohre auffallendste Laut, der Vokal.

Etwas kärglich ist nach Simon das auf *u* folgende *n* begründet, nämlich lediglich durch eine niedersteigende Linie: Da wir jedoch sofort den Nachweis führen werden, daß der Analysand sich auch sonst durch äußere, naheliegende Assoziationen auf Seitenbahnen locken ließ und am Geheimnisse des Unbewußten vorüberging, wage ich eine etwas einfachere und reicher determinierte Interpretation.

Das zweite *n* unseres Wortes könnte nämlich genau gleich wie das erste durch die folgende fast senkrechte, etwas nach links verlaufende Linie ausgedrückt sein, die durch eine Wagrechte abgegrenzt würde.

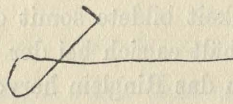
Dann hätten wir wieder die hübsche mehrfache Determinierung, die uns sonst mangelte und nur hier bei einem unvollständig dargestellten Buchstaben fehlen würde.

Der Buchstabe *g* ist nicht nur, wie Simon findet, durch die Schleife ausgedrückt, sondern auch durch das Vorangehende:



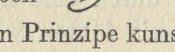
Der Buchstabe ist nur etwas auseinandergezogen.

Das Zeichen für *s* hat Simon richtig erkannt, ganz unrichtig dagegen dasjenige für *v*. Obwohl er die Figur lange anschaute, fand er die höchst einfache Lösung nicht und griff zu einer komplizierten Konstruktion, die nach allerlei gewaltsamen Verrenkungen ein klägliches *f* herausbrachte, während doch der Analysand ganz gut weiß, daß „voll" mit *v* geschrieben wird. Ein kräftiger Komplex muß ihn gehindert haben, das gesuchte Vexierbild des *v* zu sehen. Der Leser wird vielleicht bereits vermutet haben, wo der vermißte Buchstabe steckt, nämlich im Zeichen:

 = *V*.

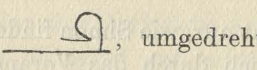
Wir werden sehen, daß diese Deutung, obwohl richtig, nicht ganz ausreicht.

Der Punkt, wo die Linie unterbrochen ist, bezeichnet das Ende des *s*, wo auch das Wort „anbetungs-" aufhört. Die Trennung ist somit nicht mehr graphologisch wie vorhin, sondern logisch. Neigt man das automatische *V* etwas mehr nach links, so wird es noch deutlicher.

Wir finden also, daß im Buchstaben  = *g* genau wie in *b* mehrere Buchstaben nach demselben Prinzipe kunstvoll verflochten sind. Beide Male ist es der zweitletzte Buchstabe, der die umfassende Einheit bildet.

Die äußerst lange Endung des *V* schafft Raum für den Schluß des Wortes. Hierüber später. Wie die erste Buchstabengruppe die Linie ausgehen ließ, so jetzt die zweite.

Man kann aber auch, da die Linie unterbrochen ist, das *v* anders ausgedrückt finden, wie ja auch im Traume und in der Kryptolalie dieselbe Vorstellung mehrfach repräsentiert ist, nämlich so:

 , umgedreht .

Diese Form ist, wie wir sehen werden, die wichtigere.

Die letzte, vierte Linie des ersten Zeichens bildet kein ganzes Oval, deutet es aber an.

Schwierig war es für das Unbewußte, gleichzeitig *o* und *l* auszudrücken. Schloß sich das Oval, so kam die Repräsentation des *l*

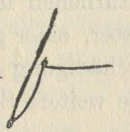
zu kurz. Simon geriet auf den Ausweg, den wir im Traume und der Zungenrede vielfach beobachten: auf die Umkehrung. Das Zeichen:

ist lediglich das Spiegelbild des Buchstabens *L*. Die Verdickung hat Simon richtig als Verdoppelungszeichen gedeutet.

Auch diese dritte Buchstabengruppe ist in einem einzigen Buchstaben zusammengeschlossen, dem *v* .

Und dieses kleine graphische Kunstwerk kam mit rapider Schnelligkeit zustande! Der Analysand hätte mit Aufbietung alles Scharfsinns auch bei Kenntnis der Traumgesetze, von denen er natürlich keine Ahnung hat, kein solches Werk aussinnen, ja auch bei großer Kunstfertigkeit es nie im beobachteten Tempo reproduzieren können.

Das vom Analysanden nicht explizierte Wort „liege" bereitet uns keine Schwierigkeiten mehr. Es entspricht auf das genaueste den drei Gruppen des ersten Wortes.

Die erste lange Gerade von  bedeutet *l*, der untere Teil ohne das Häkchen geht auf *i*, dessen zugehöriger Punkt durch das *e* gebildet wird. Letzteres ist rechts oben nämlich wie in „anbetungsvoll" durch eine zusammengezogene Schleife gebildet, und zwar vielleicht zweimal, das von „*ie*" als winzige, ausgefüllte Schleife am untersten Punkt des *l* respektive *i* auf dem Kopfe stehend, welche Umkehrung uns später oft begegnen wird. Doch möchte ich die Anwesenheit dieses ersten stummen *e* nicht mit Sicherheit behaupten, wenn auch die sonst straffe Sparsamkeit der Formenbildung das Anhängsel ohne diese Deutung rätselhaft erscheinen läßt. Die ganze Figur erinnert etwas an *G*, wobei zum vierten Male alle Buchstaben in einen einzigen zusammengefaßt wären und letzterer zum dritten Male an zweitletzter Stelle stünde. Sicher ist es aber nicht.

Woher dieser sonderbare Umstand? Welcher Komplex hat überhaupt das ganze überaus kunstvolle Gebilde geschaffen? Mein ungeberdiger, durch kein reales Interesse an die Analyse gefesselter Künstler ließ mich im Stiche, als ich diese Geheimnisse ergründen

wollte. Jedenfalls trägt zur Erklärung des Inhaltes bei, was wir unmittelbar vor der Niederschrift besprachen. Simon erzählte mir nämlich, die Zungengabe sei meistens oder immer mit sexuellen Anfechtungen verbunden. Beim Taufen sei es Mode gewesen, auf den Boden zu fallen. Einst habe er gesehen, wie sich eine Frau in Anwesenheit von 2 bis 3 Personen auch in diese Stellung begab, um sich dann auf das schamloseste zu entblößen. Der Inhalt des Kryptogramms („Anbetungsvoll liege!") dürfte den Wunsch nach einem derartigen Anblicke verdrängen und religiös sublimieren. Daß wenige Augenblicke dem Unterbewußten zur Ausarbeitung des kompliziertesten phonetischen oder graphischen Kunstwerks genügen, konnte ich öfters feststellen.

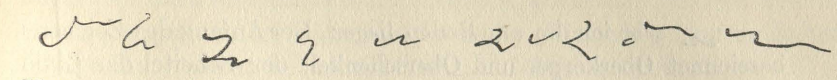
Nach Verlauf von fünf Monaten suchte ich zu eruieren, welche Bedeutung die Lettern „*b, g, v, G*" für unseren Kryptographen besäßen, erhielt aber nur die Einfälle: „B(ete) G(ott) v(oll) G(üte). Wahrscheinlich steckt jedoch unliebsames, bewußtseinsunfähiges Material dahinter.

Wir vernehmen bereits, daß Simon nach dieser Sitzung, die auch das übernatürliche Gnadengeschenk der inspirierten Geheimschrift auf das Niveau des Irdisch-Natürlichen herabzog, mich mied. Erst nach einem Besuche bei der Mutter, einer persönlich liebenswürdigen Frau, sowie auf Grund einer Entschädigung für den künftig zu erleidenden Zeitverlust konnte ich einige weitere Sitzungen erobern.

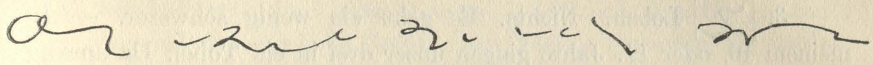
Sechstes Kryptogramm (VI), $2\frac{1}{2}$ Monate später.

Simon erzählt von seinem Konflikte mit der Mutter, die ihn zu religiösen Großtaten, besonders zur Gründung einer Gemeinschaft zwingen wollte, während er sich hierbei der Heuchelei schuldig machen müßte. Die Zungensprache stehe ihm jeden Augenblick zu Gebote, doch übe er sie nicht mehr. Letzte Woche sei er in die stärkste Ekstase geraten, eine Macht sei über ihn gekommen und habe ihn getrieben. Nach der Ursache seiner geröteten Augen befragt, gab er an, er habe letzte Nacht über seine traurige Lage heftig geweint. Er bemühe sich um feste Arbeit und bedauere lebhaft, daß er sich manches Jahr von der Mutter, statt von seiner Überzeugung habe leiten lassen.

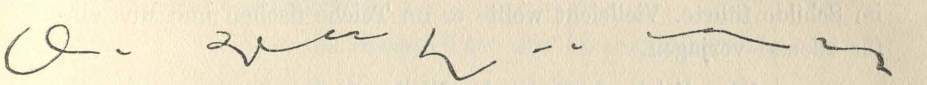
Ich ersuchte ihn um eine Schriftprobe und stellte in Aussicht, daß wir die Formen seiner Schrift untersuchen wollen. Hierauf schrieb er in 15 Sekunden das folgende Kryptogramm, von dessen Sinn er keine Ahnung zu besitzen angab. Die Einfälle kamen bei den ersten Zeilen langsam, später etwas schneller.



Kräfte Sieg Leben Fülle Führung Macht Erfüllung Erscheinung



Offenbarung Lichtgestalt Meerestiefen Bergeshöhe



absondern hineindringen erschaffen Liebe

Wir wollen nun zuerst nachsehen, was für Einfälle Zeichen und Wort hervorrufen, um dann nachher scharf auf die Figur zu achten.

1. [Kräfte.] Im 12. Jahre rang ich einst mit mehreren Kameraden auf Befehl des Lehrers. Ich siegte über sechs von ihnen, beim siebenten unterlag ich zu meinem großen Ärger. [Sehen Sie jetzt das Schriftzeichen an.] Was soll mir jetzt in den Sinn kommen? [Das weiß ich doch nicht.] Es kommt mir allerlei in den Sinn. Es kommt darauf an, was Sie meinen. [Ich meine gar nichts. Sie sollen das Schriftzeichen, das wir psychologisch zu verstehen suchen, ansehen.] Es erinnert mich an das Anpacken. Es sind zwei Arme. ist der eine, der andere Arm. Ersterer gehört meinem Gegner, der stehen blieb, letzterer mir. Mein Arm kam nämlich in eine eigentümlich verdrehte Lage, die hier im Zeichen ausgedrückt ist. Ohne dieses durch eine unvorsichtige Bewegung hervorgerufene Mißgeschick hätte ich meinen Gegner besiegt. [Demonstrieren Sie Ihre damalige Lage.] (Tut es.) [Auf Ihrer Zeichnung ist aber Ihr Arm nicht so stark gekrümmt, wie er damals war.] Ich kann es mir nicht erklären. [Auf Ihrer Figur scheint auch die Schulter und der Hals des Gegners angedeutet.] Als er mich an sich zog und mein verdrehter Arm furchtbar schmerzte, verlangte ich, er solle mich loslassen. Da er es nicht tat, biß ich ihn trotz der Anwesenheit des Lehrers in die Schulter. Nun konnte ich mich losreißen. (Sein Arm ist nicht mehr verdreht.)

2. [Sieg].] Nichts. [Doch!] Es betrifft wieder das gleiche, nämlich, daß ich sechsmal siegte.

bezeichnet meinen Arm, mit dem ich den Gegner niederdrücke. Bei

sehe ich ihn am Boden liegen. Der Anfang des Zeichens bezeichnet Oberkörper und Oberschenkel, der Scheitel der Linie das Knie, das Übrige Unterschenkel und Füße.

3. [ ] Leben. Nichts. Es geht ein wenig schwerer. — In meinem 10. oder 11. Jahre gingen unser drei in ein Tobel. Da sprang ein Italiener mit offenem Messer auf uns zu. Ich weiß nicht, was er im Schilde führte. Vielleicht wollte er im Teiche fischen und uns ein- für allemal verjagen.

[Das Zeichen] ist der Weiher.

ist der Ort, wo der Mann stand.

Der zweite Punkt bezeichnet das Turbinenhäuschen, wo wir uns befanden.

Das Ende gibt die Richtung an, in der wir flohen.

4. [Fülle.] Wir hüteten einmal abends zu lange das Vieh. Deswegen bekam eine Kuh die „Fülle" (schlechte Übersetzung des schweizerischen „Völli", eigentlich „Vollsein", von Gasen aufgetrieben werden). Rechts und links in meiner Figur sehen Sie die Hörner, in der Mitte den Kopf der Kuh. Das Tier lag auf dem Boden und verdrehte den Kopf, wie wenn es sterben wollte. Darum ist das Zeichen hier schief. Die Kuh wurde dann gestochen, damit die Blähung einen Ausweg finde, und genas. Wir wurden tüchtig gescholten, kamen aber schließlich gut davon. Ich war übrigens nicht verantwortlich, ich leistete nur Beihilfe.

5. [Führung.] Wir hatten öfters einen Blinden zu Besuch. Eines Tages sollte ich ihn die Treppe hinunterführen. Er machte einen Fehltritt und fiel 3—4 Tritte die Treppe hinunter, da ich zu schwach war, ihn zu halten.

bezeichnet meinen gestreckten Arm, mit dem ich den Strauchelnden halten wollte.

geht auf den gebeugten Arm des Blinden, den ich über dem Ellbogen hielt. Dem Blinden machte es nichts, doch erschrak ich furchtbar.

6. [Macht.] Ein Kinderspiel. Gegen 50 Kameraden der oberen Schulklassen trieben ein Kriegsspiel. Ich führte gewöhnlich eine der beiden Abteilungen an. Einmal nahmen wir Stellung zwischen einer steilen Berghalde und einem breiten Bach. Im Eifer rannte

ich in den Bach und mußte hindurchwaten, wurde aber von den Feinden herausgezogen und zwei Stunden in nassen Kleidern gefangengehalten. Einige Tage später bekam ich heftigen Lungenkatarrh.

Der steile Bergeshang und die wagrechte Ebene, die wir besetzt hielten. (Das Zeichen ist ähnlich dem für „Leben", das auf die nämliche Gefahr, ins Wasser geworfen zu werden, deutet; darum ist die topographische Darstellung des Bergeshanges hier schlecht).

Das abschüssige Ufer, das ich hinabrannte.

Der Bach.

 Die feindliche Position.

Ich verhielt mich damals zu eifrig.

7. [Erfüllung.] Es ist die Fortsetzung. Am folgenden Tag spielten wir wieder, wobei unsere Partei siegte.

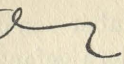
 Der X-Wald von oben gesehen. *a* zeigt den Vorsprung, in dem wir lagen.

 Etwa 500 Meter von uns entfernt lag die Landstraße, welche durch meine Linie beschrieben wird. Bei *a* und *b* befanden sich die Feinde. Als ich sah, daß sie zwei Abteilungen bilden, verteilte ich meine Mannschaft nach *b* und *c* der oberen Figur.

weist den Ort auf, wo wir zusammenstießen. In jener Nacht, als ich unterlag, hatte ich einen Traum, laut welchem ich tags darauf siegen werde. Das erfüllte sich, daher das Wort „Erfüllung".

8. [Erscheinung.] Der Schluß ist nicht gut gezeichnet. Es bedeutet die Straße, auf welcher ich die Teufelserscheinung hatte.

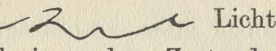
ist das Dorf, in dem das verleumdete Mädchen wohnte. Die Straße ist genau gezeichnet. Etwas rechts davon stand der Baum, hinter dem der Teufel stand. Letzte Woche hatte ich eine ähnliche Erscheinung, die ich nicht abwehren konnte, aber nicht dieselbe Körperform wie früher darstellend. Ich hoffte, dieses Zeug los zu sein, jetzt fängt es wieder an. [Wir können es ja gleich untersuchen.] Wollen wir nicht zuerst die Schrift bereinigen?

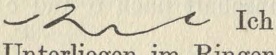
9. [ Offenbarung.] Ein Traumgesicht, das ich letzte Woche hatte. Die Figur zeigt genau den Weg, den ich im Traume ging. (Nach 5 Monaten: Ich ging kreuz und quer, ohne festes Ziel. Man verfolgte mich mit schweren Verleumdungen; nur bei Gott hoffte ich Zuflucht zu finden.)

Wo das Ringlein liegt, wurde ich überfallen. Ich sprang um den Angreifer herum und eilte weiter.

Bei *a* war eine Art Höhle, in die ich mich flüchtete, ein Bergungsort.

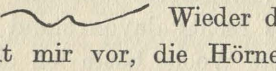
Der Traum ging nachher mehr geistig in Erfüllung. Ich wurde von einer Seite her furchtbar angegriffen, konnte aber ausweichen. Meine zukünftige Schwiegermutter sagte, ich solle nur zu Gott meine Zuflucht nehmen. Das tat ich und kam zum Ziele. Was ich träume, trifft meistens ein.

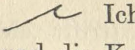
10. [ Lichtgestalt.] Letzte Woche hatte ich abends 5 Uhr in wachem Zustand eine Engelserscheinung, während ich schrieb. Die Lichtgestalt sagte mir, ich müsse noch manchen Weg und Umweg machen, manche Anhöhe übersteigen, bis ich am Ziele sei. Diese Anhöhen sind hier gezeichnet wie auch in dem darunterstehenden Worte „hineindringen" der folgenden Zeile; das will besagen, ich müsse in die Schwierigkeiten hineindringen.

 Ich sehe hierzu wieder das erste Bild: Mein Unterliegen im Ringen.

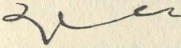
bezeichnet meinen Standpunkt in einer kleinen Vertiefung des Bodens.

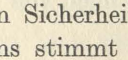
Dazu steigt mir auf mein in der anfänglichen Ringerstellung gebogener Arm, der in den des Gegners eingreift.

 Wieder die Hörner. (5 Monate später: Es kommt mir vor, die Hörner seien ungleich, das linke nach unten, das rechte nach oben geneigt. Es gelang mir einige Male, den Kopf eines Stieres durch kräftigen Ruck schief zu drehen, so daß das Tier wehrlos war. Dazu ist ein starker Standpunkt nötig.)

 Ich stelle mir meinen ausgestreckten Arm, den Leib und die Knie meines Gegners vor.

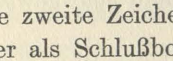
Diese Bilder besagen im Zusammenhange mit Leichtigkeit, daß mir Siege und Niederlagen bevorstehen, zuletzt aber werde ich siegen. — Wollen wir nicht gleich das darunterstehende Wort „hineindringen" an die Reihe nehmen? Es belästigt mich.

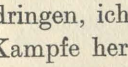
14. [ hineindringen.] Der erste Teil stimmt ziemlich genau mit „Leben" Z. 1, nur hat es einen größeren Ringbogen, weil jetzt meine Ehre gefährdet ist und ich einen größeren Umkreis machen muß, um in Sicherheit zu kommen. (5 Monate später): Der Anfang des Zeichens stimmt genau mit demjenigen für „Meerestiefen". Ich will also in letztere hineindringen.)

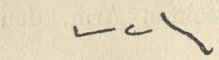
 stimmt mit „Erfüllung", wenn es auch anders gedreht ist. Die Lichtgestalt will mich mahnen, aus der Vergangenheit gute Lehren zu ziehen und ihrer Weissagung zu trauen.

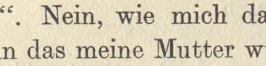
Gleicht in meinen Augen sehr dem Zeichen für „Macht", nur ist jetzt die Schleife nach oben gerichtet, statt wie früher nach unten (!). Dies ist nötig, weil der Engel auf das Vorhergehende weist. In meinen Augen sind die Zeichen ganz übereinstimmend, nur nicht exakt gezeichnet. Auch das kleine zweite Zeichen, das zu „Macht" gehört, findet sich jetzt wieder als Schlußbogen.

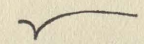
Die Lichtgestalt sagt somit, ich solle nur mutig in die Schwierigkeiten eindringen, ich werde das Leben gewinnen, indem ich siegreich aus dem Kampfe hervorgehe, wie mir verheißen sei. (Die Zeichen erscheinen in umgekehrter Reihenfolge, wie oft die Buchstaben der Zungenrede. Den Grund der Umstellung werden wir kennen lernen.)

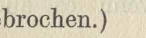
11. [ Meerestiefen.] Der Engel ist auch wieder da. (Der Anfang beider Figuren ist gleich.) Er sagte, es gehe durch Meerestiefen und über Bergeshöhen. Hier begegnen uns wieder Zeichen, die schon da waren.

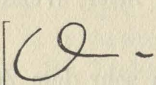
 ist ziemlich genau dasjenige von „Macht". (Richtig)

 dasjenige von „Erfüllung“ (trifft ebenfalls zu). [Was haben „Macht“ und „Erfüllung“ mit Meerestiefen zu tun?] Vielleicht hilft uns der Einfall, den ich zu „Macht“ hatte, auf die Spur. Was berichtete ich da? [Daß Sie aus dem Wasser gezogen wurden.] Gewiß, das entspricht der „Meerestiefe“. Nein, wie mich das freut! Das ist doch hochinteressant. Wenn das meine Mutter wüßte! Es stärkt einen ganz.

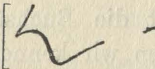
12. [ Bergeshöhen.] Der Anfang ist wie der von „Lichtgestalt“, wenn man von dem abgesprengten Einleitungsböglein dieses Wortes absieht. Die Lichtgestalt begleitet mich von den Meerestiefen zu den Bergeshöhen.

 ruft mir jetzt wieder die Hörner der Kuh oder des Stieres ins Gedächtnis. (5 Monate später: Das eine Horn ist abgebrochen.)

 kennzeichnet die Knie meines besiegten Feindes.

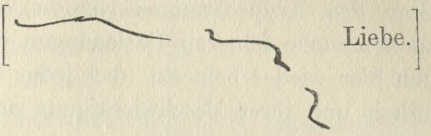
13. [ absondern.] Die Form ist der von „Offenbarung“ verwandt. Der Anfang ist genau gleich, das Folgende genau besehen auch, jedoch abgetrennt und verkleinert. Der Engel sagte, ich müsse mich von allen schädigenden Einflüssen religiöser Natur absondern und aus eigenem Antriebe handeln. [Bin ich gemeint?] Nein, Sie beeinflussen mich religiös in keiner Weise. Gemeint sind gewisse Gemeinschaftskreise, die mich angreifen.

Die Höhle, die im Zeichen für „Offenbarung“ angedeutet war, fehlt jetzt. Ich muß mich nicht mehr verbergen, als selbständiger Mensch nicht mehr Unterschlupf an einem Bergungsorte suchen.

15. [ erschaffen.] Es erinnert an „Macht“, nur ist es auseinandergezogen, so daß die Schleife fehlt. Diese Vereinfachung durch Weglassung der Schleife bedeutet, daß die Dinge nicht mehr so verwickelt liegen sollen (?).

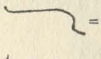
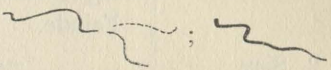
Die beiden Strichlein bedeuten ebenfalls einen Teil des Zeichens für „Macht“. Es ist jetzt zerlegt. Die gerade Linie bedeutet meinen Arm, die gebogene wieder das Knie des Unterlegenen. Ich durfte meinen Arm zurückziehen, weil letzterer wehrlos daliegt.

Wer seinen Feind so bezwingt, „erschafft" sich sein Glück und „Macht". (Unbefriedigend!)

16.  Liebe.

Das erste Zeichen ist das von „Erfüllung", nur auseinandergerissen.

= in „Erfüllung".

 = , das dritte Zeichen desselben Wortes. Nimmt man das eben erwähnte Zeichen aus „Erfüllung" mit dem folgenden zusammen, so hat man das Zeichen für „Erscheinung", nur durchbrochen. 

Hinter diesem Worte steckte die Teufelsvision; jetzt ist das Teufelsbild zerrissen. Damals handelte es sich um eine mir angedichtete Liebe. Nach Liebe sehnte ich mich. Jetzt ist jenes Lügengewebe zerrissen und ich erfreue mich der Erfüllung meines Wunsches nach wirklicher Liebe; darum steht am Ende von „Erfüllung" jetzt noch eine Fortsetzung, die das Neue, Erfreuliche bedeutet.

Diese Analyse dauerte 2½ Stunden. Man fühlt, daß sie gegen das Ende hin oberflächlicher wurde. Bei der geringen Zuverlässigkeit meines Besuchers erstrebte ich einen Abschluß, erlitt aber Einbuße bezüglich der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit. Wer sich gegenwärtig hält, daß Simon durch die Analyse immer noch trotz interessanter Zwischenspiele nur zu verlieren erwartete, wird den Analytiker nachsichtig beurteilen, wiewohl er viel wissenswertes Material hinter den Riegeln der Widerstände liegen ließ. Ich bin nicht geneigt, alle Einfälle Simons für die wichtigsten Determinanten zu halten, muß mich aber doch zunächst auf sie stützen.

So viel steht fest, daß wir es nicht mehr, wie bei *V* mit einer verdichteten Buchstabenschrift, sondern mit einer reinen Bilderschrift zu tun haben. In 15 Sekunden zogen die bildlichen Repräsentanten einer erstaunlichen Menge von Phantasien an uns vorüber. Diese Fülle steht hinter derjenigen der Zungenreden oder der freien Assoziationsketten nicht zurück. Auch

abstrakte Begriffe werden durch Anspielungen auf Erlebnisse geschickt ausgedrückt (z. B. „Fülle", „Leben".)

Den Sinn des Kryptogramms werden wir unschwer erraten, wenn uns auch manche feineren Beziehungen entgehen. Zum Überflusse sei auch hier wieder bemerkt, daß jeder peinlichen Erinnerung aus der Kindheit und ihrer Beschwichtigung analoge Gedanken hinsichtlich der Gegenwart entsprechen.

„Übertragung" des Kryptogramms:	Komplexerinnerung:	Beschwichtigung:
1. Kräfte	Du erlittest eine Niederlage vor dem starken Feinde.	Heute ist mein Arm nicht mehr so verkrümmt, ich kann mich vorsichtiger verhalten. Oft warst du Sieger, du kannst es auch jetzt werden. Schon damals besaßest du eigentlich mehr Kräfte als der Gegner.
2. Sieg	—	
3. Leben	Ich schwebte in Lebensgefahr.	Du wurdest errettet.
4. Fülle	Ein anderes Wesen mußte meinetwegen leiden.	Es genas, ich war nicht der Verantwortliche.
5. Führung	Ein deiner Führung anvertrauter Mensch stürzte.	Ich war damals zu schwach; der Sturz war harmlos.
6. Macht	Beim Kampfe fiel ich in einen Bach.	Es geschah aus Übereifer. Die Niederlage verwandelte sich in Sieg.
7. Erfüllung	—	
8. Erscheinung	Letzthin erschien mir wie früher der Teufel.	Jene Erscheinung war geringfügig; dazu gehört als Trost das Folgende.
9. Offenbarung	Ich bewege mich auf krummem Wege, werde vom Feinde überfallen.	Ein Engel verhieß Rettung. Du findest einen Bergungsort.

10. Lichtgestalt	Ich fürchte mich vor Umwegen und Hindernissen, denen ich erliegen könnte (Erg. an 1, 2 und 3).	Ein Engel weissagt das Erreichen des Zieles.
11. Meerestiefe	Ich fürchte mich vor der drohenden Meerestiefe (Erg. an 6 und 7).	Du wurdest schon einmal aus dem Wasser gezogen und siegtest.
12. Bergeshöhen	Ich fürchte mich vor steilen Bergeshöhen (Erg. an 10, 4, 2).	Dein Engel geleitet dich zum schönen Ziel.
13. absondern	Die Trennung vom religiösen Einflusse der Mutter und der Gemeinschaften kostet schweren Kampf (Erg. an 9).	Du gewinnst Selbständigkeit und Freimut.
14. hineindringen	Ich bin über Lebensgefahr beunruhigt (Erg. an 3).	Dein Engel verheißt Errettung (Erg. an 7).
15. erschaffen	Ich fürchte eine Niederlage (Erg. an 6).	Du wirst dir Macht und Glück schaffen (Erg. an 2).
16. Liebe	Die Teufelserscheinung (Erg. an 8).	Sie ist vernichtet, die Sehnsucht nach wahrer Liebe ist dir erfüllt worden.

Wie man sieht, hat der Berufskomplex an Virulenz verloren, was natürlich nicht ausschließt, daß er morgen wieder auftaucht.

Die Zeichen 1—7 reden von Kämpfen und Mißgeschick, aus denen der Kryptograph siegreich hervorgeht.

Nr. 8—16 bearbeiten den peinlichen Eindruck, den inmitten der zuvor erwähnten Verwicklungen eine Teufelserscheinung hervorrief. Die Unlustgefühle werden paralysiert durch die Erinnerung, daß die frühere gleichartige Vision sich als harmlos herausstellte, daß ihm nach krummem Weg ein Asyl verheißen sei; eine neue Erscheinung, ein Engel, weissagt ihm ein schönes Ziel als Lohn für Kämpfe mit Gefahren und Hindernissen, männliche Selbständigkeit, Macht und Liebesglück.

Warum wollte Simon Nr. 14 vor Nr. 11 analysieren? Wir sehen jetzt, daß diese Versetzung inhaltlich richtig war, denn die allgemeine Weissagung neben der Reminiszenz an Lebensgefahr gehört zu Nr. 10. Warum aber wurde das Wort von dem ihm gebührenden Platze verdrängt und unter, statt neben das zugehörige Wort gesetzt? Weil die Zusammenstellung „Lichtgestalt (= Braut, siehe unten) — hineindringen" als unerlaubt schon unter der Bewußtseinsschwelle abgelehnt wurde. Während des Analysierens fiel diese Vorstellungsverbindung weg, deshalb rückte das Wort Nr. 14 wieder an die richtige Stelle.

Den Inhalt des 6. Kryptogramms können wir summarisch zusammenfassen in den Satz: Schwere Kämpfe und Gefahren von seiten dämonisch gesinnter Feinde stehen mir bevor; aber durch alle Nöte führte mich mein guter Engel (die Geliebte) zum Siege.

Zum Schlusse der Sitzung kamen noch einige Erscheinungen zur Sprache, die etwas Licht auf das Besprochene werfen: Zuerst

die zweite Teufelsvision.

„Elf Tage vor der Konferenz sah ich auf der I-Straße hinter einem Baum ein Teufelsbild. Der Teufel stand still und blickte mich an, machte aber nichts."

[Beschreiben Sie den Teufel.] Ich weiß nichts, seine Züge waren nicht zu sehen. [Groß?] Nein, mittelgroß. [Schwarz?] Weiß. [Nackt?] Bekleidet. [Händeringend?] Nein. [Hörner?] Nein. [Bart?] Nein. Ich schaute weg, weil ich mir sagte, es handle sich nur um eine Illusion. [Schließen Sie die Augen!] — Die Teufelsfigur glich einer Freundin meiner Braut. Jene Freundin verfolgt mich hart. Jetzt fällt mir auf, daß der Teufel ganz genau die Figur jenes Mädchens hatte, vorher sah ich es nicht. Jetzt ist mir auch die Gestalt deutlich ins Bewußtsein getreten. Meine Feindin verleumdete mich kolossal bei der Braut. Übrigens ist sie homosexuell, sie wollte immer bei meiner Braut schlafen.

[I-Straße.] „In diesem Namen steckt unverändert der meiner Feindin, an der Stelle beim Baume kam es vor einem halben Jahre zum ersten Streite mit ihr."

Wir sehen nun den Grund ein, weshalb die Figur so sehr undeutlich erscheint: Schon der Ort legte die Entdeckung nahe. Es ist uns recht angenehm, nun den Feind zu kennen, mit dem sich das Kryptogramm befaßte.

In der Nacht darauf (10 Tage vor der Analyse) empfing Simon

eine Engelserscheinung,

die zwar nur einen Traum darstellt, aber die Lebendigkeit einer Hallu-

zination annahm und daher ihr gleichwertig erachtet wurde. Sofort erkannte Simon in dem himmlischen Wesen seine Braut.

Über die

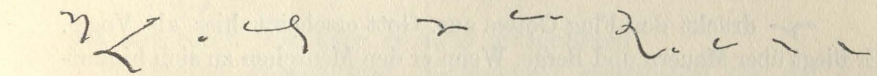
„eingegebene" Auslegung der Zungenreden

äußerte sich der Analysand heute sehr freimütig, daß Text und Kommentar miteinander nichts zu tun haben. Die Auslegung richte sich, obwohl sie über den Sprechenden komme, doch nach seiner Intelligenz und seinem Sprachschatze.

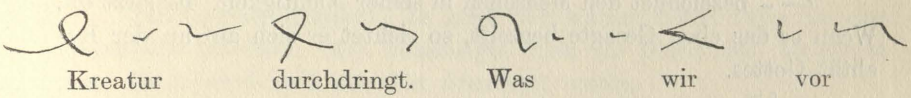
Das siebente Kryptogramm (VII), 5 Tage später.

Auf meine Anfrage bestätigt mir Simon seine früher erteilte Erlaubnis, seine Analyse auszuarbeiten und zu veröffentlichen. Da ich die Darstellungsweise der grammatischen Formen kennen zu lernen wünschte, gab ich die Weisung: [Schreiben Sie in automatischer Schrift eine kurze belehrende Andacht].

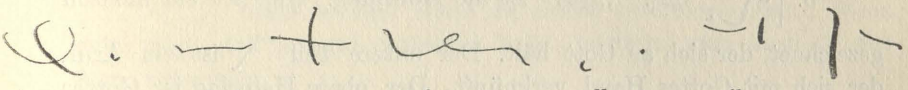
In 13 Sekunden schrieb mein Künstler:



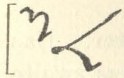
Gott ist ein Wesen, das alle



Kreatur durchdringt. Was wir vor



Augen haben, ist alles ihn.

[ Gott.] Nichts (lange Pause). Immer nichts. [Halt, es ist falsch, wir nahmen zwei Zeichen zusammen.]

1. [Gott.] Gott ist im Herzen. Das Zeichen bildet einen Teil des Herzens ab, eine halbe Herzform. [Das Häkchen unten.] Der Halt an Gott.

[Warum nur das halbe Herz?] Ich weiß es nicht. [Das halbe Herz.] Heute sagte mir die Mutter, ich gebe Gott nur das halbe Herz, darum finde ich keinen Halt an ihm. Allein ich finde an ihm Halt nach meiner eigenen Gottesanschauung, die größer ist als die ihrige.

2. [ist.] Ist = existiert. Der erste Strich bedeutet Gott; das Häklein davor entspricht dem Schlusse des Zeichens für Gott. Beide Häklein gehören zueinander. Der untere Bogen bezeichnet einen hilflos am Boden liegenden Menschen, wie in VI_2. Gott hebt den Darniederliegenden in die Höhe. Er verläßt mich nicht, auch wenn andere es tun. Er ist nicht so klein, daß er auf menschliche Schwachheiten sieht. — Der Punkt bezeichnet den Menschen in seiner Nichtigkeit gegenüber der Realität Gottes, die uns tröstet.

3. [ein.] Es gibt nur einen existierenden Gott, nicht drei göttliche Personen. Diese Frage beschäftigt mich in letzter Zeit ziemlich viel. Die Figur bezeichnet das Allumfassende. Ich sehe sie als zwei Arme, die etwas einschließen. Gottes Arme schließen alles ein.

4. [Wesen.] Da kommt Gottes Realität zum Ausdrucke. Daß man Gott überall verkörpert sehen kann.

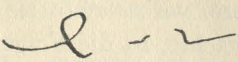
drückt den Flug Gottes aus. Gott erscheint hier als Vogel. Er fliegt über Mauern und Berge. Wenn er den Menschen zu sich hinaufzieht, so kann dieser es auch.

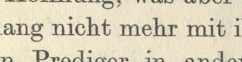
bezeichnet den Menschen in seiner Nichtigkeit. Er sitzt da. Wenn er das eben Gesagte begreift, so richtet er sich auf an der Realität Gottes.

5. [das. „Das" ist die Hoffnung. Hier ist ein Mensch gezeichnet, der sich an Gott hält. Der untere Teil ist ein Arm, der sich mit Gottes Hand verknüpft. Der obere Halbring ist Gottes Hand.

6. [alle.] Er ist über allem Meister. Das dritte Zeichen schildert einen Menschen, der am Boden liegt, das zweite einen, der auf jenen hinabsieht, das erste beide beisammen in kämpfender Stellung. [Ich sehe letzteres nicht ein.] Ich wüßte es schon, will es aber nicht sagen. (Errötet.) Ich sehe das erste Zeichen als Ende eines männlichen Geschlechtsteiles an. Man beschuldigte mich, mit einer Person ein Geschlechtsverhältnis unterhalten zu haben. Es war aber nicht in dieser Weise wahr. Einmal ging ich nach Mitternacht in ihr Zimmer und setzte mich an ihr Bett. Da sah mich ihr Knabe und plauderte es aus.

Ich bin der am Boden Liegende, die Witwe kommt in der Zeichnung nicht vor (?).

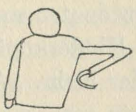
7. [ Kreatur.] Es geht schwer, es gibt jedenfalls wieder etwas Schönes! Sie sagten eine Zeitlang, die Person sei in der Hoffnung, was aber nicht der Fall war. Später, als ich schon ein Jahr lang nicht mehr mit ihr in Verkehr stand, kam sie durch einen zugereisten Prediger in andere Umstände. Auf mich fiel kein Verdacht. — Das erste Zeichen betrifft den Kopf des erwarteten Kindes, das zweite die Brust der Frau, wie sie früher war, das dritte, wie sie wurde. Einige Glieder ihrer Gemeinschaft behaupteten nämlich, sie haben eine derartige Veränderung entdeckt. (Nach 5 Monaten: Vor jener Analyse hatte mich ein zungenredender Prediger öffentlich verleumdet, ich habe meine Braut geschwängert und behauptet, der Heilige Geist habe es getan. Beides ist erlogen.)

8. [ durchdringt.] Der erste Teil geht wieder auf das Kind. Ich kann es nicht fertigbringen.

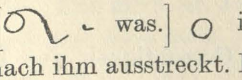
(Wegen vorgerückter Nachtstunde verschieben wir die Fortsetzung um 9 Tage.)

[Das zweite Zeichen.] In jener Zeit wurde meiner Freundin eine Banknote gestohlen. Man bezichtigte mich des Diebstahls, bis später eine Hausbewohnerin der Tat überführt wurde.

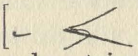
: Links ist eine Hand an einem verdrehten Arm. Wenn man zeigt, daß jemand gestohlen habe, verdreht man auch so den Arm, etwa so:

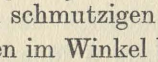


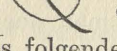
Das Geld lag oben im Schranke, daher ist die Diebshand nach oben gekehrt. [Durchdringt.] Die Wahrheit über den Diebstahl und die ganze Affäre dringt durch.

9. [ was.] ist das Geld, das Folgende der Arm, der sich nach ihm ausstreckt. Die Hand umklammert das Geld. [Warum ist er dick?] Ich bringe es nicht heraus. Vielleicht hilft das Folgende nach. [Das zweite Zeichen.] Es mahnt mich an eine halbe Banknote.

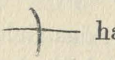
Eine ganze zu 100 Franken wurde aus einer Blechschachtel gestohlen. Die Diebin wechselte sie in zwei à 50 Franken um und sandte die eine davon ihrem Verwandten zu, die andere verbrauchte sie für sich. [„Was"]. Was sie mit dem Gelde machte, ist die Frage. [Warum ist der Arm dick?] Hier haben wir die Diebin erwischt, darum tritt der Arm hervor. (Man beachte die merkwürdige Ähnlichkeit der Zeichen für „das" (Nr. 5) und „was" (Nr. 9). Letzteres liefert gleichsam die Bekräftigung der im ersteren aufgestellten religiösen Idee.)

10. [ wir.] Als die Geldgeschichte passierte, bekamen wir einen schmutzigen Brief wegen der geschlechtlichen Angelegenheit. Der Bogen im Winkel bezeichnet wieder das Glied. Unser Rechtsanwalt ließ die Schrift untersuchen und entlarvte als Schreiberin die erwähnte Diebin. Darauf klagte die Frau, mit der ich verleumdet wurde, und ich zusammen gegen jene. Der Winkel sagt, daß wir zwei, obwohl wir uneins geworden waren, hier eins waren (?).

11. [ vor.] Geht auf die nämliche Geldgeschichte. Das zweite Zeichen ist wieder die Hand, jetzt nicht mehr in der Weise eines Diebes verkrümmt. Mein Anwalt beschuldigte zuerst fälschlich einen gewissen S. Die erste Figur stellt sein auffallend vorspringendes und herabhängendes Kinn dar. [Vor.] Er mußte „vor" (Schweizerd. Ausdruck für „vor den Richter"). Ich hatte den Mann sonst gern, er war auch in meiner Gemeinschaft.

12. [ Augen.] Der erste Teil ist wieder wie „Kreatur". Das folgende Strichlein gehört auch dazu, ebenso das nächstfolgende: . Die Figur deutet an, daß der ganze Klatsch als nichtig erfunden wurde. Der Kinderkopf ist entzwei, die Brüste sind in den Augen der Leute wieder klein. „Augen" heißt: Da macht man die Augen auf; vorher machte man sie nicht recht auf, jetzt desto mehr.

Ich sehe ein, daß ich nicht ein heiliger Mensch bin, der aus dem Jenseits Eingebungen bekäme. Gott leitet die Menschen anders als durch verworrene Eingebungen.

13. [ haben.] Da hat Gott Gerechtigkeit ans Licht gebracht. Der wagrechte Strich bedeutet eine Ebene. Was über dem Striche ist, ist das über das Geschwätz Erhabene, was darunter ist,

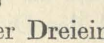
das alte böse Gerede. Ich machte den Strich von unten nach oben. Das Rechte kam an den Tag aus seiner unterirdischen Vergangenheit. [haben.] Ich habe das Recht erhalten, ich besitze es.

14. [ist.] Gott ist. Was sagte ich bei Wesen? Hier ist das gleiche Zeichen, nur nicht mehr zerstückelt. Er hat sich als Einheit bewährt. Das bei „Wesen" Gesagte ist nun bewiesen. = Der fliegende Vogel. = das zweite Zeichen von Wesen, nur der Winkel weniger scharf. Hier sitzt der Mensch nicht mehr, er steht. Das oberste nach links geneigte Stücklein stellt den Kopf vor.

Es ist das dritte Böglein von „Wesen", nur nach oben gekehrt.

[„ist"]. Gottes Realität ist jetzt ausgewiesen, er „ist". (In Wirklichkeit ähnelt die Figur Nr. 3 „ein"; auch der Einfall, daß Gott sich als Einheit bewährte, paßt besser hierzu; setzen wir diesen Begriff in die Sentenz, so wäre etwa zu sagen: „Was wir vor Augen haben, eines (ist) alles, (nämlich) er." Am Inhalte ist dabei nichts geändert worden.)

15. [alles.] Ich glaube, man muß das Folgende noch hinzunehmen,.

16. [ ihn.] Die drei oberen Stücke gehen auf die drei Personen der Dreieinigkeit, der dicke obere Strich sagt, daß sie eines sind. Der erste Bogen ist Gott-Vater. Man hat ihn auseinandergerissen. Ein Kreis bedeutet für mich stets eine Einheit, das Geschlossene, ein Halbkreis also das Zertrennte. Der Heilige Geist ist der andere Halbkreis. Diesen hebt die Pfingstgemeinde so stark hervor, als wäre er höher und größer als der Vater. Beides deutet die Zeichnung an, doch machte ich das Zeichen für Gott-Vater dick, das andere dünn, weil jener die Hauptsache ist, nicht dieser. Der Mittelpunkt ist der Sohn. Auch Jesus stellte man als göttliche Person dar. In der Gottheit ist er die Liebe. Für mich ist Jesus Gott, Jesus und Gott sind eins, der Heilige Geist und Gott auch. Jesus stellt die Liebe Gottes dar. (Auch hier ist also, wie in Figur 14, sofern wir sie mit 3 gleichsetzen, die Einheit betont, was trefflich zum Inhalte des Ganzen paßt.)

Die untere Figur schildert im dicken Striche den Arm Gottes,

der in die Tiefe greift. Die Dicke bedeutet die Kraft. Der daneben befindliche Strich geht auf des Menschen Arm. Gottes Hand geht tiefer, als das Menschen Kleinheit fallen kann. Hier hat sich der Mensch schon aus der untersten Tiefe gehoben.

[alles ihn]. Er regiert alles und macht alles recht. („ihn", schweizerdeutsch = „er"; Simon will hier Schriftdeutsch reden).

[Gott ist ein Wesen, das alle Kreatur durchdringt]. Er ist überall und in allem, in Bäumen, Menschen, in uns, nicht nur außer uns. Auch Schwierigkeiten sind nur dazu da, seine Hilfe zu erkennen. Man kann ihn als überall vorhandene Kraft vorstellen.

[was wir vor Augen haben, ist alles er]. „Die Natur und alles ist Gott, Kraft Gottes. Das las ich nirgends. Früher dachte ich ganz anders. Seitdem ich von Ihnen analysiert werde, finde ich, Gott sei ein Wesen, das in allem sei, nicht nur im Jenseits, von wo aus es Eingebungen zu uns herübersende. Ich sehe ein, daß Gottes Stimme in uns selber aufsteigt."

Um Raum zu sparen, unterlasse ich es, die Komplexvorgänge tabellenartig zusammenzustellen. Der Leser hat bereits beachtet, wie hinter der religiösen Manifestation allerlei Komplexe liegen (verletztes Ehrgefühl, Liebessehnsucht), als deren sublimierte Triebauswirkung der Hinweis auf Gottes Allgegenwart erscheint.

Den Zentralgedanken des Kryptogramms können wir umschreiben mit den Worten: Wie sehr ich auch wegen eines angeblich ehebrecherischen Verhältnisses verleumdet werde, Gott wird kraft seiner Allgegenwart und Allmacht, wie er mich früher aus der Anschuldigung des Konkubinates, der Schwängerung und des Diebstahls errettet hat, so auch jetzt meine Unschuld an den Tag bringen.

Dankbar anerkennen wir, daß Simon meiner Aufforderung zur kurzen belehrenden Andacht in vorzüglicher Weise nachgekommen ist. In äußerst feiner Symbolik schildert er Gott, aber nicht als reines Objekt, sondern als den, an welchem sein angeblich nur kaltes Herz einen Halt findet. Weiter wird Gott geschildert als der Helfer des Gefallenen, der Eine, Allumfassende, der wie ein Vogel alle Hindernisse überfliegt, den Armen bei der Hand faßt, den der Schwängerung und des Diebstahls bezichtigten Frommen beschützt, den Übeltäter entlarvt, die Verleumder beschämt und so seine Realität als alles sehender, sich aller Bedrängten erbarmender, einiger Helfer kundgibt.

In dieser religiös-theologischen Demonstration ist eine Beschwichtigung quälender Komplexe enthalten. Mit den religiösen Skrupeln

wegen minderer Frömmigkeit verbinden sich die weit peinlicheren Gedanken an die Vorwürfe auf Immoralität und Diebstahl. Der religiöse Ideengang hilft auch diese Komplexe zu lindern.

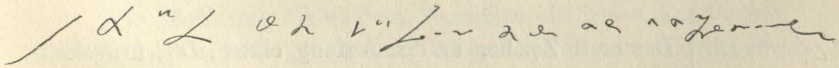
Die von uns beobachtete Grammatik der Kryptographie ist ähnlich der logischen Darstellungsform des Traumes höchst primitiv. Es gibt keine Flexionen, keine Satzgefüge. Die nämliche Form kann Substantiv und Verbum, Relativpronomen oder Adjektiv, Subjekt oder Prädikat sein. Welche Bedeutung die Figur innehat, ergibt sich aus der Stellung im Ganzen. Dabei entläßt ein Schriftzeichen gelegentlich ein Wort, das in jenem keineswegs gelegen hatte, allein zur Idee paßt, welche das Zeichen darzustellen hat. Der Sinn des Zeichens, seine „Übertragung ins Sprachliche" ist also völlig vom Ganzen abhängig. Von einer wirklichen „Übersetzung" oder „Übertragung" ist daher keine Rede. Wir werden diese Beziehungen später untersuchen. Vorläufig nur noch eines: Sehr zu beachten ist, wie der phantastische Reichtum der Zeichensprache bei der Umsetzung in Worte elendiglich verloren geht. Die nüchterne Reflexion zerstört mit unbarmherziger Strenge die üppigen Blüten, die im Urwalde des Subliminalen in so verschwenderischer Fülle sprießen.

Simon erkannte diesen Verlust, wenn er auch seine sittliche Kraft zunehmen fühlte. Seinen Widerstand gegen die Erschließung seiner Geheimnisse konnte ich nicht brechen. Wenn ihn eine Komplexmanifestation beunruhigte, so behalf er sich mit einer, wenn auch noch so dürftigen Autanalyse und ich hatte das Nachsehen. Dies gab er mir ruhig zu. Und doch sieht der erfahrene Analytiker, wo eigentlich der wunde Punkt steckt.

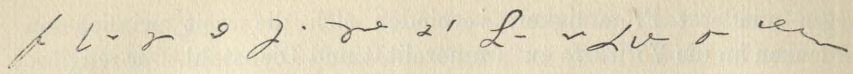
Das achte Kryptogramm (VIII), 7 Tage später.

„Gestern nacht wurde ich von einem unwiderstehlichen Schreibzwang erfaßt, wie noch nie. Wenn kein Papier zur Stelle gewesen wäre, hätte ich auf den Tisch schreiben müssen. Hier sind die Blätter, die ich in etwa 10 Minuten schrieb!"

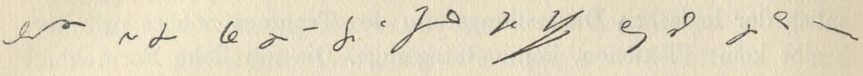
Simon übergibt mir zwei Blätter mit etwa zwölf Schriftarten, die wir teilweise prüfen wollen. Die Komplexzugehörigkeit lassen wir diesmal außer acht.



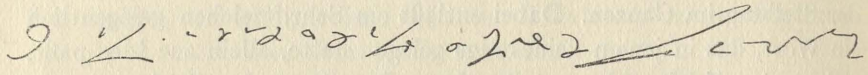
Dir dro- hen gros- se ern- ste Widerwärtigkeiten,



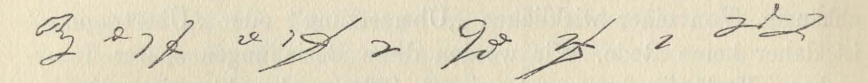
vie- le Sor- gen, und Linde- rung fin-



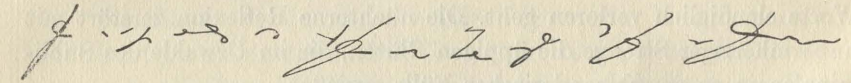
det man durch Ge- bet. Lege gern



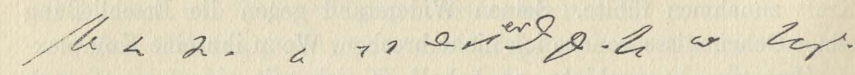
alles nieder zu den Füs- sen



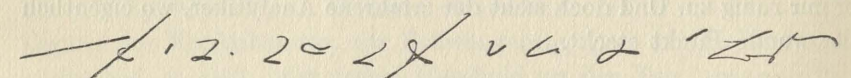
deines durch die Hin- dernisse führenden Gottes,



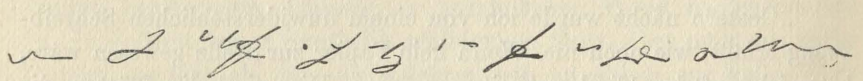
gern füh- ret er dich in



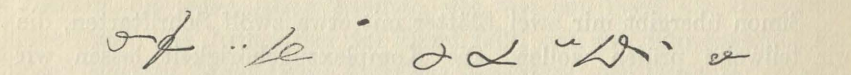
die Hö- he. Du wirst es erfahren,



daß er wie- der mäch- tig

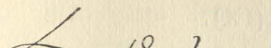


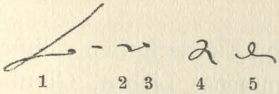
hin- aus- führt. Darum sei nur unverzagt



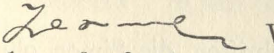
und harre des Herrn.

[Dir.] Das erste Zeichen ist der Anfang eines „*D*“, umgekehrt der eines „J“, das zweite = ir.

[ drohen.] 1 = Anfang eines *D*, schräg betrachtet ist es ein „*r*"; [2] ist umgekehrt gesehen ( ) ein *r*, gerade gesehen ein *o*. 3 = *h*, umgekehrt gesehen = *e*. 4, 5 und 6 = *n*.

[ große.] 1 = *g*, aber auch *r*. 2 = *o*. 3 = *s*, 4 = *s* (Schluß-s), umgekehrt ( ) = *e*. (5 ist nur schwach, kaum sichtbar gezogen, wohl eine Verdeutlichung des *e*.)

[ernste.] 1 = umgekehrtes *e*, 2 = *r*, man könnte es auch so machen: . 3 = *n*, *s*, *t*. 4 = umgekehrtes *e*.

[ Widerwärtigkeiten.] = *W*, = umgekehrtes *i*, = *d*. 2 = umgekehrtes *e* und aufrechtes *r*, auseinandergezogens *w* und *a*, mit 3 zusammen *ä*. 4 = *r*, *t*, auch = *i* und umgekehrtes *g* ( ). Ganz 4 = *k*, *e*, *i*, *t*, *e*, = *n*. (Das erste *i* liegt im Anfang von 1 als *J*.)

Ich glaube, im folgenden ist nichts Neues zu finden. Wäre es nicht langweilig, die ganze Stelle so zu untersuchen? [Ich erwarte es nicht, richte mich aber nach Ihrem Wunsche.]

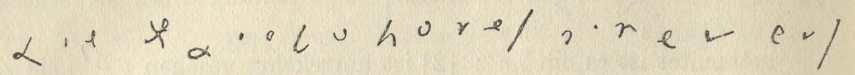
Nach demselben Schema waren einige der folgenden Kryptogramme aufgebaut. Wir haben es mit einer unsorgfältig durchgeführten Verdichtungsschrift zu tun, die sich gerne der Umdrehung bedient. In drei verschiedenen Schriften lieferten die Inschriften den Text: „Die Liebe höret nimmer auf. Ob auch die Weissagung und die Sprachen aufhören werden, (so doch) niemals die Liebe. Die Liebe glaubt alles, sie hofft und duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. Darum strebet nach der Liebe." (Nach 1. Kor. 13.)

„Der Glaube sieht alles in weiter Ferne; was dem Auge unsichtbar, das erschaut der Glaube mit seinem scharfen Auge. Der Glaube ist ein köstlich Ding."

„Die Hoffnung bildet dem Menschen ein festes Fundament."

Es folgt ein Kryptogramm, das sich durch seine Durchsichtigkeit und Einfachheit von allen früheren unterscheidet:

Das neunte Kryptogramm (IX).

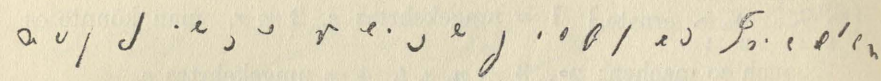


Die Lie- be höret nimmer auf.

Rückkehr zum vorangehenden Typus finden wir in dem sich anschließenden Passus:

„Gott ist das Wesen, in dem diese schönen Eigenschaften wohnen, und mit Gott in uns." (Gemeint ist vollkommenes Lieben, Glauben und Hoffen.)

Das zehnte Kryptogramm (X).

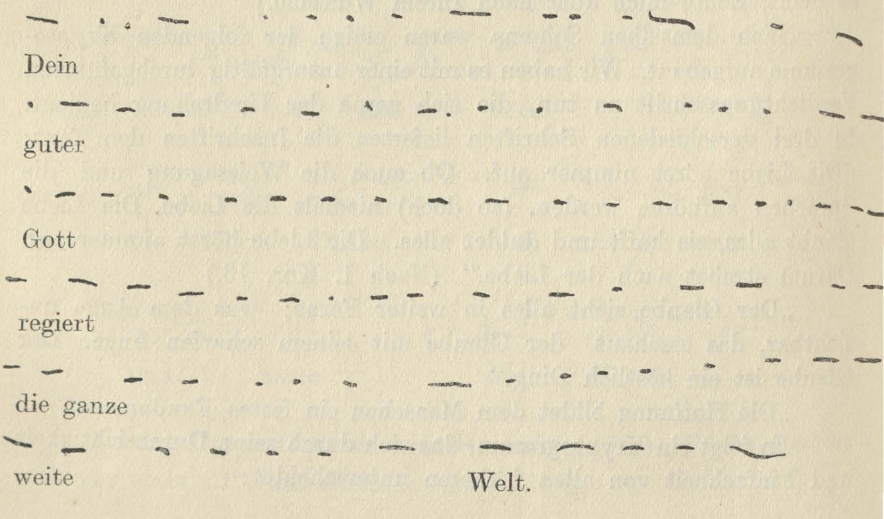


Auf diese Weise gibt es Frieden.

IX und X waren die einzigen Geheimschriften, die Simon ohne meine Hilfe hatte in Worte umsetzen können.

Aus den unmittelbar nachfolgenden Zeilen gewinnt unser Analysand den Satz: „Singe dem Herrn ein neues Lied zu seinem Lobe." Hierauf weist der mitgebrachte Zettel eine seltsame Schrift auf, die folgendermaßen aussieht:

Das elfte Kryptogramm (XI).



Dein

guter

Gott

regiert

die ganze

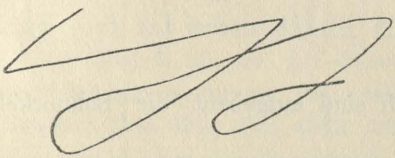
weite Welt.

Mit diesen Zeichen war analytisch nichts anzufangen. Sieben Wochen später vernahm ich auf der Straße von Simon, er habe jetzt den Ursprung dieser Telegraphenschrift gefunden. Er besitze ein Buch, in welchem letztere geschildert sei; Schrift und Text stimmen genau zusammen. Allein das internationale Morsealphabeth, das doch wohl allein in Frage kommen könnte, stimmt fast nirgends zu unserem Befunde. Höchstens der erste Buchstabe (*d* = — . .) trifft zu. Um Kryptomnesie handelt es sich kaum, zumal der Unterschied zwischen Punkt und Strich in unseren Zeichen oft verwischt ist.

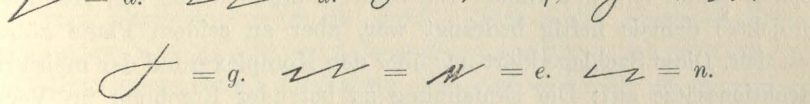
Die Fortsetzung bringt uns eine Mischung von angeblichen Telegraphen- und verdichteten Buchstabenzeichen. Es führt auf den Text: „Die Macht ist sein."

Damit schließt die Satzschrift. Wir erhalten noch einige Schnörkel, deren erster die folgende Form trägt:

Das zwölfte Kryptogramm (XII).



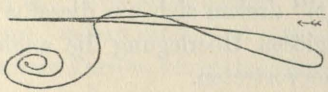
Nach kurzem Besinnen liest Simon:
„auflegen" und analysiert:



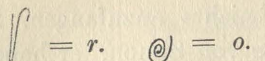
Was diese in deutscher Verdichtungsschrift gebildete Figur besagt, wurde nicht analysiert, da mein Gast an jenem Abende seine Personalien überhaupt sorgfältig verbarg.

Den Abschluß bildeten sechs Schneckenornamente:

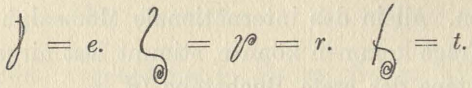
Das dreizehnte Kryptogramm (XIII).



(Langes Besinnen, plötzliches Zusammenfahren:)
„Es bedeutet „Robert".

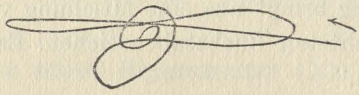
 = *r*. = *o*. = *b*, die Schleife ist nur umgekehrt,

nach unten statt nach oben gerichtet.

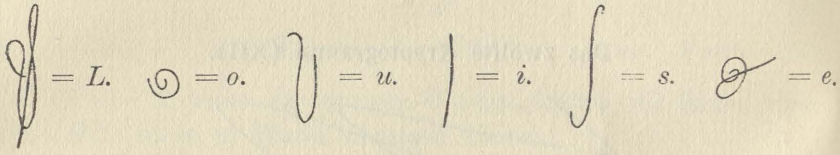


= *e*. = *r*. = *t*.

Das vierzehnte Kryptogramm (XIV).



„Louise."



= *L*. = *o*. = *u*. = *i*. = *s*. = *e*.

Ganz ähnlich sind aufgebaut die Schnörkel, aus denen die Einfälle:

„Gebet", „Herz", „alles" und „F . . . . (Familienname der Braut) folgen.

Es ist sehr schade, daß eine genauere Analyse abgelehnt wurde. Später erfuhr ich, daß Simon von seiner Familie wegen des Heiratsprojektes damals heftig bedrängt war, aber an seinem Plane zähe festhielt. Diese Sachlage klärt uns über den Komplexgrund der meisten Reaktionssätze auf: Die Ermahnung zu betender Ergebung im Vertrauen auf Gottes Hilfe, das doppelte Lob der nimmer aufhörenden Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, die fromme Erwartung des Empfanges dieser Kräfte durch mystische Aufnahme Gottes, die Gewißheit künftigen Friedens, der Hymnus auf den Höchsten, der gütig die Welt regiert (XI) nach seiner Macht, aber auch Lasten auflegt, endlich die Worte: „Robert, Louise, Gebet, Herz, alles, F . . . . (Familienname der Braut)" drehen sich um dieselbe Angelegenheit, wobei als Ergebnis der religiösen Überlegung die analog stilisierten Namen wichtiger Personen hervortreten.

Ungern vermissen wir die Einzelauflösung, die allerdings viel Peinliches enthalten haben muß, wie schon der Zwangscharakter dieser

Kryptogramme andeutet. Allein Simon blieb unter Einsendung eines in heftigen Worten eine nichtige Anschuldigung vorschützenden Briefes aus und zerschnitt jede weitere Verbindung.

Mit außerordentlichen Anstrengungen erlangte ich sieben Wochen später eine letzte Sitzung, nachdem unterdessen seine Vermählung auf Grund göttlicher Eingebungen gefordert und bewilligt worden war. Ich gewann einige ergänzende Aufschlüsse über die früheren Glossolalien und Kryptogramme. Weitere Sitzungen wurden versprochen, allein ich besuchte und erwartete Simon öfters zur festgesetzten Stunde vergeblich. Der Leser muß sich daher leider gleich mir mit einem allerdings wertvollen Torso zufriedengeben. Den ungeheuern Formenschatz des jungen Mannes zu ergründen, überstiege ohnehin die Grenzen einer bloßen Abhandlung.

III. Analytische Fragmente aus der Untersuchung anderer Zungenredner.

Am fünften Tage nach der ersten Sitzung mit Simon stattete ich seiner Familie einen Besuch ab, um bei dieser Gelegenheit die glossolale Hausandacht kennen zu lernen. Ich traf die Mutter, eine etwa 16jährige Schwester Lina und eine zirka 45jährige Freundin, Frau T. Die Erstgenannte besitzt die Zungengabe seit zwei Jahren und redet in mancherlei Dialekten, spricht aber bescheiden von ihrem Charisma: „Die Ruhe in Jesus und daß wir mit ihm überwinden können, ist mir wichtiger als die Zungenrede. Nur bei geheiligten Personen besitzt sie Kraft.“ Lina redet gleichfalls fleißig in Zungen, was sie aber ganz besonders auszeichnet, ist die Gabe der von Gott eingegebenen Auslegung. Alle sind einig, daß sie aus eigener Kraft so schöne Gedanken und Worte nicht finden könnte. Am meisten Gewicht auf die Glossolalie legt Frau T., welche behauptet: „Der Heiland reinigt uns durch die Zungensprache.“ Eine später beobachtete Zungenrednerin gab an: „Der Zungenredner bessert sich selbst.“

Meine Bitte um Glossolalie stößt zuerst auf Widerstand. Zuletzt entschließt sich die Hausmutter zu einem Gebet. Alle knien und ich schreibe am Tische nach. In sehnsüchtigen, gezogenen Tönen betet die Führerin der Gruppe, indem sie die Anwesenden dem Herrn übergibt und um Empfang seiner Person, um seine eigene Rede fleht. Frau T. seufzt beständig. Kaum ist das Amen gesprochen, so beginnt sie zu flüstern. Ich verstehe die immer wiederkehrenden Worte:

„Santa matona matina", daneben vereinzelt: „messak", „laskona", „esperantina" usw.

Ich wage zuerst keine Unterbrechung; sowie die Rednerin schweigt, wünsche ich eine Wiederholung, die als unmöglich erklärt wird. Darauf bitte ich die Erlaubnis aus, die Worte der Zungenrednerin nachzusprechen, um sie richtig nachschreiben zu können. Es wird freundlich gewährt. Anscheinend stört es auch nicht im geringsten. Frau T. gerät wiederum in religiöse Erregung (eigentliche Ekstase war es nicht) und beginnt zu sprechen. So erhalte ich die Gelegenheit, nachzuschreiben:

„Tschina wastóra matína to —
elewatina w (m?) atina wató —
wesperantina wastóra waitó —
elegantina wastóra waitó —
tira wastóna tina waitó —
elegatóna wastína to —
o santa matóna."

Kaum hatte sie ihre stark skandierten Verse beendet, als Lina sich vernehmen ließ:

„Heidufon eindugostík — holein du sti — hoi du gostīn — o lin di stīk — o fein du stok — ein du sthoid — holin stigo — hei du gothi — hoi du fang schīk — hoidu gothi — höf du stoi do — oi du goithi — ei of a naschīk — hoi du goid — hei logostīk — a la main dog — u fein du de — ha fain dög — e lim i niste — o lin di stōg — o lein du stōg — o ni li fi — hei lo stīk — ho lo mein dö — o lin di stei — o sei a no tscho — a ra mein töko — e sein theik."

Der Vater tritt hinzu und bezeugt, daß ihm diese Geistesgabe große Freude bereite, wiewohl er sie selbst nicht besitze.

Frau H. belehrt mich, daß man selten seine eigenen Reden auslegen könne; es gelinge überhaupt nur, wenn man ganz beim Herrn sei, und nicht das Geringste störe. So bekam ich denn leider keine Auslegung zu genießen. Dafür entschloß sich die Mutter zu einem noch innigeren Gebet um eine Zungenrede. Darauf begann sie:

„O sela pei — o giti sila bei gei la bei gohe si (Lücke) gu sall bagató — e ti la pa ga la bagató — o si (Lücke) se la pa sela — bagatona — le ta pei se la pei go — hi se la bagata — o se la pei sela bei gotona — o me si la selo to."

(Erschöpft.) „Ich kann nicht mehr. Es muß ein Gebet gewesen sein. Den Inhalt kenne ich aber nicht. Ich spürte des Herrn Nähe. Ich leide heute an Kopfschmerzen wegen der Kämpfe, die ich mit finstern Mächten führen muß."

Darauf berichtet sie über ihre Halluzinationen, die wir schon erwähnten. Auch ihre Tochter hatte ein Gesicht: Vor einem Jahre sah sie in einer Versammlung plötzlich ein Ährenfeld mit kleinen Hütten vor sich. Frau T. durfte sich keiner solchen Gnadenerweisungen rühmen; dafür war sie von einem schweren Unterleibsleiden hart vor der Operation wunderbar geheilt worden.

a) Die Zungenrede der Frau T. in analytischer Bearbeitung.

Leider waren die Widerstände so groß, daß eine ordentliche Ergründung sich nicht durchführen ließ. Besonders die Führerin des kleinen Zirkels lehnte es rundweg ab, über ihre Aussagen Rede und Antwort zu stehen.

Frau T. dagegen ließ sich, da mir die Zeit zur Analyse fehlte, in freundlicher Weise dazu herbei, meinem Freunde Herrn Pfarrer Adolf Keller in Zürich Auskunft zu erteilen. Wer jemals Personen explorierte, die ihre Abnormität überaus liebten, weiß auch, was für gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden waren, um die spärlichen Andeutungen zu gewinnen, die wir im folgenden reproduzieren. Dem Analytiker, der sich dem unangenehmen und von vornherein wenig aussichtsreichen Geschäft mit verhältnismäßig gutem Erfolge unterzog, sei auch hier Dank gesagt.

1. [Santa matona] Ich dachte, es sei ein Gebet; ich dachte an Gott und seine wunderbaren Wege. In unserem Geschäft sind viele Italiener.
2. [Tschina] Ich denke an China.
3. [wastora] Dora, ein Fräulein, das in eine zungenredende Gemeinschaft, aber nicht die Pfingstgemeinde geht.
4. [matina] Nach China. Ich glaube bestimmt, daß unser Freund Simon nach China ausgeschickt wird. In den betreffenden Kreisen kommt auch Zungenrede vor. — Matina mahnt mich auch an eine Nebenarbeiterin Martha, die nicht fromm ist, mit der man aber gut auskommen kann.
5. [to] tina to, tot. Vielleicht, weil ich sterben möchte. Matina to erinnert an Martina.
6. [elewatina] = elegatina.

7. [watina] Nichts. (Ich hatte mich wohl verschrieben; in meinem Manuskripte, das ich Herrn Pfarrer Keller zustellte, war in Klammern „matina" angegeben, aber mit Fragezeichen versehen. Frau T. erklärt dieses Wort für richtig und verweist auf Nr. 4.)
8. [Wató] Wart' du! Ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit ich es sagte.
9. [wesperantina] Esperanto.
10. [wastóra] Schon beantwortet.
11. [waito] wai erinnert mich an einen Weiher. Nun kommt mir ein Bild, das Simon hatte (Simon bestätigt, daß es sich um eine Vision, keine bloße Phantasie handle), in den Sinn: Es war in der Hölle, und dicke Finsternis herrschte. Als Simon zur Finsternis herauskam, lag da ein Weiher. Es blieb mir keine andere Wahl, als entweder zurück in die Finsternis oder vorwärts in den Weiher. Ich will lieber ertrinken, als noch einmal ins Dunkel zurück. Ich springe hinein und werde ganz hinabgestoßen. Dann sah mich Simon auf der andern Seite ganz verklärt heraussteigen. Die Finsternis war mein früheres Leben in Sünde, als ich noch ein armes Weltkind war, wie es nie ein elenderes gab. Das Eintauchen in den Weiher ist der Tod für das Fleisch, das Auftauchen die Wiedergeburt.

    Simon hatte auch ein anderes Gesicht (Frau T. hatte es mir unmittelbar nach der Zungenrede gleichfalls erzählt). Er sah mich auf einer grünen Au etwas suchen. Da sprach er zu mir: „Was suchst du?" Ich entgegnete: „Ich suche ein Kräutlein, daß mein Ich sterben müsse." Da sagte er: „Hier findest du keines, aber komm mit mir!" Ich befand mich vor einem hohen Berg. Er wünschte, daß ich mit ihm hinaufsteige; allein es war mir zu steil. Ich lehnte darum ab mit den Worten: „Nein, da hinauf kann ich nicht steigen, ich will lieber nicht!" Er versicherte: „Nur da oben findest du das Kräutlein, sonst gar nirgends!" Ich fand nun: „Dann kann man's ja probieren!" Wir kletterten hinauf und fanden unter viel Gras ein Kräutlein, in dessen Mitte ein Kreuzlein war (dieser Zug wurde mir verschwiegen), und mitten im Kreuzlein lag ein Tröpflein Blut. Er sagte: „Sieh, das ist jetzt das Kräutlein!" Ich nahm es und biß hinein, um alsbald auszurufen: „Aber das ist bitter!" Er rief: „Natürlich, wenn man sterben will, so ist das bitter!" Ich aß nun das Kräutlein, schluckte und schluckte, bis es verzehrt war.

Darob hatte ich Freude und sang das Lied: „Wie herrlich ist's, erlöst zu sein, Herr, durch dein Blut!" Dies war der Schluß seines Gesichtes.

12. [elegatina] „Elegant" sagte ich schon oft.
13. [wastora] Schon beantwortet.
14. [waito] Schon besprochen.
15. [tira] (Unterbrechung, um aufzuräumen.) Ein Wesen wie das Tier der Offenbarung Johannis, ein Ungeheuer mit Hörnern steigt vor mir auf.
16. [wastona] Ich denke an Jona. Er mußte in Ninive Buße predigen und wollte anfangs ausweichen.
17. [tina] China. Im Anfange unserer Bewegung kamen einige Zungenredner aus China von solchen her, die nach China ausgesandt worden waren.
18. [waito] Schon erledigt.
19. [elegatona] Niemand. Nur auf der Straße sah ich jemand in einem schönen Kleid.
20. [wastina] Was, Lina? So fragte ich sie schon.
21. [to] Schon besprochen.
22. [matona] So sagen die Italiener oft. Sie meinen die Madonna.

Dieses Ergebnis ist, wie bemerkt, recht mager. Und doch dürfen wir, ohne uns der Voreiligkeit und Willkür schuldig zu machen, einige Schlüsse wagen. Ich kann freilich nicht ganz unvorbereitet an die Mitteilungen des Herrn Pfarrer Keller herantreten. Auf dem Heimwege von der glossalen Versammlung erzählte mir nämlich Frau T. allerlei Dinge, von denen ihr Herz voll war und offenbar auch ihre Zungenrede Zeugnis ablegte. Die Zungenrednerin sang nämlich das Lob ihres jungen geistlichen Freundes mit so überschwänglichen Worten, daß ich nicht umhin konnte, sie für verliebt zu halten, ob sie es sich auch vielleicht selber nicht klar machte. Auch redete sie von einigen jungen Mädchen, mit denen Simon in Beziehung stand und die angeblich von bösen Geistern besessen waren, in einem Tone, der mir den Verdacht der Eifersucht nahe legte.

Daß Simon in der Zungenrede eine beherrschende Stellung einnimmt, ist auf den ersten Blick ersichtlich. Er begegnet uns in Nr. 2 (vgl. 4): Aussendung nach China. 11: Er führt die Glossolalin ins Wasser und verklärt hinaus, er hilft ihr, daß das Ich sterbe, und klettert mit ihr den Berg hinan, er gibt ihr das Kreuzblümchen mit dem Blutströpfchen zu essen (Visionen Simons). 14: Wiederholung

des eben Gesagten. 16: Simon weigert sich, als Prediger in einem fernen Lande (Ninive entspricht China) aufzutreten, wie sie und die Mutter ihm zureden, gehorcht aber zuletzt. 17: Nochmals China, wo Zungenredner angesehen sind. 18: = 11 und 14.

Die Wünsche unserer Analysandin gehen somit auf Vereinigung mit Simon, dem sie nach China folgen möchte.

Von Eifersucht zeugen die Reminiszenzen 4 und 7: Martha. Simon bestätigt nämlich, daß dieses Mädchen auch die Zungenstunden besuchte, und hält es für wahrscheinlich, daß Frau T. auf sie eifersüchtig war. Letztere verteidigt er warm als brave Frau. In den glossalen Kreisen sei die Erotik allgemein stark erregt. Alle jene Frauen, auch die ältesten, seien von auffallender Verliebtheit. Nr. 3, 10 und 13 betreffen eine Dora, die Simon nicht kennt. Wahrscheinlich ist sie eine Deckfigur für das Mädchen, das einige Wochen später zum Verdruß der Familie und der Frau T. die Braut des jungen Mannes wurde. Bei 6 und 19 befaßt sich die Analysandin mit der zweifelhaften Eleganten auf der Straße. Marthas Name dürfte auch anklingen in 5 (Matina to), wo die Silbe to Todesgedanken wachruft (subliminale Entfernung der Nebenbuhlerin?); sie oder andere Rivalinnen kommen endlich auch vor in 8 (wato): Wart' du! (Drohung gegen sie.)

Es kann aber auch ein anderes Mädchen gemeint sein, hat sich doch Frau T. über mehrere ungünstig ausgesprochen. Vielleicht sind in Dora die Züge dieser unliebsamen Gestalten verdichtet, vielleicht teilen sich Dora, Martha und die Elegante in deren Repräsentation.

Jedenfalls enthalten die Unfrömmigkeit der Martha, die Untreue der apostolisch-katholischen Dora und die Eleganz der Unbekannten eine Wunscherfüllung, insofern die Zungenrednerin sich von den angegebenen Vorwürfen frei weiß und ihr höheres Anrecht auf Simon bestätigt sieht.

Auf die innerlich verwandten beiden Gdeankenkreise weisen somit deutlich fast alle Zungenworte, wenn wir auch leider ihr Geheimnis nicht gänzlich enthüllen können. Unerledigt sind 9: Wesperantino, doch enthält der Einfall „Esperanto" wahrscheinlich einen Hinweis auf den ihr geistesverwandten Zungenvirutosen Simon und seine Aussendung in ein fremdes Land oder auf den Anspruch, in der Zungenrede ein allen Völkern verständliches Esperanto zu besitzen. Vielleicht kennt auch Frau T. den Zusammenhang des Wortes mit „espérer".

Unerklärt ist ferner 15: tira. Wer mit Freud, Rank und vielen anderen die symbolische Bedeutung des Wassers (Geburt) bestätigt fand,

wird nicht anstehen, dem nach Offenbarung Johannis 13_1 aus dem Wasser steigenden Tier mit den Hörnern auch hier die entsprechende Symbolik beizulegen. Es ist sicher kein Zufall, daß die Szene vom Sprunge ins Wasser voranging. In der Apokalypse wird erzählt, daß das Tier in die Verdammnis fahren muß (17_8). Da die Zungenrednerin, wie schon die von ihr eingestandenen vielen Anfechtungen durch den Teufel verraten, sexuell bedrängt ist, gehen wir kaum fehl, wenn wir hinter dem apokalyptischen Tier die rohe Geschlechtslust vermuten, die verdrängt wird, wie auch der Wunsch nach einem Kind von Simon.

Hierzu stimmt das einzige ungelöste Wort Nr. 1 und 22: matona. Frau T. will sich zuerst nicht erinnern, daß es Maria bedeutet. Die entschiedene Protestantin gibt nicht gerne zu, daß sie zur Jungfrau betet. Daher die Versicherung, daß sie bei „Santa matona" an Gott dachte. Was konnte die Beterin veranlassen, Maria zu bevorzugen? Auch nach orthodox-protestantischer Lehre ist sie die Reine, die als Jungfrau den Heiland gebar. Wir wissen, daß Frau T. früher ein lockeres Leben führte und von der Zungenrede Reinigung erwartet. Unsere bisherigen Erfahrungen verraten uns, daß die erotischen Wünsche in ihr stark sind, aber auch energisch verdrängt werden. Vor der Sexualität hat sie ein Grauen. Ist es nun nicht leicht verständlich, daß die als unrein abgelehnten Begierden bei ihrer Sublimierung sich an die göttliche Person wenden, welche Gattin und Mutter war, aber dennoch jungfräuliche Reinheit bewahrte? Die unerlaubte Libido ging auf direkte Befriedigung aus. In der sublimierten Verdrängung finden wir das Verlangen nach primärer Erotik entstellt, indem das bekannte Kompromiß zustande gekommen ist. Durch die Hinkehr zur göttlichen Jungfrau wird der primärerotische Anspruch durch den Charakter der irdischen Gattin und Mutter in Maria befriedigt, der primärerotischen Verdrängung wird genügt durch die Negation des Sexualverkehrs, durch Jungfräulichkeit. Überdies erhalten diese Charaktere eine religiöse Sanktion. Im Gebete liegt auch hier der Wunsch nach einer Identifikation.

So wenig uns das analytische Ergebnis befriedigt, so vergönnt es uns doch einen zuverlässigen Einblick in den der Zungenrede zugrunde liegenden Komplex: die eifersüchtige Liebe zu Simon, und in die Phantasien, durch welche die verdrängten Wünsche verwirklicht werden: Die Vorzüge der eigenen Person; Frömmigkeit, Treue, Einfachheit, Wiedergeburt zu einem reinen Leben werden den Nebenbuhlerinnen gegenüber herausgestrichen, der geliebte Jüngling

erscheint als Retter aus sittlich-religiöser (und erotischer) Not, er ermöglicht die Verbindung, indem er als zungenbegabter Missionär nach China auszieht, wie einst auch Jona trotz anfänglicher Weigerung schließlich nach Ninive hinaufpilgerte. Die Gemeinschaft mit Simon ist angedeutet durch das gemeinsame Klettern, Ins-Wasser-geraten (auch Jona mußte sich ins Wasser bequemen, bevor er nach der Heidenstadt wanderte), durch das gemeinsame Suchen des das Ich abtötenden Krautes. Endlich wird die ganze Liebe im Sinne der göttlichen Jungfrau, der katholischen Liebesgöttin, sublimiert.

Wir werden in Anbetracht dieser Leistungen Frau T. das Zeugnis nicht absprechen, daß sie ihre erotischen Neigungen durch ihre Glossolalie in einer Weise bearbeitet hat, die Achtung verdient. So bestätigt sie durch ihren Automatismus den günstigen Eindruck, den ihr ganzes Auftreten erweckt hatte.

b) Linas Zungenrede.

Das junge Mädchen wird von Mutter und Bruder als störrisch geschildert. Nicht leicht gelingt es, sie zwei Tage nach ihrer Rede zur Analyse zu bewegen.

Lina gibt an, der ihr verliehene Geist sei nicht direkt Gott, komme aber von ihm her.

[Heidufon] Wenn es nicht beisammen gewesen wäre? [Hei] hörte ich einmal den Kommissär der Heilsarmee sagen. Man sang Indisch. Dabei kam vor die Stelle: „Hannĕwí hei tschi". Der Kommissär redete von Lazarus, für den sie im Himmel alles bereit machten, damit sie ihn heim holten.

[fon] = font, sie machen. Ich denke daran, wie die Engel im Himmel für Lazarus alles bereit machen.

[eindugostīk] ein = in den Himmel, du = du, gost = gehst, stīk = stiegst (Zürcherdeutsch für „steigst").

Die folgenden in Klammern gegebenen Übersetzungen verschwieg ich Lina, deren Einfälle jene Vermutungen als nicht zu kühn erscheinen lassen.

[holein] Daß es im Himmel hieß: „Holt einen".

[du sti] (du steigst).

[hoi du gostin] (hui, du gehst ein).

[o lin di stik] (o Lina, du steigst).

[o fein du stok] (o fein steigst du.)

[ein du sthoid] hoid = heute (heute noch steigst du auf).

[holin stigo] o Lina, steig auf!
[hei du gothi] Heim zu Gott hin!
[hoi du fang schīk) Nichts (vgl. das erste Zungenwort).
[hoi du gothi] Heim zu Gott hin!
[höf du stoi do] Nichts. (Der eben eingetretene Bruder: „Höf" hörtest du oft im Englischen). (Vielleicht: „Hoffe! du stehst da!" – Ähnlich in der Himmelfahrtsgeschichte Apostelgeschichte 1_{11}: „Was stehet ihr da und sehet gen Himmel? Dieser Jesus .... wird wiederkommen.")
[oi du goithi] O du gehst hin!
[ei of a naschīk] naschik geht darauf, daß der Heiland oft („of") einen (a) Engel nachschickt. (Der Bruder: Der Kommissär bemerkte jenesmal, der Heiland habe die Engel nachgeschickt, um die Leute vorzubereiten.)
[hoi du goid] Hin zu Gott.
[hei logostīk] Heim steigen lassen. (lo zürch. = lassen, go zürch. = um zu).
[a la mein dog] (Alle meine Tage, gemäß Linas spontanem und unbeeinflußtem Einfall zu „ho lo mein dö", siehe unten).
[u fein du de] (Und fein [hast] du es dann [de schweizerdeutsch = dann]).
[ha fein dog] Hast feine Tage.
[e lim i niste] Und Lina nistet sich ein.
[o lein du stōg] O Lina, du steigst („Leina", englische Aussprache von „Lina", wie China englisch „Tscheina").
[o ni li fi] Ohne ...
[hei lo stīk] Heim laßt steigen!
[ho lo mein dö] Alle meine Tage.
[o lin di stei] O Lina, du steigst!
[o sei a no tscho] Nichts. (Simon: „Tscho" sagt eine andere Zungenrednerin D. B., die von Lina ausgelacht wird, weil ihre Reden so dumm klingen und ihre Auslegungen ihre eigenen Wünsche verraten. Lina mag überhaupt die Hälfte der Menschen nicht leiden.)
[a ra mein töko] Nichts.
[e sein theik] Nichts.

Das Mädchen verrät gegen das Ende hin immer deutlicher seine Ungeduld und Enttäuschung über den Verlauf der Besprechung. Eine ihr heilige Kunst zerfließt in ein kindisches Geplauder. Ihr scheues

Wesen verweigert die tiefere Analyse des entschiedensten. Was wir zu hören bekamen, war ein infantiler Typus der Glossolalie, vergleichbar dem sinnvollen Kindertraum. Die Wünsche in den Himmel zu kommen und Englisch zu reden, determinieren das Gebilde. Gewiß stecken hinter der verzerrten Sprache Komplexe, die mit intimen Verhältnissen eng zusammenhängen. Allein das junge Mädchen ist nicht gesonnen, ihre Geheimnisse preiszugeben. Daher erlitt der Analytiker einen gewissen Mißerfolg, der immerhin einiges Verständnis des beobachteten glossalen Automatismus im allgemeinen übrig läßt. Der wesentliche Inhalt der Zungenrede liegt offen vor uns.

Lina wurde durch unsere Besprechung derart ernüchtert, daß sie von Stund an für mehrere Monate die Zungenrede preisgab. Gegen meine Zusicherung, ihr eine passende Stelle zu verschaffen, stellte sie mir eine neue Rede und Analyse in Aussicht. Als ich mein Anerbieten ausgeführt hatte, weigerte sich das wankelmütige Mädchen, den Posten anzunehmen. Somit hatte ich keine Hoffnung mehr, eine bessere Probe ihrer Glossolalie zu erhalten, und mußte dem Leser ein bescheidenes Fragment vorlegen[1]).

Als göttliches Gnadengeschenk betrachten alle Zungenredner, die ich untersuchte, die Auslegung, die nicht durch Denken, sondern nur nach 1. Kor. 12_{10} durch Inspiration erlangt wird. Diese „Auslegungen", deren nicht alle Glossolalen habhaft werden, fallen bereits unter den Begriff der „Weissagung" (*προφητεία* 1. Kor. 12_{10}), die aber auch für sich allein automatisch auftritt, manchmal mitten in einem Gespräche, gewöhnlich eingeleitet durch die Worte: „So spricht der Herr: Ich . . .". Als Inhalt nannten mir die Ohrenzeugen übereinstimmend Trost, Ermahnung, Ankündigung künftiger Ereignisse und Aufdeckung einer verborgenen Sünde. Diese „Unterscheidung der Geister", zurückgehend auf die Paulinischen „*διακρίσεις πνευμάτων*" 1. Kor. 12_{10}, ist hoch geschätzt. Simon wird gepriesen, weil er den Leuten ihre innersten Gedanken ansieht, besonders die in diesen Kreisen sehr oft vorkommende Nötigung, mit dem Teufel in der Seele zu ringen.

[1]) Einige Monate später hörte ich zwei andere religiöse Zungenrednerinnen, die sich der Analyse leider widersetzten. Die eine (Mutter) kam trotz mehrerer Versuche nicht über die Wiederholung der Worte: „Diagassóna caravalatina gattó" hinaus. Die andere (Tochter) sprach mit schöner, deutlicher Stimme: „Lafrenjáta iosanti weisagoranja tora. Riol latarüfan wotei siquasikatei ri avarón skei distju rabattasári ralvatúra. Soll ich fortfahren? (Ja.) Häfju skeï disgju schalvatiskéï risto sioskéï wiossunjá scheï siathü eolvárü."

Erwähnenswert ist die Tatsache, daß alle mir bekannten Glossolalen versicherten, der Teufel habe in den Gemeinschaften mehr Arbeit als bei andern Leuten. Doch erklärt man sich diesen Umstand daraus, daß die heiligsten Wohnstätten des Geistes den Grimm des Satans am stärksten reizen. Im Durchschnitte lernte ich meine Zungenredner als harmlose, wohlgesinnte Leute von geringer Bildung und überreizter Erotik kennen. Unter den Neurotikern der Gemeinschaftskreise vertreten sie keineswegs eine der gefährlicheren Observanzen. Bei öffentlichen Versammlungen könnten sie allerdings durch hysterische Krisen Schaden stiften.

IV. Zur Theorie der Glossolalie.

1. Psychologische Erörterung.

Wir sehen uns nun vor die Aufgabe gestellt, das Wesen und die psychologischen Verhältnisse der Glossolalie anzugeben.

Aus unseren Untersuchungen ergibt sich die Definition: „Unter Glossolalie oder Zungenrede verstehen wir sprachenähnliche automatische Neubildungen, deren Inhalt dem Redenden unbekannt ist". Diese Formel unterscheidet sich erheblich von Lombards Satz: „Bei der Glossolalie handelt es sich um lautliche Automatismen, welche die Form einer Sprache oder einer vom Subjekt im normalen Zustand nicht geredeten Sprache annehmen oder anzunehmen trachten[1])." Zu unserer abweichenden Begriffsbildung veranlassen uns historische und psychologische Überlegungen. Der Ausdruck stammt aus dem 1. Korintherbriefe, wo die Zungenrede unserer Bestimmung gemäß beschrieben ist. Die Pfingsterzählung (Apostelgeschichte 2) redet nur von einem „Reden in anderen Zungen oder Sprachen", also jener psychologisch fragwürdigen, jedenfalls als tatsächlich vorkommend wissenschaftlich nicht gesicherten Redeweise, die Lombard als Xenoglossie bezeichnet[2]). Letztere beruht offenbar großenteils auf Kryptomnesie und stellt eine von der Leistung des Paulus völlig verschiedene Funktion dar. Ebenso lehne ich die Zusammenkuppelung der Zungenrede mit liturgischen Stereotypien, wie *σαζαζα — αιω ωζα ηζη* usw.[3]) ab, solange nicht feststeht, ob diese Bezeichnungen wirklich auf Automatismus beruhen, oder aus

[1]) Lombard, Classification des glossolalies, p. 3.

[2]) A. a. O. 34.

[3]) 20.

bewußten Überlegungen hervorgegangen sind. Feststehende Formeln sind jedenfalls im Gebrauch der Liturgen keine Automatismen mehr. Auszuscheiden ist auch die subliminale Erschaffung einer neuen Sprache dann, wenn ihr Sinn dem Redenden klar ist. Höchstens sofern die Neologismen, welche das gewöhnliche Wort vertreten, einen unverstandenen Automatismus darstellen, können sie als „Zungenworte" gelten. Neologismen fand ich einmal bei einer epileptischen Hysterika, welche sich ein eigenes Lexikon schuf. Mich nannte sie z. B. Tell, was sich als Abkürzung von Telemach herausstellte. Doch verband sie mit den Ausdrücken ihres beschränkten Vokabulars bestimmte Vorstellungen, auch waren die künstlichen Wörter kaum rein automatisch entstanden, so daß ich auch diese Erscheinungen nicht unter den Begriff der Zungenrede sublimieren kann.

Die von uns untersuchten Glossolalien lassen sich mühelos in zwei Gruppen zerlegen. Die erste ist als automatische Verzerrung einer normalen Sprache, kurz ausgedrückt, als automatische Verzerrungssprache zu beurteilen. Wir fanden sie bei Lina an das Englische anklingend, doch kann sie selbstverständlich jedes beliebige Idiom nachahmen. Diese Redeweise trägt infantilen Charakter und geht, abgesehen von der Suggestion durch die Vorbilder, hauptsächlich aus dem Wunsche hervor, die betreffende Sprache zu beherrschen. In der Tat finden wir bei spielenden Kindern Anfänge einer ähnlichen Sprachentstellung. Die automatische Verhüllungsarbeit geht natürlich viel weiter.

Die zweite Art von Glossolalie dürfen wir als ungrammatische oder imaginative Zungenrede bezeichnen. Wir fanden sie bei Simon und Frau T. in der Gestalt ausgebildet, daß die Redeteile eine große Zahl von Erinnerungen durch einen meistens äußerst charakteristischen knappen Ausdruck repräsentierten, wobei jede grammatische Organisation, Formen- oder Satzbau, gänzlich fehlt. Gewisse äußerliche Übereinstimmungen nehmen wir wahr: Gemeinsame Anklänge an eine bestimmte Sprache, Reim, Rhythmus, Erscheinungen, die im Traumleben der sogenannten sekundären Bearbeitung des Traummaterials analog sind und darauf ausgehen, dem grotesken Gebilde den Anstrich einer wirklichen Sprache zu verleihen.

An Stelle der grammatischen Struktur finden wir in der Glossolalie einen psychologischen Aufbau, welcher mit dem des Traums, des hysterischen Symptoms und überhaupt aller neurotischen Phänomene im Prinzipe völlig übereinstimmt und den nämlichen allgemeinen

Gesetzen gehorcht. Deshalb konnten wir auch ohne weiteres die psychanalytische Methode auf die automatische Symbolsprache anwenden. Unser Ergebnis entsprach genau dem bei allen neurotischen Erscheinungen zutage tretenden: Aus der Apperzeption der Redeteile erhielten wir eine Anzahl von Reminiszenzen, die anscheinend bunt herumwirbelten. Allmählich aber erkannten wir in der verwirrenden Fülle von Einfällen gemeinsame Züge, bis endlich die disjecta membra sich als Glieder eines Organismus herausstellten, so daß wir ein kunstvoll angeordnetes, sinnreiches Ganze vor uns sahen.

Als organisierendes Prinzip entdeckten wir wie im Traume und in der Neurose einen Komplex oder ihrer mehrere, die sich in kunstvoll verschlungenen phonetischen Äußerungen eine maskierte Betätigung zu verschaffen wußten. Hinter allen Zungenreden, die wir genügend zu erforschen Gelegenheit hatten, entdeckten wir peinliche Gedanken, welche ihnen analoge verdrängte, und zwar bestätigende, meist infantile Erlebnisse neu belebten und zum verschleierten Ausdruck brachten, aber nur dann, wenn jene Erlebnisse gleichzeitig einen günstigen Ausweg fanden, der in ähnlicher Weise auch aus der gegenwärtigen Schwierigkeit zu führen Aussicht bietet.

Als Komplexe fanden wir die gewöhnlichen. In erster Linie drängte sich uns die erotische Verdrängung als zungenbildendes Motiv auf[1]), aber auch Ehrgeiz, Sehnsucht nach lohnender Lebensstellung usw.

Das Material wurde fast immer der Kinderzeit entnommen, wie auch der Ausdrucksform infantiles Gepräge eignet. Auf diese Tatsache hat schon Lombard hingewiesen, ohne jedoch ihren Grund nennen zu können. Er liegt darin, daß die in der Glossolalie ausnahmslos vorherrschende Triebstauung die Libido allezeit in die infantilen Bahnen zurückfluten läßt. Darum kann man die Glossolalie wie jede Neurose als Infantilismus bezeichnen. Die infantile Wurzel der Zungenrede ist sogar meistens noch deutlicher aufzudecken als im Traume.

---

[1]) Auch bei Pastor Paul liegt der sexuelle Komplex offen zutage. In seiner Zeitschrift „Die Heiligung" (Heft Nr. 93, Juni 1906) verwirft er die Fleischeßlust bei der Zeugung als unnatürlich und sündlich (S. 9). Ebenso verrät Barratt, a. a. O. 7, 30, der die Hand des Heilands auf der Brust fühlte und seine Zuhörer auf dasselbe Erlebnis hindrängt, den sexuellen Untergrund seiner Frömmigkeit dem Kenner deutlich genug. Die delphische Pythia ließ, nachdem sie heilige Speisen genossen hatte, Dämpfe aus der Erde durch ihren Schoß in den Leib eindringen, um in glossolale Ekstase zu geraten (vgl. die Schwängerung des Geiers durch Wind bei Freud, Eine Kindheitserinnerung Leonardo da Vincis). Die griechische Seherin redete somit infolge sexueller Anreizung (Kemmerich, Prophezeiungen, S. 39).

Jedes Glied des zu besprechenden Automatismus ist mehrfach, mindestens doppelt determiniert. Dies ergibt sich schon daraus, daß jede Reminiszenz nur dann aufgenommen wird, wenn sie inhaltliche Verwandtschaft mit gegenwärtigen Situationen enthält.

Die Glossolalie tritt anfänglich nur in enthuastischer Stimmung auf, indem sie den Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt überfällt. Allmählich erscheint sie auch in ruhiger affektiver Lage und auf Wunsch. Bewußtseinsverlust trat aber auch bei Erregung in allen von mir beobachteten Fällen nicht ein und bildet wohl eine Ausnahme.

Die biologische Bedeutung der Zungenrede läßt sich nun leicht angeben. Sie liegt wie beim Traum und neurotischen Symptom darin, daß den in der Wirklichkeit unbefriedigten Ansprüchen der Seele im Reiche der Phantasie Befriedigung geschaffen wird. Darum ist der Sinn jeder Glossolalie eine Wunscherfüllung im Sinne Freuds.

Somit stimmen die zungenrednerischen Gebilde in ihrer Struktur, inhaltlichen und biologischen Bedeutung völlig überein mit den Neologismen des Traumes[1]), des Witzes[2]), gewisser Stilprodukte[3]) und der Dementia praecox[4]).

Wie aber wird die Psyche veranlaßt, sich in so auffallender Weise zu betätigen? Offenbar genügen die übrigen Ausdrucksmittel des Wortes, des Traumes, der hysterischen Kundgebung nicht, um dem Komplex ausreichende Entladung zu verschaffen. In sämtlichen von mir beobachteten oder durch die nachpaulinische Literatur bekannten Fällen von religiöser Glossolalie hat die urchristliche Zungenrede suggestiv gewirkt und teils direkt, wie bei Simon, teils durch Vermittlung glossolaler Persönlichkeiten aus der Umgebung die Kanäle der Triebfunktion gegraben. Wie die „Pfingstbewegung", die „Gemeinde der Kinder Gottes", die „apostolisch-katholische" Kirche der Irvingianer und andere Organisationen zeigen und auch unsere Exploranden bestätigen, spielt die Suggestion eine sehr starke Rolle, doch gibt der Komplex dem äußeren Vorbilde erst suggestive Kraft. Wie sehr die Gemütsstimmung den Ausschlag gibt, beweisen auch die bei Geisteskranken öfter vorkommenden ganz spontanen Fälle von Zungenrede.

---

[1]) Freud, Traumdeutung [2], 219 f.

[2]) Freud, Der Witz u. seine Beziehung zum Unbewußten, 10—15.

[3]) Leo Spitzer, Die Wortbildung als stilistisches Mittel exemplifiziert an Rabelais. Halle 1910. — H. Sachs, Über Wort-Neubildungen, Centrlbl. f. Psychoanalyse, I., Heft 5/6.

[4]) A. Maeder, Jahrb. f. ps.-an. u. ps.-path. F., II., 220—227.

Daß Simon am Pfingsttage von seinem Automatismus überrascht wurde, beweist auch seine Abhängigkeit von der Bibel. Wie aber erklären wir die Glossolalie des Paulus?

2. Religionsgeschichtliche Untersuchung. (Die Glossolalie des Paulus.)

Die Merkmale der Zungenrede, wie sie in den paulinischen Briefen geschildert werden, sind folgende:

a) Bezüglich des **psychologischen Vorgangs** ist hervorgehoben:

1. Der irrationale Charakter: 1. Kor. 14_{19}: Die Zungenrede ist nicht ein „*τῷ νοΐ μου λαλῆσαι*", ein „Reden mit meiner Vernunft". Ein traumartiger oder gar bewußtloser Zustand ist damit nicht ausgesagt.

2. Der automatische Charakter: „Nach 1. Kor. 14_{32} hatte sich der Zungenredner auch nicht so wie der *προφήτης* in der Gewalt, obgleich Paulus (Vers 28) auch von ihm Schweigen fordert." (Schmiedel[1].)

3. Der enthusiastische Charakter: 1. Kor. 14_{23}: Uneingeweihte oder Ungläubige würden eine Gemeinde von lauter Zungenrednern für rasend halten (*οὐκ ἐροῦσιν ὅτι μαίνεσθε*).

b) Hinsichtlich der **sprachlichen Natur** der Glossolalie gibt Paulus an:

1. Die Undeutlichkeit der produzierten Laute: 1. Kor. 17_{7-11}.

2. Die Unverständlichkeit: 1. Kor. 14_2: „Niemand versteht ihn".

3. Die Klassifizierbarkeit. 1. Kor. 12_{10}, $_{28}$: „*γένη γλωσσῶν*", Arten von Zungenreden. Schmiedel findet mit Recht, daß 1. Kor. 14_{14-17} unterschieden werden *ψάλλειν πνεύματι* „lobsingen im Geiste" und *προσεύχεσθαι πνεύματι* „beten im Geiste", wahrscheinlich auch *εὐλογεῖν πνεύματι* „danken im Geiste". Jedenfalls aber beobachtete auch Paulus die Anklänge der Zungenrede an das eine oder andere normalsprachliche Idiom.

c) Mit Hinblick auf die **religiöse Bedeutung** der Glossolalie.

1. Der pneumatische Ursprung. 1. Kor. 12_{10}: (Durch den Geist Gottes wird die Gabe der Zungenrede verliehen).

---

[1]) J. W. Schmiedel, Handkommentar zum Neuen Testament. II. Bd., 2. Abt.[2] 1892, S. 183.

2. Die theopetale Abzweckung: 1. Kor. 14_2: „ὁ λαλῶν γλώσσῃ οὐκ ἀνθρώποις λαλεῖ ἀλλὰ θεῷ" „Wer mit Zungen redet, der redet nicht mit Menschen, sondern mit Gott".

3. Die selbsterbauliche Wirkung: 1. Kor. 14_4: Ὁ λαλῶν γλώσσῃ ἑαυτὸν οἰκοδομεῖ: „Wer in Zungensprache redet, erbaut sich selbst".

Alle diese Merkmale begegneten uns auch in den von uns analysierten Zungenreden. Sie waren ausnahmslos irrational, sofern sie die Verstandestätigkeit völlig vermissen lassen, formell automatisch, wenn auch der allgemeine Impuls zur Glossolalie mehr oder weniger willkürlich erteilt wurde und die Nachwirkungen des einen oder andern Wunsches sich bemerkbar machten, so wie aus anfänglichem, sich bei gemeinsamer Erbauung stets neu einstellendem Enthusiasmus geboren.

Die philologischen Eigenschaften der paulinischen Glossolalie fanden wir unverändert in unseren Beobachtungen wieder, die Undeutlichkeit, die erst unserem Eingriffe wich, die Unverständlichkeit und die Klassifizierbarkeit.

Wir hörten, daß auch der moderne Zungenredner die Botschaft seines unterschwelligen Seelenlebens als unmittelbar göttliches oder doch übernatürliches Gnadengeschenk betrachtet und durch sein Handeln sich mit mehr oder weniger Erfolg erbaut.

Um bloße absichtliche Nachäfferei des Paulus kann es sich nicht handeln, sondern um eine Komplexbefriedigung, zu welcher allerdings der gewaltige Missionar die Anleitung gab. Unsern Simon treibt ganz entschieden oft ein Bedürfnis, das mit unabweislicher Forderung über ihn kam, bei sehr vielen ist Glossolalie aber nur ein Produkt von außen kommender Anreizung, welche durch den Enthusiasmus der sich hochbegnadigt fühlenden Zungenredner und die eigene Eitelkeit des Kandidaten zu heftigen Erregungen geschürt wird. Der Enthusiasmus kann bald verfliegen, die Prozedur wird zu einer bloßen Liebhaberei, bei welcher man darauf achtet, wer „am schönsten" in Zungen rede.

Auch bei Paulus, dem ältesten sicher bezeugten Glossolalen[1]), sind äußere Motive zu seiner Tätigkeit nachweisbar, wenn auch gerade

[1]) Apostelgeschichte 2 redet nur von Xenoglossie, veranlaßt durch die rabbinische Überlieferung, die Gesetzgebung des Mose, an welche Pfingsten erinnerte, sei bei ihrer Ausrufung von allen Nationen in ihrer Muttersprache verstanden worden. (Wendt, Die Apostelgeschichte. Göttingen 1898, 83.) Glossolalie können Apostelgeschichte 10_{46} (Caesarea) und 19_6 (Ephesus) im Auge haben (Mosiman 17 f.), allein die Berichte sind nicht ganz zuverlässig.

er als eigentliche causa efficiens seine Komplexbedrängnis verrät. Bekanntlich sucht er die durch das Christentum hervorgerufenen Neuerungen aus dem Alten Testament herzuleiten. So auch die Glossolalie. 1. Kor. 14_{21} beruft er sich auf ein Wort des „Gesetzes": „Durch Anderssprachige und durch Lippen anderer (eventuell „Fremder") werde ich zu diesem Volke reden und auch so werden sie nicht auf mich hören, spricht der Herr." Gemeint ist Jesaja 28_{11-12}, das in getreuer Übersetzung lautet: „Durch mit der Lippe stammelnde (oder: „barbarisch redende[1]) Leute und in einer andern Zunge (oder Sprache) wird er (Gott) zu diesem Volke sprechen . . . sie aber wollten nicht hören." Jesaja redet von der den Juden unverständlich klingenden, aus Stammellauten zusammengesetzt erscheinenden Sprache der Assyrer[2]), was aber nur bei sorgfältiger Exegese hervortritt. Genau den nämlichen Eindruck einer unverstandenen, bloßem Stammeln ähnlichen Fremdsprache erwecken unsere Zungenredner, und Paulus wird ähnliche Automatismen produziert haben, wenigstens spricht gerade die hier besprochene Auffassung des Jesajawortes dafür, während nichts die herkömmliche Auffassung begünstigt, es handle sich um ein Aufschreien, Jauchzen, Stöhnen[3]). Es war für den Apostel schwierig, eine griechische Übersetzung des hebräischen Terminus zu finden. Seine Umschreibung „Anderszüngig" oder „Fremdsprachig" kommt dem Sinne des Originals weit näher als die Septuaginta mit ihrem „φαυλισμὸς χειλέων" = „Spott der Lippen".

Dennoch hätte Paulus seine geschickte Übersetzung und die streng genommen unerlaubte Übertragung des zitierten Passus aus der dritten in die erste Person[4]) nimmermehr zustande gebracht, wenn er nicht durch schwere Komplexe getrieben und durch äußere Analogien gelockt worden wäre, seine seelischen Spannungen zungenrednerisch zu betätigen. Vom ersteren Faktor soll jetzt nicht die Rede sein. Dagegen sei noch auf die äußeren Determinanten hingewiesen. Schon die alten Propheten fühlten sich von einer Gottesstimme inspiriert. Die-

[1]) Das Verbum la'ág bedeutet eigentlich stammeln, dann aber auch „unverständlich", besonders in ausländischen Sprachen reden (weil dieses dem Unkundigen als sinnloses Stammeln erscheint). (Gesenius, Hebr. u. aram. Handwörterbuch, [11] 1890.)

[2]) Guthe, in „Die heilige Schrift des Alten Testaments", herausgegeben von E. Kautzsch, 1909, S. 592 f.

[3]) Auch Lombards Klassifikation hat psychologisch wenig Wert.

[4]) Die Gedächtnistäuschung realisiert den Wunsch, daß Gott selbst die Glossolalie verheißen habe, während Jesaja sie von sich aus weissagt.

selbe „Eingebungsrede", wie Schmiedel das Wort „προφητεία" trefflich übersetzt, besitzt der Apostel und rechnet sie unter die Gaben des Heiligen Geistes; wahrscheinlich stellt auch dieses Charisma einen Automatismus dar. Der fremdsprachliche Anstrich hängt außer von der erwähnten Jesajastelle vielleicht ab von der Praxis der Mysterien, von deren okkulten Ausdrücken Paulus wahrscheinlich etwelche Kunde erlangt haben mußte, auch wenn er einzelne Beispiele nicht kannte. Wie hoch er Mysterienwesen und Gnosis einschätzte, verrät u. a. eine Stelle, die sich zwischen den Äußerungen über die Glossolalie befindet, nämlich 1. Kor. 13_2: „Und wenn ich Eingebungsrede hätte und wüßte alle Mysterien und alle Gnosis und hätte allen Glauben . . . und hätte nicht Liebe, so wäre ich nichts". Hauptsache aber ist, daß die Glossolalie seinem bedrückten Herzen durch ihren neurotischen Funktionswert Luft zu schaffen wußte.

Unter den anderen „Geistesgaben", die 1. Kor. 12_{8-10} aufgezählt werden, ist die Glossolalie diejenige, welche wegen ihrer Unverständlichkeit die geringste Gelegenheit zur Übertragung einschließt und somit nur auterotische Befriedigung gewährt. Daß Paulus diesen Mangel erkannte, ist als ein wahres Glück für die christliche Religionsentwicklung zu bezeichnen.

V. Zur Theorie der automatischen Kryptographie.

1. Psychologische Untersuchung.

Die automatische Geheimschrift gab sich uns als genaues graphisches Gegenstück der Glossolalie zu erkennen. Wir formulieren daher ihre Definition in analoger Weise:

Unter automatischer Kryptographie verstehen wir schriftähnliche automatische Neubildungen, deren Inhalt dem Schreibenden unbekannt ist.

Die Wurzeln und Ausdrucksmittel der automatischen Geheimschrift sind denen der Zungenrede analog. Nie vermissen wir als gestaltendes Prinzip den Komplex. Auch die Arten unseres jetzigen Objektes sind denen der phonetischen Parallelerscheinung völlig konform. Wir unterscheiden nämlich:

1. Die automatische Bearbeitung einer normalen Buchstabenschrift (literale Kryptographie).

2. Die imaginative Kryptographie oder automatische Bilderschrift.

Die automatische **Buchstabenschrift** verhüllte ihr Geheimnis in zwiefacher Weise:

a) Als einfache Entstellung der gewöhnlichen Schrift (vgl. Kryptogramm IX und X). Dieser Typus entspricht der enträtselten Zungenrede Linas und trägt gleichfalls infantilen Charakter.

b) Als Verdichtungsschrift. Ihre Gebilde können, wie wir sahen, ein sehr feines Gefüge aufweisen (vgl. V, VIII, XII ff.).

Schon der Zwang, unter dem ein Teil der mitgeteilten Kryptogramme zustande kam, beweist, daß auch die geheime Buchstabenschrift Komplexmanifestationen bildet, wenn uns auch Simon sein Innerstes nicht weit genug aufschloß, um klar blicken zu können. Daß in einer Zeit, da seiner Eheschließung große Hindernisse im Wege lagen, der Spruch: „Die Liebe höret nimmer auf" sich in mehreren kryptographen Versionen hervordrängt, bestätigt unsere Vermutung, löst aber das Rätsel nicht. Es ist denkbar, daß die zerrissene Schrift sagen will: Man versucht, uns Liebende auseinanderzureißen, wie mit diesen Buchstaben geschehen ist. Und dennoch ergibt sich, daß die Liebe ewig dauert; so auch unsere Liebe.

Umgekehrt könnte scheinbar die geheime Verdichtungsschrift den Gedanken der völligen Vereinigung mit der Geliebten symbolisieren. Da jedoch dieselbe Kondensation auch bei Worten stattfindet, die keinen derartigen Hintergedanken voraussetzen, ist diese Annahme abzulehnen. Genug, daß die graphische Verdichtung wie ihre an der Traumarbeit beteiligte Schwester jenes Kompromiß zustande bringt, welches dem Betätigungsdrange des Unterbewußten wie dem Veto der verdrängenden Instanzen Genüge leistet. Wir haben dann im öfters beobachteten Falle, daß derselbe Buchstabe mehrfach ausgedrückt ist, vor uns jene Disjektion, die schon im Traume als Gegenstück der Verdichtung eine so erhebliche Rolle spielt.

Die **imaginative Kryptographie** lernten wir gleichfalls in doppelter Form kennen: Als Wortschrift, bei welcher in den Zeichen ein bestimmtes Wort enthalten liegt, und als Satzschrift, in der die genaue Form des ausgedrückten Wortes nicht aus den gegebenen Symbolen ersichtlich ist, sondern durch die Stellung innerhalb des psychologisch-logischen Ganzen bestimmt wird.

1. Die literale Kryptographie.

Auch sie kommt nach dem Mechanismus der Träume und Halluzinationen zustande, wenn man sie auch nicht geradezu als aufge-

zeichnete Halluzination bezeichnen darf. Verdichtung und Verschiebung treten auch bei ihr in jeder einzelnen Schöpfung zutage.

Wir fanden hierbei kunstvolle Bearbeitungen: Zusammenfassungen in Gruppen, die eine Einheit für sich bilden (z. B. die Worte „anbetungsvoll liege", ausgedrückt durch „*b*, *g*, *v* und *G*"), Darstellung eines Buchstabens durch die Umkehrung des vorangehenden, Stilisierungen durch Schnörkel usw.

Sicherlich sind auch diese Gestaltungen so gut determiniert und überdeterminiert wie nur irgend ein Traumgebilde, wenn auch die bedauerliche Verschlossenheit meines Analysanden unsere Wißbegierde manchmal ungestillt ließ.

2. Die imaginative Kryptographie.

Es ist überflüssig, auch jetzt wieder die Einreihung der zu behandelnden Phänomene in das Reich der neurotischen Tatsachen im einzelnen nachzuweisen. Bewunderungswürdig ist oft die feine Markierung der Reminiszenz durch einen charakteristischen Strich, z. B. in VI die Darstellung der Flucht beim Weiher, der kranken Kuh, der Episode vom stürzenden Bettler usw. Gelegentlich fanden wir auch mangelhafte Skizzierungen; vielleicht ist aber auch die Deutung eine ungenaue oder gar falsche. Doch können solche immerhin spärliche Möglichkeiten den Wert des Übrigen und des Ganzen nicht reduzieren. In der Regel sind Bild und Deutung so prägnant und ihre Zugehörigkeit zu einem erst am Schlusse des analytischen Verhörs ersichtlichen geistigen Organismus so bezeichnend, daß eine kleine Abweichung in kollaterale Bahnen nichts zu besagen hat.

Um zu erfahren, ob die produzierten Einfälle schon vor der Niederschrift des Kryptogramms bereit lagen, wandte ich einen kleinen Kniff an, der durch ein Versehen zustande kam. Ich legte nämlich Simon irrtümlich ein Zeichen vor, das mit dem seinigen nicht übereinstimmte. Im zweiten Zeichen von VII setzte ich statt des winzigen Häkchens einen Punkt ein, welcher als Zeichen der Nichtigkeit gedeutet wurde, was in den Zusammenhang paßt. Auf den Irrtum aufmerksam gemacht, beharrte Simon bei seiner Deutung, die ich nicht für ganz richtig halte, da das Unterbewußte Punkt und Häklein gewiß unterscheidet, auch wenn sie einander ähnlich sind. Wie bei den Perseverationen des Assoziationsexperiments findet sich somit die Neigung vor, von der fremden, störend von außen eingeschobenen zu komplexverwandten Vorstellungen überzugehen, also die Störung zu über-

winden[1]). Beachten wir aber diese Tendenz, so dürfen wir sie ebensogut als Fortsetzung der die Kryptographie erzeugenden Arbeit betrachten, wie wir die nachträgliche Traumbearbeitung im Wachzustand der Traumarbeit an die Seite setzen. Die Möglichkeit der Traumanalyse beruht ja bekanntlich auf der Tatsache, daß durch die Apperzeption des Traumes die psychischen Kräfte eingestellt werden, welche den Traum schufen. So auch die Ergründung der Glossolalie und Kryptographie. Da im Augenblicke der graphischen Tätigkeit die äußeren Störungen möglichst ausgeschaltet sind, dürfen wir nach allem, was die Traum- und Neurosenlehre gesichert hat, den analytischen Befund unter die kryptographischen Bedingungen aufnehmen. M. a. W. Die analytischen Reaktionen auf das kryptographische Phänomen sind als Ausdruck seiner virtuellen Koeffizienten zu betrachten. Jede Lebensbetätigung ist schließlich ein Gesamteffekt aller vorangehenden Lebensprozesse. Anders wäre auch nicht einzusehen, wie die nachträglichen Einfälle auf Apperzeption des Kryptogramms bei ausgiebiger Fülle auf jene fast immer so offenkundige Einheit (den Komplex) weisen oder sie auch direkt aussagen könnten, als deren Auswirkungen wir das graphische Produkt mit einem Schlage kausal begreifen[2]). Nehmen wir an, wir finden im Scheibenstand eines Artillerieschießplatzes durchlöcherte Scheiben und in einiger Entfernung dahinter Eisenstücke, welche ihrer Form nach in die betreffenden Löcher passen und durch ihre Stellung zu letzteren die Linien angeben, die sich in einem Punkte schneiden, so wird doch wohl niemand Einwendungen zu erheben haben, wenn jemand behauptet, diese Splitter gehören zu einer Granate, die an dem und dem Ort krepierte. Wenigstens würde man nicht gerne und nicht ohne dringende Motive zu der Erklärung greifen, es habe irgendwer die Eisenstücke, die eigentlich nicht einmal zusammengehören, so raffiniert zugeschnitten und nach sorgfältiger Berechnung in den Boden gestoßen. ferner die Löcher in die Leinwand geschnitten usw. Bekanntlich kann Kausalität immer nur erschlossen, nie gezeigt werden.

Wie aber verstehen wir von da aus die verbale „Übersetzung" des automatischen Geheimzeichens? Sie verbirgt noch das komplex-

[1]) Daß diese Leistung die Enträtselung der Schriftzüge illusorisch mache, erweist sich bald als unmöglich. Die Zeichen drängen zu Einfällen, die ohne sie in der Regel nimmermehr erschienen wären, da sie weit abseits liegen und nur durch die Figur als verwandt auszuweisen sind.

[2]) Vgl. Bleuler, Die Psychanalyse Freuds. Jahrbuch II, 722.

bildende Material, enthält aber einen harmlos lautenden Ausdruck, welcher mit jenem inhaltlich verwandt ist. Die apperzipierte „Übersetzung" ins Sprachliche ist daher nicht ein analytischer Vorgang, sondern eine Fortsetzung der Entstellungsarbeit, und zwar eine Sublimierung, hervorgerufen durch die mangelhafte Verhüllung des Kryptogramms. In der graphischen Leistung lebte sich der Komplex aus. Da nun die Apperzeption das verdrängte Material aufzustöbern drohte, flüchtete sich das Subjekt in ein Komplexprodukt zweiten Ranges, wobei die Schriftähnlichkeit der primären Manifestation die Form der Ablesung begünstigte. Genau genommen, liefert die imaginative Kryptographie ebensowenig eine Schrift wie die imaginative Glossolalie eine Sprache.

Diese Erklärung reicht jedoch für die Satzschrift nicht aus. Da scheint es, als wäre das logische Gefüge das Einheitsband, das alle Teile zusammenhält. Schärfer besehen, herrscht aber auch Einheit unter den in den Zeichen ausgedrückten Vorstellungen, sofern sie sich um den Komplex drehen, ganz wie in VI, dessen zugehörigen Worte keinen Satz ergaben[1]). Das vermeintlich abgelesene Wort stimmte denn auch einige Male nicht zu dem betreffenden Zeichen, bestärkte aber den Sinn des Ganzen, dem auch das Motiv des Zeichens diente. Die Satzeinheit, deren religiös belehrender Inhalt der graphischen Komplexauswirkung, also auch den hinter ihr liegenden Reminiszenzen, im Sinne der Beschwichtigung genau entspricht, ist gleichsam nur der sublimierte Oberbau, ähnlich wie ein und derselbe Traum oft eine primärerotische und eine religiöse Deutung, beide aber inhaltlich korrespondierend, erheischt.

Die grammatische Bearbeitung ist hierbei, wenn wir den Ersatz der Zeichen durch Worte als sekundär bezeichnen, eine tertiäre Funktion. Die abstraktesten Satzteile, wie die Kopula oder das Relativpronomen, sind dabei durch sinnliche Zeichen nicht ausdrücklich repräsentiert. Wir finden durch diese ideographischen Tatsachen bestätigt, was die Völkerpsychologie bereits erkannt hat, daß der Satz keineswegs als Gefüge ursprünglich selbständiger Wörter zu verstehen

[1]) Jene Worte sind ähnlich zu verstehen, wie die des Kindes, das anfangs seine Gedanken durch einzelne Worte ausdrückt. Ein $2^1/_2$jähriger Knabe schilderte z. B. den Besuch des Feuerinspektors mit den Worten: „Ma, Ofe, Hönzi, Gäcke, Heez" = zürcherdeutsch: Ma, Ofe Hölzli, Stäcke, Cheerz („Mann, Ofen, Hölzlein, Stecken, Kerze").

sei, ja, daß die Scheidung von Wort und Satz vielfach erst auf der Willkür des Sprachforschers beruhe[1]). Unsere Analyse unterstützt Wundts Bemerkung: „Der Satz bildet nicht minder eine Vorstellungseinheit als das Wort; ja es ist diesem gegenüber insofern die ursprünglichere, als der in dem Satze ausgedrückte Inhalt auf jeder Stufe des Denkens ein gegenüber anderen ähnlichen Inhalten scharf abgegrenztes Ganzes ist, während das einzelne Wort mehr oder weniger innig mit den anderen Bestandteilen verbunden sein kann[2])." Daß aber die Beobachtung der graphischen Repräsentation eines bestimmten Teiles jener den Satz aus sich entlassenden Vorstellungseinheit gerade diejenige grammatisch korrekte Wortform ins Bewußtsein ruft, die nachher in dem jetzt noch unbekannten Satze als inhaltlich zutreffend erfunden wird, ist nur denkbar unter der Annahme, daß jener ganze Satz als Sublimierungsschicht schon vor der Abgabe des Kryptogramms subliminal da war. Doch kann nicht der religiöse Gedanke zur Glossolalie und Kryptographie treiben, so daß letztere eine Art Übersetzung bildeten, kann doch die religiöse Idee sich direkt manifestieren. Vielmehr sublimiert sich der Komplex, währenddem er seine virulenten Antezedentien graphisch betätigte, in der religiösen Oberschicht, die wegen ihres unverfänglichen Inhaltes vor der persönlich-peinlichen Erinnerungsschicht bewußt werden kann. Von einem „Lesen" oder „Entziffern" der Schriftzeichen ist also bei der Herstellung des erbaulichen religiösen oder moralischen Textes aus dem Kryptogramm mit Hilfe der einfachen apperzeptiven Assoziation keine Rede.

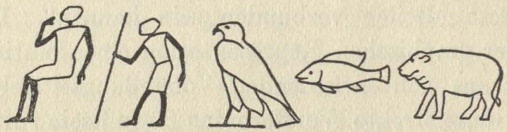
In die Entstehungsbedingungen religiöser Gedanken und Stimmungen läßt uns die Analyse unserer Kryptogramme somit tiefe Blicke tun.

2. Philologische Bemerkungen.

Unser Ergebnis ist schriftpsychologisch nicht uninteressant. Bekanntlich war die Schrift — abgesehen von den Kerbhölzern, Knotenschnüren und ähnlichen Hilfen der Gedankenmitteilung — in ihren Anfängen Bilderschrift (Piktographie). Dabei wählte man anfangs möglichst leicht erkennbare Zeichen, die das Auszusagende einfach abbildeten, ging dann aber bald zu stilisierten, konventionellen, nur dem Eingeweihten erkennbaren Formen über. Manche Begriffe konnten nur symbolisch ausgedrückt werden. Als Brücke der Gedanken mußten

[1]) Wundt, Völkerpsychologie I, 1, 560.
[2]) A. a. O. 562.

die Zeichen stereotyp werden und immer mit denselben Begriffen verbunden sein. So befanden sich im Tempel von Sais die Zeichen für Kind, Greis, Sperber, Fisch und Nilpferd, welche bedeuten: Entstehen, Untergang, Gott, Haß, Frevel. Die Zeichenserie vertritt den Satz: „O ihr, die ihr entsteht und vergeht, Gott haßt den Frevel“[1]). Man achte auf den symbolischen Charakter der Hieroglyphen.



Allmählich wurden die Bilder abgekürzt.

Diese Bilderschrift, die man ungeschickt als Ideographie[2]) zu bezeichnen pflegt, ließ so viele Mißverständnisse aufkommen, daß man bei synonymen Worten zu einer näheren Präzisierung des gewünschten Begriffs durch die Andeutung des betreffenden Genus überging.

Bald bediente man sich jedoch einer phonetischen Schreibweise, indem man das Bildzeichen, das bisher einen Gegenstand repräsentierte, als Vertretung der Hauptsilbe oder des Anlautes der bezeichneten Sache benutzte. Die Sachhieroglyphen werden zu Silben- und endlich zu Buchstabenzeichen.

Die automatische Geheimschrift erneuert teilweise diese in die Kindheit unseres Geschlechts hinaufreichenden psychologischen Prozesse. Sie greift vergangene Ereignisse auf und bildet sie ab, jedoch nicht in der Absicht, von anderen verstanden zu werden, so wenig der Glossolale anderen zuliebe redet. Im Gegenteil verbirgt der Kryptograph wie der Träumer den ihm peinlichen Stoff, der sich nicht gänzlich verdrängen läßt, vor dem eigenen Bewußtsein und dem der anderen. So liefert er historische Zeichen, die auf eine bestimmte Szene gehen und Gemeinverständlichkeit vorsichtig vermeiden.

Auch Symbolismen zeitigt der graphische Geheimautomatismus so gut wie die chinesische oder ägyptische Hieroglyphe. Aber auch jene hüten ihr Geheimnis. Gebräuchliche Ausdrucksformen kommen nicht vor.

---

[1]) J. Dümichen, Geschichte des alten Ägyptens, in Onckens Allgemeiner Geschichte I, 2, S. 275.

[2]) In der französischen und englischen Sprache ist der Ausdruck zulässig, da idée (idea) nicht nur Idee bedeutet.

Stereotype Bilderzeichen lassen sich nicht umgehen, doch fanden wir für denselben Begriff auch mehrere sich eventuell wiederholende Figuren (I bis IV, VII, 5 und 9). Dasselbe Zeichen erhält genau wie in der alten Hieroglyphie durch Beisetzung eines andern einen ganz andern Sinn (z. B. VI_6 „Macht" und $_7$ „Erfüllung" kombiniert in $_{11}$ „Meerestiefen").

Die automatische Kryptographie bildet somit, wie so viele andere neurotische Phänomene einen Atavismus, sofern in ihr uralte Mechanismen der Schriftbildung in Tätigkeit treten. Die Unterschiede beider Formationen erklären sich aus der Verdrängung und dem Verzicht auf Mitteilung an andere in der Kryptographie, womit die Unbewußtheit ihrer Entstehung zusammenhängt.

Schluß.

Meine Untersuchungen mußten vorzeitig abgebrochen werden, da Simon trotz zahlreicher Versprechungen von seiner Seite zu keiner Sitzung mehr zu bewegen war. Nur elf analytische Verhandlungen wurden mir gewährt, indes Flournoy während fünf Jahren seine Helene Smith in ungefähr zehnmal soviel Sitzungen beobachten durfte, bevor er sein schönes Buch über die interessante Hysterika schrieb[1]). Ich bedaure sehr, daß die Analyse nicht tiefer eindringen konnte. Immerhin werden die erfahrenen Kenner der Freudschen Tiefenforschung, und nur solche können meine Abhandlung völlig verstehen und beurteilen, ein ziemlich deutliches Bild der seelischen Einstellung Simons und einen ausreichenden Blick in die Genese der Glossolalie und automatischen Kryptographie erhalten.

Im Jahre 1900 schrieb Th. Flournoy: „Von den verschiedenen automatischen Erscheinungen ist die Zungenrede eine derjenigen, welche zu allen Zeiten die Neugierde am meisten aufstachelten[2])." Ich hoffe, daß diese Neugierde durch die vorstehenden Untersuchungen im großen und ganzen befriedigt wird und eines der auffallendsten Rätsel der Religionsgeschichte aufhörte, ein solches zu sein.

Ein freundlicher Zufall fügte, daß während der Drucklegung dieser Arbeit Pierre Bovet, Professor an der Universität Neuchâtel, einen verständnisvollen Artikel über „das Zungenreden der ersten

[1]) Flournoy, des Indes à la Planète Mars. Paris 1900 [4]. Nouvelles Contributions sur un cas de somnambulisme avec glossolalie. Archives de Psychologie, I, 112 (1901).

[2]) A. a. O. 190.

Christen und seine psychologischen Bedingungen“ [1]) veröffentlicht, der in bescheidener Weise auf letzte Lösung des Problemes verzichtet, aber bereits andeutet, daß Freuds Traumdeutung zum Verständnis des Rätsels beitragen werde. Es freut mich, daß die Weissagung des trefflichen Gelehrten so bald in Erfüllung geht.

Die automatische Kryptographie reiht sich ihrer phonetischen Schwester als ebenbürtig, ja, an Mannigfaltigkeit der Formen wohl noch überlegen an. Wenn wir bedenken, daß sie an Schnelligkeit mit der Stenographie wetteifern kann, an geistigem Gehalt ihr aber unvergleichlich überlegen ist, wenn wir dazu ihren kunstvollen Bau und die mitunter fast unergründliche Fülle ihrer Schöpfungen berücksichtigen, so können wir ihr staunende Bewunderung nicht versagen.

Wer bedauert, die beiden von uns analysierten automatischen Erscheinungen in seinem Erfahrungsbereiche nicht anzutreffen, sei hingewiesen auf meinen im folgenden Band dieses Jahrbuches gelieferten Nachweis, daß auch der Normale zu Produktionen befähigt ist, die jenen völlig konform sind. Folglich ist jeder der Autanalyse Kundige befähigt, sich den hohen psychologischen Genuß der von uns angestellten Tiefenforschung zu verschaffen.

Meine Arbeit bestätigt die längst gewonnene Einsicht, daß Freud der Bahnbrecher einer neuen Religionspsychologie ist, die unter günstigen Bedingungen mit großartiger Sicherheit und Gründlichkeit auch die verwickeltsten Fäden der Glaubensgestaltung zu entwirren und bisher mit der hilflosesten Verständnislosigkeit angestammte Glaubensverirrungen zu erklären weiß. Daß die Geschichte der Religionspsychologie einst in eine Periode vor und nach Freud eingeteilt werden wird, ist für alle, die das wundervolle Instrument der Psychanalyse zu handhaben wissen, keine Frage mehr. Seit ich eingesehen habe, wie es den Schlüssel zu einer enormen Anzahl der wichtigsten und folgenschwersten Rätsel der theoretischen und praktischen Theologie darbietet, stehe ich nicht an, meine Bekanntschaft mit Freuds Forschungen das wichtigste Ereignis meiner theologischen Laufbahn zu nennen. Hierin weiß ich mich einig mit denjenigen Fachgenossen, die sich dem mühsamen Studium der Psychanalyse und seiner empirischen Erprobung ernst und verständnisvoll hingaben.

[1]) Revue de l'histoire des religions. 1911. Auch Dr. Lombard ist seit Erscheinen meines ersten Artikels der hier gegebenen Auslegung beigetreten. (Journal de Genéve vom 3. Dez. 1911, 2. Ausg.)

Zur Radikalbehandlung der chronischen Paranoia.

Von Dr. **Paul Bjerre**, Spezialarzt der Psychotherapie in Stockholm.

I. Einleitung, Übersicht und Diagnose des Falles.

Die vorliegende Studie ist einem Falle entnommen, in welchem es mir gelungen ist, ein zehnjähriges, fest gebautes Verfolgungssystem analytisch aufzulösen und der Patientin, einer unverheirateten Dame von 53 Jahren, die vollständige Krankheitseinsicht beizubringen. Seit Beendigung der Behandlung im April 1910 zeigt die Patientin keine Spur weder von geistiger Krankheit noch Schwäche. Es wird hier meine Aufgabe sein, nicht nur den Zustand der Patientin vor und nach der Behandlung darzustellen, sondern vor allem klarzumachen, wie die innere Verwandlung zustande gekommen ist. Ich werde also versuchen, die Kräfte aufzuspüren, welche beim Aufbaue der Krankheit wirksam gewesen sind, und ebenso die, durch welche sie abgebaut wurde. Der Übersichtlichkeit wegen kann ich das Material nicht immer in der Ordnung darstellen, wie es mir zugeflossen ist. Ich habe es etwas arrangieren müssen, und zwar in folgender Weise:

Ich gebe zuerst eine Übersicht des Falles, die etwa mit der gewöhnlichen klinischen Krankengeschichte zusammenfällt, und diskutiere im Anschlusse daran die Diagnose. Dann folgt ein Kapitel über die Behandlung; dieser schicke ich einige Bemerkungen über die Stellung der Literatur zur Paranoiabehandlung voraus sowie einige Worte über die therapeutischen Prinzipien, von welchen dieser Versuch geleitet wurde. Bei der Darstellung der Behandlung folge ich, soweit möglich, der chronologischen Ordnung. Das letzte Kapitel umfaßt eine Diskussion der so gesammelten Erfahrungen. Da ich mich bei der Behandlung ausschließlich von therapeutischen Gesichtspunkten leiten ließ, sind diese leider in wissenschaftlicher Hinsicht sehr mangelhaft. Ich habe

diesem Mangel in der Weise abzuhelfen versucht, daß ich im Jahre nach der Heilung die Patientin über viele Einzelheiten ausgefragt habe. Ich habe auch ihre Aufzeichnungen zu einer Selbstbiographie, die sie 1900—1903 machte und die eine Art Verteidigung sein sollte, durchstudiert. Leider habe ich vor dieser Behandlung nicht die Gelegenheit gehabt, die persönliche Bekanntschaft Prof. Freuds zu machen. Wenn ich durch seine mündlichen Mitteilungen ein tieferes Verständnis für seine Psychoanalyse erworben hätte, würde der wissenschaftliche Nebengewinn sicher reicher ausgefallen sein. Ich erlaube mir, ihm an dieser Stelle meinen besten Dank für die freundliche Durchsicht meines Manuskriptes auszusprechen.

* * *

Die Patientin besuchte mich zum ersten Male am 10. Dezember 1909. Sie brachte einen Brief mit sich von einer mir befreundeten Dame, Fräulein K., die sich in der Frauenbewegung einen Weltnamen verschafft hat. Sie bat mich, zuerst diesen Brief zu lesen. Der Inhalt des Briefes war teils eine lebhafte Versicherung, daß weder der Chef der Firma, in welcher die Patientin angestellt war, noch irgend ein anderer, soweit sie wußte, jemals eine schlechte Meinung von ihr gehabt; teils eine Aufforderung, mich aufzusuchen, um von ihren falschen Gedanken befreit zu werden.

Sobald sie zu sprechen anfing, sagte sie jedoch, daß sie mich gar nicht suchte, um mit mir über ihre Gedanken zu sprechen. Sie leide seit Jahren an einer Struma und sei deshalb etwas nervös. Vielleicht würde ich durch hypnotische Behandlung dieses bessern können. Sie hatte gehört, daß es gelungen wäre, die Struma durch den Hypnotismus sogar zum Verschwinden zu bringen. Wenn ihre Nervosität, welche von der Struma kam, sich dann besserte, würde sie vielleicht auch besser gegen die Verfolger standhalten können. Und jetzt müsse sie auf irgend welche Weise Hilfe bekommen, denn deren Frechheit kennte keine Grenzen mehr. Ihre Lage sei einfach unerträglich geworden.

Ich fragte, wie es sich mit dem Briefe verhielt.

Sie hatte den Schritt gewagt, an Fräulein K. zu schreiben. Sie wußte, daß sie mit dem Chef befreundet war, und dieser mußte endlich etwas gegen den täglichen Unfug im Bureau tun. Alle ihre eigenen Klagen waren ohne Erfolg geblieben. Ohnedies hatte sie geglaubt, daß Fräulein K. gerade ein zentraler Punkt der Verschwörung wär,

besonders, daß sie auf ihren Reisen viele von den Keimen auf dem Kontinente ausgesäet hatte. Sie sei wirklich über den Inhalt des Briefes sehr erstaunt. Aber wenn es auch wahr wäre, daß Fräulein K. nichts von der Verfolgung wußte, so würde das natürlich im Grunde nichts ändern. Die übrigen Beweise seien zahllos und strömten täglich von allen Menschen auf sie ein. Sie meinte, es wäre überflüssig, mir davon zu erzählen. Ich kennte natürlich schon ihre Geschichte und wüßte von der Verfolgung.

Als ich dieses verneinte, schien sie sehr erstaunt und wollte mir zuerst nicht glauben. Sie ließ sich aber doch davon überzeugen, daß ich nichts wußte. Allmählich zog ich sie in ein Gespräch über die Verfolgung. Ihre langen Ergüsse können folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Sie merkt die Verfolgung vor allem durch allerlei Zeichen, man scharrt mit den Füßen, man macht eigentümliche Bewegungen mit den Beinen und Armen, zeigt ihr Federn, Scheren und ähnliche Gegenstände in beleidigender Absicht; besonders streckt man ihr die Zunge heraus in ganz unverkennbarer Weise. Sobald sie sich am Morgen auf der Straße zeigt, fangen die Menschen an. So ist es überall. Sie kann in keine Läden gehen, wo man sie kennt. Wenn sie etwas kaufen muß, sucht sie einen entfernten Laden auf, wo sie hoffen kann, noch unbekannt zu sein. Bisweilen geht es das erstemal. Das zweitemal merkt sie aber schon, daß die Ladendiener mit in die Verschwörung gegen sie hineingezogen sind. Mit den Straßenbahnangestellten ist es ebenso. Da alle früheren, die sie gepeinigt hatten, nach dem großen Streik verabschiedet wurden, hoffte sie zuerst, daß die neuen sich nicht an dem Unfuge beteiligen würden. Aber schon nach einigen Tagen fingen sie auch an. Am schlimmsten ist es im Bureau, wo sie angestellt ist. Der Kassierer ist ein wahrer Teufel; er hetzt alle die anderen auf und leitet die Verfolgung. Jedesmal, wenn er die Tür passiert, macht er draußen ein Zeichen. Die Versicherung im Briefe, daß der Chef nicht beteiligt sei, bedeutet nicht das geringste. Er hat ihr auch die Zunge herausgestreckt; sie hat es mehrere Male gesehen. Im Restaurant, wo sie mittags ißt, da ihre Wohnung entfernt liegt, ist es unerträglich geworden; gleich bei ihrem Eintritte fangen die Gäste an. Auch ihre nächste Freundin, Fräulein D., bei welcher sie lange hoffte Schutz zu finden, verfeindete sich mit ihr vor einigen Monaten. Alle die übrigen grüßen sie seit langem nicht mehr; sie hat unzählige Beweise, daß sie alle sich den Feinden angeschlossen haben. Sie wäre ohne Mittag geblieben, wenn nicht eine Nichte ihr angeraten hätte, bei ihr zu essen. Da fühlt sie sich ziemlich sicher, obwohl sie die Zeichen der Verfolgung sogar bei deren zweijährigen Tochter gesehen habe; ein unverschämtes Dienstmädchen hat die Kleine dazu verleitet. Sie lebt bei ihrer Mutter. Glücklicherweise lassen die Verfolger sie im allgemeinen dort in Ruhe.

Damit ich nicht glaube, sie übertreibe, wollte sie mir gleich erzählen — es war beim zweiten Besuche — daß die Verfolgung eine tatsächliche Ursache habe. Es gibt so viele Leute, die um jeden Preis zu verhindern suchen, daß eine Frau sich ihr Leben so einrichtet, wie sie will. Sie hat ein Verhältnis gehabt. Das war ihr volles Recht, und sie empfindet keine Reue darüber. Sie wollte sich als Weib ausleben und hat es getan. Das konnten die Menschen aber nicht vertragen. Das war der Grund zur ganzen Geschichte. Sie wurde von der Gesellschaft ausgestoßen, sie könnte sagen, zum Tode verurteilt. Die Verfolger tun nichts anderes, als daß sie die Strafe zur Ausführung bringen. Sie fragt mich, ob ich die Geschichte Fräulein Xs. kenne: Es gelang ihren Verfolgern, das Geheimnis aus ihrem Arzte herauszulocken, daß sie gravid war; als das ihr bekannt wurde, tötete sie sich. (Die Geschichte ist wahr.) Es ist die Absicht ihrer Verfolger, auch sie zum Selbstmorde zu hetzen. Sie glaube auch, daß es ihnen gelingen werde. Mit allen Kräften kann sie nicht länger standhalten. In diesen 10 Jahren hat die Verschwörung immer mehr um sich gegriffen. Sie weiß sehr wohl, wo sie ihr Zentrum hat, es ist der Frauenbund Fr. Es ist eine anerkannte Tatsache, daß dieser Bund eine wahrhaft inquisitorische Tätigkeit ausübt. Er steht mit der Schule in nächster Verbindung und vermittelt Plätze für Geschäftsleute, Krankenhäuser usw.; er hat Einfluß überall und kann so die Verfolgung überall leiten. Die Mitglieder spionieren mit unglaublicher Aufmerksamkeit. Sobald sie einen neuen Laden besucht, werden die Angestellten aufgefordert, sie zu beleidigen. Sie war früher mehrere Jahre lang Lehrerin; man wollte sie sogar zur Vorsteherin einer der größten höheren Töchterschulen machen. Jetzt gehören die Schulen zu den schlimmsten Herden. Sie weiß genau, welcher Schurke dort die Verfolgung organisiert. Sie ist auch Journalistin gewesen. Ganz sicher wurde die Verfolgung zuerst von der Presse verbreitet. Alle kannten sie dort. Von großer Bedeutung war besonders eine Karikatur über sie in „Pucks" Weihnachtsnummer 1899 und ein Artikel in „Was Neues" im Februar 1900, wo sie scharf angegriffen wurde. Damals konnte sie keine Zeitung öffnen, ohne Angriffe und Andeutungen zu finden, welche sicher von allen Menschen verstanden wurden. Das kommt übrigens noch oft vor. Eine entscheidende Rolle spielte eine damalige Sitzung im Journalistenverein, wo ihre Sache verhandelt wurde. Durch einen anonymen Brief, in welchem sie der widerwärtigsten Dinge beschuldigt wurde, ist es ihr klar geworden, daß sie verurteilt sei. Diesen Brief verbrannte sie gleich, um ihn zu vergessen; das ist aber nicht gelungen. Bisweilen ist die Verfolgung weniger intensiv gewesen; aber dadurch haben die Feinde neue Kräfte gesammelt und sie ist wieder heftiger als je geworden. 1903 schien eine Wendung zum Besseren einzutreten, aber seit 1906 hat die Verschwörung wieder um sich gegriffen. Besonders ist es nach der Operation im Juni 1908 schlimmer geworden.

Ich fragte, ob sie jemals hat kontrollieren lassen, ob diese Zeichen auch von anderen wahrgenommen werden können.

Sie gehören alle einer Zeichensprache an, die überall verbreitet ist. Ihre Nächsten haben versucht, ihr einzureden, daß alles nur eine

Einbildung sei. Ihre Beweise sind aber so massenhaft, daß sie nicht einen Augenblick an der Wirklichkeit zweifeln kann. Einmal bat sie die Nichte, sie zur Post zu begleiten und den Beamten genau zu beobachten, so würde sie sich selbst überzeugen können. Das Fräulein dort streckte die Zunge bis zum Ohre heraus. Nachher sagte ihre Nichte, daß sie es nicht gesehen hätte, aber das konnte unmöglich wahr sein.

Ob sie jemals früher einer ähnlichen Verfolgung ausgesetzt gewesen sei?

Nein, gar nicht. Sie hat immer im besten Verhältnisse zu ihren Mitmenschen gelebt.

Genauer über den Anfang ausgefragt, erzählt sie, daß sie schon im Frühjahre 1899 merkte, daß sie in besonderer Weise beobachtet werde; man beleidigte sie auch bisweilen. Die Zeichen merkte sie zum erstenmal einige Monate später in X-Burg, wohin sie ihren Geliebten begleitet hatte. Sie kehrte nach Stockholm zurück in der Hoffnung, daß die Zeichen da nicht bekannt seien; aber sie entdeckte diese auch dort bald. Im Februar 1900 brachen sie von allen Seiten über sie herein, so daß sie sich gar nicht wehren konnte. — Einige Jahre vorher war sie von einem schweren Erlebnis getroffen worden, das ihren sonst frohen Lebensmut gebrochen hatte. Sie litt noch daran in jener Zeit. Sonst war ihre Stimmung nicht gedrückt. Sie war früher durchaus heiter und nie stärkeren Schwankungen unterworfen gewesen.

Körperlich ist sie, abgesehen von der Struma, gesund gewesen. Diese merkte sie zuerst 1906. Sie litt im Frühlinge an Halsschmerzen, behandelte diese mit Embrokation und glaubte, die Struma sei davon gekommen. Diese wurde eine Zeitlang ohne Effekt mit Jod behandelt. Puls damals 80—85; selten über 90. Kein Exophthalmus. 1907 die Füße bisweilen ein wenig angeschwollen; doch nicht so viel, daß sie sich darüber beunruhigte. Vom Frühlinge 1909 hat sie Herzklopfen, hatte Schwierigkeit, auf der rechten Seite zu liegen.

Die Menses waren früher regelmäßig. Gewöhnlich stellten sich Kopfschmerzen den Tag vorher ein, welche sie aber nicht an der Arbeit hinderten. 1903 schwache Blutung während 2 Wochen, die von selbst aufhörte; nach dieser Zeit zu viel, 4—5 Tage, aber sonst keine Störung. 1908 ununterbrochene Blutungen von März an. Am 10. Juni wurde der Uterus und das linke Ovarium weggeschnitten; seitdem keine Störungen.

Über ihre Heredität hat die Patientin viel zu erzählen, wovon ich nur das Wichtigste erwähne. Ihr Großvater väterlicherseits war der uneheliche Sohn eines damals unter dem Namen „der tolle X." bekannten Grafen. Vor der Ehe hatte der Großvater Kinder mit sieben jungen Mädchen gehabt. In seiner Ehe wurde laut einer alten Beschreibung „eine Anzahl Kinder" geboren. „Im vorgeschrittenem Alter," heißt es weiter in der Beschreibung, „wurde er so von Hypochondrie geplagt, daß er zeitweise nicht bei Verstand zu sein schien." Der Vater der Patientin war die Frucht einer zufälligen Verbindung mit einem Bauernmädchen. Er war ein tüchtiger und begabter, aber sehr sonderbarer Mensch. Sein lohnendes Geschäft eines Uhrmachers gab er auf, um mehrere Zeitungen zu gründen, von

welchen wenigstens eine bedeutend wurde. Immer massenhafte Projekte, deren nur wenige zur Ausführung kamen. Er richtete z. B. eine „hygienische" Bäckerei ein, arbeitete viele Jahre auf einem Wagen, der auf Schienen gehen sollte, welche er selbst automatisch vor sich hinlegte; nahm unzählige Patente auf die verschiedensten Sachen. Die meisten waren verrückt. So erfand er z. B. einen Erfrischungsapparat für das Militär: — von einer Gummiblase zwischen dem Fuße und der Sohle gingen Schläuche zum Kopfe, aus welchen bei jedem Schritt ein Luftstrom ins Gesicht geblasen wurde. Sein letztes Patent war eine neue Methode, die wollene Bettdecke über den Kopf zu ziehen. Er querulierte mit allen Menschen und lag immer in Prozessen. Davon wurde er doch etwas zurückgebracht, als er einmal sehr nahe daran war, wegen Meineides verurteilt zu werden.

Sämtliche Halbgeschwister des Vaters waren eigentümliche, verschlossene Menschen. Einer z. B. war ein sehr begabter Mann, aber menschenfeindlich, abenteuerlich, ein pathologischer Lügner und oft in Preßprozesse verwickelt. Ein anderer, der noch lebt, ist notorischer Querulant. Eine, die als Schriftstellerin berühmt wurde, konnte als Kind die Wirklichkeit nicht von der Phantasie trennen; sie kam nach Hause und erzählte selbsterfundene Erlebnisse, an welche sie fest glaubte. Eine andere litt am Zwange, immer mit der Ringbahn herumzufahren; sie stürzte sich schließlich aus dem Zuge und starb. Noch eine andere wurde wegen Geisteskrankheit interniert und starb in der Irrenanstalt.

Mütterlicherseits nichts zu bemerken. Die Mutter ist mit 80 Jahren bei besten geistigen und körperlichen Kräften.

Von den zwölf Geschwistern der Patientin sind fünf früh gestorben. Alle die übrigen mehr oder weniger nervös belastet. Ein Bruder leidet seit Jahren an einer Aphonie; er bildet sich ein, verfolgt zu sein. Eine Schwester leidet an Phobien (Angst vor Finnen, vor Tee, Staub usw.). Zwei Schwestern haben tiefe Persönlichkeitsumwandlungen durchgemacht. Die eine war in der Jugend eine kalte, rücksichtslose Natur, hat sich glücklich verheiratet und kommt sich jetzt wie eine Heilige vor, die schon in einer andern Welt lebt, ist Theosophin, Vegetarianerin usw. Auch bei den Kindern der Geschwister sind nervöse Krankheiten und Eigentümlichkeiten gewöhnlich. Einer, ein junger Neurastheniker, wollte seine Mutter töten, weil sie Kinder geboren hatte, obwohl sie wußte, daß sie zu einer tief degenerierten Familie gehörte. — Prozesse sind mehrmals innerhalb der Familie vorgekommen.

Was jetzt den Status betrifft, so ist die Patientin von mittlerer Größe und zeigt, abgesehen von angewachsenen Ohrläppchen, in ihrem Äußeren nichts Abnormes. Keine männlichen Züge. Die oben erwähnte Struma ist linksseitig und so groß wie ein kleiner Apfel. Das Herz von normaler Größe. Töne rein; Puls 90. Keine Stigmata. Schlaf gut.

Geistig ist ein unruhig gespannter Ausdruck am meisten auffallend; er beherrscht das ganze Auftreten, die Gesichtszüge und besonders den Blick. Das intellektuelle Vermögen ist ausgezeichnet. Wenn sie spricht, kommen die Gedanken in streng logischer Ordnung. Die Patientin ist

ohne Zweifel sehr begabt und ihr Urteil über Dinge, die außerhalb der Wahnvorstellungen liegen, vortrefflich. Die Beziehungs- und Verfolgungsideen sind in der Anamnese besprochen. Was die Frage von Größenideen betrifft, ist zu bemerken, daß die Patientin sowohl als Lehrerin wie Journalistin ungewöhnlich geschätzt worden ist; das Selbstgefühl ist über die natürlichen Grenzen hinausgewachsen.

Abgesehen von der Empörung, welche oft die Erzählung von der Verfolgung begleitet, zeigt die Affektivität keine Eigentümlichkeit.

Die Patientin hat ununterbrochen ihre Arbeit ausführen können. Ihre Handlungen sind nur in der Weise von der Krankheit beeinflußt worden, daß sie ihre Nächsten und Vorgesetzten mit Klagen belästigt hat.

* * *

Schon nach dieser Übersicht möchte die Feststellung der Diagnose möglich sein. Wenn ich den Fall als eine chronische Paranoia auffasse, habe ich den von Kraepelin[1]) umgrenzten Begriff im Auge. Der zentrale Punkt seiner Charakterisierung liegt in folgenden Worten:

„Anderseits aber gibt es ohne Zweifel eine Gruppe von Fällen, bei denen die Wahnvorstellungen, wenn auch nicht das einzige, so doch das bei weitem hervorstechendste Krankheitszeichen bilden. Hier pflegt sich ganz langsam ein dauerndes, unerschütterliches Wahnsystem bei vollkommener Erhaltung der Klarheit wie der Ordnung im Denken, Wollen und Handeln herauszuentwickeln. Diese Formen sind es, denen ich die Bezeichnung der Paranoia vorbehalten möchte. Sie führen mit Notwendigkeit zu einer tiefgreifenden Umwandlung der gesamten Lebensanschauung, zu einer ‚Verrückung' des Standpunktes, welchen der Kranke gegenüber den Personen und Ereignissen seiner Umgebung einnimmt."

Die Langsamkeit der Entwicklung wird stark betont. Hier scheint das Verfolgungssystem schon nach etwa drei Viertel Jahren fertig zu sein. Zu bemerken ist aber doch, daß es sich stetig in den folgenden Jahren weiter entwickelte. Die Unerschütterlichkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Es ging immer mit allen tatsächlichen Aufklärungen über ihre Irrtümer auf dieselbe Weise wie mit dem hier erwähnten Briefe: — im ersten Augenblick erregten sie wohl ihr Erstaunen; schon im nächsten waren sie aber vom System verschlungen. „Das beweist nichts; alle die übrigen Beweise sind zu fest etc." Das System ging seinen Weg über alle Aufklärungen hinweg mit der organischen Notwendigkeit eines Karzinoms. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß jeder Versuch eines Widerspruches meinerseits nicht nur vollständig fruchtlos geblieben wäre, sondern auch den Weg für weitere Behandlung verschlossen hätte.

[1]) Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie.

Was die übrigen Merkmale der Paranoia anbelangt, so halten sich die Größenideen nach Kraepelin oft im Rahmen eines stark erhöhten Selbstgefühls. So war es hier der Fall. — Die Bedeutung der Halluzinationen bei der Wahnbildung wird von ihm nicht hoch angeschlagen. Diese vollzieht sich hauptsächlich durch krankhafte Auslegung wirklicher Erlebnisse, vor allem durch Erinnerungsfälschungen. „Weit seltener ——— sind eigentliche Sinnestäuschungen." Wie später an den Tag kommen wird, war vieles auf Erinnerungsfälschungen basiert. Daß Illusionen täglich vorgekommen sind, möchte unzweifelhaft sein. Wahrscheinlich hat die Patientin wohl oft, wie in dem Falle, wo sie von der Nichte kontrolliert wurde, die Zungenbewegungen halluziniert.

Durch die begriffliche Abgrenzung Kraepelins werden zuerst alle Fälle ausgeschlossen, die mit deutlicher geistiger Schwäche verbunden sind, und dann alle, wo die Störungen des Gefühlslebens prädominieren. Die Differentialdiagnose gilt mit anderen Worten der Dementia paranoides und manisch-depressivem Irresein.

Die erste Abgrenzung hat hier keine Diskussion nötig. Nirgends ließ sich ein Mangel an Koordination und Planmäßigkeit im Denken, Handeln und Wollen der Patientin aufspüren. Sowohl ihre Leistungs- wie Genußfähigkeit war nur in dem Maße beeinträchtigt, als ihr Leben überhaupt von den krankhaften Ideen beeinflußt war.

Die zweite Abgrenzung würde beinahe ebenso leicht sein, wenn ich ausschließlich das System Kraepelins in Betracht zöge. Die gedrückte Stimmung infolge trauriger Erlebnisse, welche der Krankheit einige Jahre vorausgegangen waren, möchte nicht mit der depressiven Periode einer Psychose verwechselt werden können, besonders da die Patientin keine Neigung zu Stimmungsanomalie früher gezeigt und niemals etwas Ähnliches wie jetzt erlebt hatte. — Ich kann aber nicht vollständig an der lebhaften Diskussion an diesem Punkte in Kraepelins Paranoiabegriff vorbeigehen. Durch die Untersuchungen über die Bedeutung des Gefühlslebens für die Wahnbildung ist die Grenze zum manisch-depressiven Irresein gelockert worden. Man hat gemeint, daß die intellektuelle Verrückung sich immer aus einer Verrückung des Gefühlslebens entwickelt. „Die Paranoiafrage in ihrer neuen Gestalt ist also eine affektpsychologische Frage," sagt Gadelius[1]). Für ihn

[1]) Gadelius, Paranoia och paranoida tillstånd (Paranoia und paranoide Zustände). — Tidskrift för nordisk retsmedicin og psychiatri. G. Aarg. Heft 1, Kristiania 1910.

ist die diagnostische Hauptsache, zu entscheiden, aus welchem Affekte die Krankheit sich anfänglich entwickelt hat; aus einer erhöhten oder deprimierten Stimmung, von welcher das Vorstellungsleben beeinflußt worden ist, oder aus Mißtrauen (Sandberg) und gespannter Erwartung (Linke), die es allmählich auf ein falsches Geleise geschoben haben. Specht[1]) sucht überhaupt die Paranoia im manisch-depressiven Irresein aufgehen zu lassen; er meint, daß die Verfolgungsideen sich immer aus einer Depression, die Größenideen aus einer Exaltation entwickeln. Persönlich glaube ich, daß Bleuler[2]) in seiner Kritik über diese Bestrebungen recht hat und daß kein bestimmter Affekt beim Entstehen der Paranoia maßgebend ist. Soweit ich habe finden können, würden die Vertreter der anderen Ansichten einen Fall wie diesen zu Paranoia rechnen — wenn sie nicht überhaupt den Begriff aus der Welt schaffen wollen.

Differentialdiagnostisch kommen noch zwei Krankheiten in Betracht. Wie bekannt, hat Friedmann[3]) unter dem Titel „Milde Paranoiaformen" Zustände beschrieben, die er folgendermaßen charakterisiert: — Geraten diese — d. h. Personen, die von Natur sensibel, eigensinnig und exaltiert sind — unter einen stärkeren äußeren Konflikt — so entwickelt sich im Laufe einer Reihe von Monaten oder auch noch langsamer ein Wahnsystem, das sich mit den Ursachen oder den Folgen jener Schädigung beschäftigt und bei welchem bestimmte Personen beschuldigt werden, welches sich aber ausschließlich auf diese einzige Gedankenkette beschränkt. Was noch hinzutritt, das ist ein ebenfalls beschränkter Beobachtungswahn; dagegen haben in allen Fällen die Halluzinationen gefehlt. — Nach einer Zeit der Blüte, welche 1—2 Jahre dauert, verblaßt der Affekt sehr deutlich, die Patienten gewinnen ihre Ruhe wieder und sprechen selten mehr von der ganzen Sache. Doch haben sie ihren Wahn nicht korrigiert, sie verheimlichen ihn auch keineswegs, sondern halten seine Realität noch eigensinnig aufrecht. Indessen kommt in den echten Fällen nichts mehr hinzu und die Personen sind im praktischen Sinne als geheilt zu betrachten. Ziemlich gleichmäßig beansprucht dieser ganze Verlauf den Zeitraum von 2—3, meist $2^1/_2$ Jahren. — Sowohl die Ausbreitung des Wahns, die lange Zeit, in welcher er das Leben der Patienten beherrscht, wie vor allem der vollständige Mangel an Heilungstendenz im Sinne Friedmanns, macht es unmöglich, hier für den Fall einen Platz zu finden.

---

[1]) Specht, Über die klinische Kardinalfrage der Paranoia. Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie. Halle 1906.

[2]) Bleuler, Affektivität, Suggestibilität, Paranoia. Halle 1906.

[3]) M. Friedmann, Beiträge zur Lehre von der Paranoia. Monatschrift für Psychiatrie und Neurologie, 1905.

Es wäre überflüssig, hier an die Diagnose Hysterie zu denken[1]), wenn diese nicht, wie bekannt, als eine allgemeine Einwendung gegen die Psychotherapie gebraucht wird. Hier würde man sagen können: — wie ihre Geschwister leidet die Patientin von Anfang an Hysterie, die ganze Geschichte ist nur eine sonderbare Erscheinungsform dieser Krankheit, ein Bruder scheint ja sogar an etwas Ähnlichem gelitten zu haben. Man würde auf die querulierenden Tendenzen in der Familie hinweisen können und einerseits die Beziehungen zwischen der Krankheit und dem Querulantenwahn, anderseits jene zwischen dem Querulantenwahn und der Hysterie hervorheben. Dieses um so mehr, als Heilbronner[2]) diese letzte Frage neulich behandelt hat. Auf zwei Fälle gestützt, in welchen die Krankheit sich auf hysterischem Boden entwickelt hatte, sucht er den Querulantenwahn von der Paranoia Kraepelins zu trennen. Der eine Fall ist hier nicht von Interesse, den andern möchte ich kurz erwähnen.

Eine unverheiratete Hysterika von 43 Jahren, die sich nach schweren Zänkereien von ihrer Familie getrennt hatte, wurde eine Zeitlang von einem Arzte behandelt. Als dieser sich verlobte, fing sie an, ihn in der gröbsten Weise sexueller Attentate usw. zu beschuldigen, zog ihn vor Gericht, und da sie in allen Instanzen verlor, beschuldigte sie die Richter und andere mit ihm in Verbindung zu stehen, bis sie endlich interniert wurde. Die Krankheit bestand seit 8 Jahren. Der Wahn war durch die ganze Zeit auf den Arzt und jene, die mit ihm in unmittelbare Berührung gekommen waren, begrenzt.

Gegen die Diagnose Hysterie will ich folgendes hervorheben. Erstens habe ich hier keine frühere Hysterie konstatieren können; die Patientin ist tatsächlich, wie ich von ihrer Nichte gehört habe, bis zum Ausbruche der Krankheit als die normalste in der Familie betrachtet worden. Zweitens scheint mir ein sehr wichtiger Unterschied zu sein zwischen einem Wahne, welcher so wie im Falle Heilbronners begrenzt bleibt, und einem, der alle Grenzen überschwemmt. Drittens will ich schon hier erwähnen, daß die folgende Untersuchung überraschende Beziehungen zur Hysterie an den Tag bringen wird; aber gleichzeitig wird sich auch eine besondere Abzweigung davon zur

[1]) Das Problem der hysterischen Paranoia erscheint diskutabel. Vgl. Jung, The Association Method. Letures delivered at the XX, Anniv. of Clerk University. Worcester M. 1910.

Anmerkung der Redaktion.

[2]) Heilbronner, Hysterie und Querulantenwahn. Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie. Oktober 1907.

paranoischen Entwicklung zeigen. Viertens: — wenn man diesen Fall als Hysterie bezeichnete, würde die Hysterie hier in sonderbarer Weise eine Paranoia vorgetäuscht haben. Aber zu sagen, daß eine funktionelle Krankheit eine andere funktionelle Krankheit vortäuscht, ist das nicht ein Streit mit Worten? —

Endlich muß ich hier die Frage von der Unheilbarkeit der Paranoia streifen. Viele, wie Kraepelin selbst, haben diese als ein Charaksteristikum in den Begriff aufgenommen. Man sollte da wenigstens Spontanunheilbarkeit sagen, um nicht alle Gedanken an die Möglichkeit einer Therapie auszuschließen. Die eitrige Peritonitis heilt nicht spontan; eine Operation kann aber gelingen.

Es gibt aber auch Forscher, die vor einer zu dogmatischen Auffassung warnen.

So sagt Thomsen[1]): — „Wenn man sich nur die allerchronischsten Fälle der Pflegeanstalten aussucht, dann läßt sich das Dogma der Unheilbarkeit einigermaßen festhalten, obwohl auch unter diesen Voraussetzungen seltene Fälle völliger Heilung langjähriger typischer Paranoiafälle bekannt sind.“ Und Jolly meint, daß zu den natürlichen Grenzen des Paranoiabegriffes „sicher nicht die Unheilbarkeit, wenigstens nicht die Unheilkarbeit der Wahnideen“ gehört.

Wenn man aber versucht, in der Literatur völlig geheilte Fälle zu finden, so scheinen diese nicht zahlreich zu sein. In der sehr gründlichen Dissertation Petréns[2]), wo aus der deutschen, französischen, englischen, italienischen, holländischen und skandinavischen Literatur alle Fälle von vieljährigen geheilten Psychosen zusammengestellt sind, gibt es eigentlich nur einen Fall, der hier von Interesse ist. In einem andern (von Paris beschrieben, 1898) sind die anamnestischen Angaben zu spärlich, um eine paranoide Form des manisch-depressiven Irreseins mit Sicherheit ausschließen zu können. In noch einem andern sehr merkwürdigen Falle (von Keay beschrieben, 1891) erfährt man zwar, daß die Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen verschwanden, man bekommt aber keinen Aufschluß über den psychischen Zustand im übrigen; auch sind die katamnestischen Angaben gar zu spärlich. Der zurückbleibende Fall ist 1896 von van Deventer veröffentlicht und hat so viele Berührungspunkte mit dem unsrigen, daß ich ihn vollständig nach Petrén wiedergeben muß:

---

[1]) R. Thomsen, Wahnbildung und Paranoia. Medizinische Klinik. August 1908.

[2]) A. Petrén, Über Spätheilung von Psychosen. Stockholm 1908.

„Er betrifft eine 45jährige Frau, die intellektuell hervorragend entwickelt, aber von einem sehr empfindlichen Temperament war. Ihre Mutter und Schwester waren beide ziemlich nervös. Selbst hatte sie im Alter von 12 Jahren eine Gehirnkrankheit durchgemacht, von der sie jedoch vollkommen genas. Sie hatte stets ein stilles und eingezogenes Leben geführt und war in des Wortes voller Bedeutung ein braver Mensch. Im Alter von 22 Jahren litt sie lange an hochgradiger Schlaflosigkeit, durch Bandwurm verursacht; nachdem sie von diesem befreit worden war, kehrte zwar wieder der Schlaf zurück, es entwickelte sich indessen allmählich und unmerklich eine gewisse Unbeständigkeit und Reizbarkeit. Patientin klagte über die Einförmigkeit der Straße, in der sie wohnte, und wünschte Veränderung zu einem bewegteren Leben. Auf ihren dringenden Wunsch wurde eine andere Wohnung gemietet und der frühere Hauswirt erhielt Schadenersatz. Gleich darauf fühlte Patientin indessen Reue darüber, daß sie in ihrem überspannten Zustand den Umzug durchgesetzt hatte, schämte sich aber, mit jemand darüber zu sprechen. Um ihre Familie nicht betrübt zu machen, bemühte sie sich, sich in sich selbst zu verschließen, genau darauf achtgebend, ob die Umgebung ihr etwas anmerkte. Dann meinte sie, daß diese ihr gegenüber ein verändertes Benehmen zeigte, und es entwickelte sich ein krankhafter Argwohn; indem die Überzeugung in ihr immer stärker wurde, daß sie verhöhnt und belächelt werde, und daß verschiedene Personen sich verschworen hätten, ihren guten Namen und Ruf zu beflecken. Diese Wahnvorstellungen nehmen — soweit es nach den spärlichen Äußerungen der Patientin zu beurteilen möglich war — seit ihrem 30. Jahre langsam fast unmerklich an Intensität zu. Nach einiger Zeit begann sie ferner darüber zu klagen, daß ihre früheren Bekannten auf der Straße an ihr vorbeigingen, ohne zu grüßen. Tag und Nacht grübelte sie darüber nach, wer ihre Verfolger sein könnten, da sie nie etwas Böses getan hatte. Zufällig erfuhr sie, daß die Personen, denen sie auf der Straße begegnete und die sie nicht wiedererkennen wollten, mit ihrem früheren Wirt in Verbindung standen und Mitglieder derselben Genossenschaft waren. Da ging ihr plötzlich ein Licht auf und sie begriff nun, daß sie ein Opfer des Hasses des früheren Hauswirts war, weil sie sein Haus in Mißkredit gebracht hatte. Von diesem Augenblicke an fühlte sie sich niedergeschlagen und konnte nicht mehr froh und lebenslustig sein. Sie bemerkte allerhand Zeichen, woraus hervorging, daß der fragliche Hauswirt sie und ihre Familie auf allerhand Weise an den Pranger zu stellen versuchte. Wenn jemand ihrer Bekannten in ihrer Gegenwart etwas äußerte, verstand sie sofort, daß es sich auf sie bezog und daß es von ihrem Verfolger gekommen war. Von dieser Zeit an merkte sie auch, daß Personen, die ihr auf der Straße begegneten, ihr Grimassen schnitten und sie dabei höhnisch ansahen. Schließlich wurde sie auf der Straße, ja von den Dächern herab, aller möglichen Schändlichkeiten bezichtigt und überall schrie man laut, daß sie ein ausschweifendes Leben geführt habe, so daß sie, wie sie sich ausdrückte, in ihrer Ratlosigkeit nahe daran war, wahnsinnig zu werden. Sie wurde auf alle Weise gepeinigt und gemartert, in natürlicher und unnatürlicher Weise, körperlich und geistig, so daß sie schließlich ganz un-

empfindlich wurde; schwärende Finger, monatelanger Husten, schlaflose Nächte, Erbrechen, Jucken, Schweiße, Rückenschmerzen u. dgl. gehörten zu ihren ständigen Leiden. Je mehr sie litt, desto mehr amüsierten sich ihre Verfolger und deren Anhänger mit Gesang, Musik und Tanz. Sie wurde von diesen der unsittlichsten Handlungen bezichtigt, wurde vom Gerichte, ohne gehört zu sein, verurteilt, und es wurde dabei beschlossen, daß sie zum warnenden Beispiel für andere bestraft werden sollte; dazu trugen sich draußen vor ihrer Wohnung täglich die schändlichsten und unsittlichsten Handlungen zu. Schließlich wurde Anstaltspflege notwendig, da sie auch die Wahnidee bekam, daß das Essen vergiftet sei und sie sich deshalb weigerte, zu essen. In die Irrenanstalt überführt, zeigte Patientin sich hier unruhig und jammerte laut, lag unter der Decke, die Hände vor das Gesicht geschlagen, weigerte sich anfangs zu essen und zeigte Suizidtendenzen. Sie behauptete, daß man auch hier in der Anstalt sie auf allerhand Weise peinigte, und glaubte, daß auch ihre Familie hier aufgenommen sei, um gleichfalls derselben unmenschlichen Behandlung unterzogen zu werden. Die Briefe, die die Familie ihr sandte, um sie von dem Gegenteil zu überzeugen, hielt sie für von ihren Feinden geschrieben, um sie auf eine falsche Spur zu bringen. Tag und Nacht wurde sie von Stimmen geplagt und mußte die schändlichsten und unsittlichsten Reden anhören, obwohl sie rein und vollkommen unschuldig war, ein Vorbild für andere. Auf Verlangen ihrer Verfolger wurde sie ohne Erbarmen von den Wärterinnen mit Spott und Hohn behandelt und wurden ihr von ihnen unsägliche Qualen verursacht; sie kamen mit den gröbsten Schimpfwörtern, setzten ihr das schlechteste Essen vor, gaben ihr schädliche Stoffe ein, peinigten ihren Körper mit Insekten und quälten sie auf die schändlichste Weise, während ihre Mitpatienten dagegen mit Geduld und aufopfernder Liebe gepflegt wurden und eine außerordentliche Fürsorge genossen. Und doch wollten sie sie zwingen, freundlich zu sein und sich wie ein Hund zu benehmen, der die Hand leckt, die ihn mit Schmutz beworfen. Ein Buch über Krankenpflege, das eine der Wärterinnen auf dem Tische hatte liegen lassen, erregte ihre tiefe Entrüstung und sie glaubte, daß das Buch dahin gelegt war, damit sie einen Blick hineinwerfen und dann so unsittlicher Handlungen beschuldigt werden sollte, daß sie sich darüber nicht äußern könnte.

Während der ersten Zeit des Anstaltaufenthalts war Patientin verschlossen und einsilbig, gab kurze und mürrische Antworten, ließ sich nur ausnahmsweise über die sie beherrschenden Wahnvorstellungen aus; aus ihren Äußerungen ging aber hervor, daß sie alles, was in ihrer Umgebung geschah, mit ihrem Zustande in Zusammenhang brachte; jeder Blick, jede Bewegung und Gebärde, Notizen in den Zeitungen usw. waren Anspielungen. Schließlich erklärte sie, daß sie fortan nur der Zeichensprache sich bedienen und ihre Gedanken zu Papier bringen wolle, damit ihre Worte nicht falsch ausgelegt werden könnten. Wenn ihre Familie ihr sagte, daß sie unrecht habe, erwiderte sie, daß sie sich irren könnten, wie Koch es bezüglich des Tuberkulins getan habe.

Nach $1\frac{1}{2}$jährigem Aufenthalte in der Anstalt wurde Patientin zugänglicher und gesprächiger und begann allmählich sich mit Lesen und

Handarbeit zu beschäftigen; sie sagte, sie würde nicht mehr so sehr gepeinigt, zeigte sich indessen unfreundlich und mürrisch, sprach in gebieterischem Tone, beklagte sich über schlechte Behandlung und machte, wenn man sie ansprach, abwehrende Bewegungen. Sie schlief indessen gut und hatte guten Appetit, so daß ihr Ernährungszustand sich besserte. Einige Monate später bemerkte Patientin spontan, daß sie möglicherweise sich geirrt haben könnte; ihr Zusammensein mit den anderen Patienten habe sie auf andere Gedanken gebracht. Dann wurde sie mehr und mehr gesellig, war dankbar, zufrieden und dienstfertig und zeigte vollständige Krankheitseinsicht; sie wünschte indessen durchaus nicht, eher entlassen zu werden, als bis ihre früheren Wahnvorstellungen, Erzeugnisse eines kranken Gehirns, vollständig verschwunden wären.

Über ihre Krankheit befragt, gab Patientin an, daß sie anfangs in der Vorstellung lebte, daß die Hinrichtungen, die vor ihrer Aufnahme auf der Straße vor ihrer Wohnung stattfanden, hier fortgesetzt werden sollten; ihre Umgebung hielt sie für Komödianten, die nur Spott mit ihr trieben, um sie als ein warnendes Beispiel für andere hinzustellen. Sie stand bisweilen stundenlang stumm vor Erstaunen über alle die Gräßlichkeiten, die sie mit ansehen mußte, und begriff nicht, wie man monatelang sie, einen vollkommen unschuldigen Menschen, der Sittenlosigkeit bezichtigen konnte. Die Vermutung begann bei ihr Eingang zu gewinnen, daß man sie eingesperrt habe, um ihre Schönheit zu verbergen, damit sie die der anderen nicht in den Schatten stelle und damit sie, eine Frau mit fortgeschrittenen Ansichten, nicht dem männlichen Geschlechte Abbruch tun solle. Doch hatten diese Gedanken nicht lange Bestand. Als sie 1 Jahr in der Anstalt gewesen war, begann sie mehr acht auf ihre Umgebung zu geben und bemerkte nun, wie ihre Mitpatienten von Stimmen und Lauten redeten, die offenbar nur in ihrer Einbildung vorhanden waren, und da begriff sie, daß sie sich in einer Krankenanstalt befand. Hiernach stellte sie genauere Studien über ihre Mitpatienten an und sah nun ein, daß auch sie selbst unter dem Einflusse von Sinnestäuschungen und krankhaften Einbildungen gestanden hatte; die freundliche Gesinnung ihrer Umgebung brachte sie dann schließlich dahin, sich selbst als Patientin zu betrachten. Nachdem sie mehr als 1 Jahr stumm gewesen war und nur im größten Notfalle Wünsche geäußert hatte, begann sie dann etwas mehr zu sprechen, wenn auch anfangs widerwillig, und sie begann auch von dem freundlichen Wohlwollen, das sie täglich erfuhr, Notiz zu nehmen und sich dafür empfänglich zu zeigen. Anfangs beherrschte sie noch ein Gefühl des Unwillens, der Empörung und des Zweifels daran, daß sie, ein Mensch mit gesunder Vernunft, der nichts ohne Beweis annahm und der nicht abergläubig war, hatte krank werden, nicht die Herrschaft über sich behalten können, um sich selbst und anderen Leiden zu ersparen. War wirklich alles Einbildung, fragte sie sich oft, war es nicht ein Übelwollender, der aus Haß sie peinigte? Doch die Krankheit der anderen Patienten, die Liebe, die sie erfuhr, bewiesen ihr stets das Gegenteil.

Nach 2jährigem Anstaltsaufenthalte wurde Patientin dann als genesen entlassen."

Gegen diesen Fall ist nichts anderes einzuwenden, als daß es schade ist, daß er nicht näher untersucht wurde. Man versteht von der Beschreibung weder, wie die Patientin krank, noch, wie sie gesund geworden ist.

II. Die Behandlung.

Nur wenige Stimmen haben sich in der Literatur für die Möglichkeit einer psychischen Paranoiatherapie erhoben und keine, soweit ich habe finden können, für eine radikale. Die Anstaltsärzte haben von jedem Gedanken in dieser Richtung Abstand genommen und die Repräsentanten der verschiedenen psychotherapeutischen Schulen haben sich ihnen in diesem Punkte angeschlossen; ebenso die Hypnotiseure.

Auch die, welche den Wert der Hypnotherapie bei den sonstigen Geisteskrankheiten hoch schätzen, wie z. B. Voisin[1]) und Geijerstamm[2]), haben von der Paranoia nichts zu sagen.

Rentergehm[3]) spricht unter dem Titel „Systematisierter Wahn" von zwölf behandelten Fällen; in zwei „leichte oder übergehende Besserung", in einem „wesentliche oder dauernde Besserung", in keinem Heilung. Keine näheren Angaben. In der „New York Psychiatrical Society" wurde die Frage 1907 diskutiert. August Hoch[4]) trat für die Möglichkeit einer Paronoiatherapie ein und belegte seine Auffassung mit einigen Fällen. Er meinte, daß die Paranoia durch Konflikte und unhygienische Behandlung von diesen entstände und daß Hilfe möglich sei, wenn man gleich am Anfange an die Wurzel ginge und dem Kranken den Ursprung seiner Ideen auseinandersetzte und ihn in gesunde geistige Gewohnheiten einübte. Auf alle Fälle konnte man natürlich nicht einwirken. In der Diskussion teilte nur Jelliffe seine Auffassung. Die übrigen meinten, daß Hochs Fälle nicht echte Paranoia wären, sondern paranoide Zustände in anderen Krankheiten.

Auch von den Psychoanalytikern sind bisher keine Versuche in dieser Richtung veröffentlicht. Auf ihre wissenschaftlichen Untersuchungen über Paranoia werde ich später mehrmals zurückkommen.

* * *

[1]) Voisin, Emploi de la suggestion hypnotique dans certains formes d'alienation mental. Paris 1897.

[2]) Geijerstam, Kan hypnotismen få någon betydelse i sinnessjukdomarnas terapi. Hygiea 1910.

[3]) Rentergehm, Dritter Bericht über die in der psychotherapeutischen Klinik in Amsterdam erhaltenen Resultate während den Jahren 1893—1898. Zeitschrift für Hypnotismus, Bd. VIII.

[4]) Hoch, The psychol. med. rec. N. Y. 1907.

Da die Paranoia im allgemeinen als eine funktionelle Krankheit aufgefaßt wird — somatische Veränderungen sind wenigstens bisher nicht nachgewiesen — so kann die Möglichkeit einer kausalen, psychischen Therapie nicht ohne weiteres in Abrede gestellt werden.

Im täglichen Leben wechseln immer psychische Synthesen und Analysen. Immer strömen uns neue Eindrücke zu, die sich mit den früheren verbinden, und immer lösen sich solche Verbindungen, um neuen Platz zu machen. Gibt man genau acht, so findet man leicht, daß die neuen Eindrücke einen sehr verschiedenen Lebenswert haben. Einige gleiten an uns flüchtig vorüber und lassen höchstens eine Erinnerungsspur zurück; andere prägen sich tief ein und werden zu lebendigen Kräften, zu Suggestionen, welche auf unsere Weise zu sehen und zu handeln Einfluß üben.

Bei der suggestiven Behandlung merkt man oft, daß die Widerstände, welche die Krankheit gegen diese neuen psychischen Kräfte mobil macht, zu stark sind: — alles scheint beim alten zu bleiben. Hier fängt die große Schwierigkeit der Suggestionsbehandlung an, die überwunden werden muß. Methodisch geschieht das so, daß man unbemerkt im Unbewußten Gedankenkeime aussät, welche, langsam wachsend, zum Bewußtsein emporsteigen und sich als Suggestionen realisieren. Das kann sich über Monate oder Jahre erstrecken. Es ist zwar sozusagen töricht, ein Verfolgungssystem mit Widerspruch — in Hypnose oder im Wachen, das ist einerlei — überwältigen zu wollen. Es ist aber nicht ebenso töricht, im Unbewußten eines Paranoikers unaufhörlich Zweifel einzupflanzen, ohne daß er etwas davon merkt. Einmal glaubten die Menschen auch an den Einfluß der Sterne ebenso fest, wie irgend ein Paranoiker an sein System glaubt; gelang es nicht der wissenschaftlichen Aufklärung, allmählich diesen Wahn zu zerstören?

Gegen diesen letzten Vergleich wendet man ein, daß ein paranoisches Wahnsystem doch in seinem Wesen etwas anderes ist als ein durch mangelhafte Beobachtungen entstandener Irrtum. Der Einwand scheint mir ganz richtig. Beim Erbauen des Wahnsystems spielen ohne Zweifel viele von der Freudschen Schule entdeckte Mechanismen eine große Rolle. Diese haben innere Widerstände von ganz besonderer Art geschaffen. Ohne Zweifel können diese so stark sein, daß sie unter keinen Umständen von Suggestionen durchbrochen werden können. Die Behandlung muß dann die analytische Auflösung derselben erzielen. Je tiefer im Unbewußten die Krankheit steht, je

stärker die Widerstände organisiert sind, um so mehr tritt die Psychoanalyse in den Vordergrund.

Diesen Prinzipien gemäß machte ich folgenden Plan der Behandlung: — zunächst das ganze Leben der Patientin in allen Einzelheiten von der frühesten Kindheit bis zum heutigen Tage durchzuarbeiten, dabei alles Falsche umzuwerten, tausend Keime des Zweifels an den Wahn auszusäen, dann allmählich die unbewußten Komplexe an den Tag zu bringen und sie aufzulösen. Diesen ganzen Vorgang darzustellen, ist natürlich unmöglich. Er umfaßt ein Gespräch von etwa 40 Stunden, das so konzentriert war, daß eigentlich jedes Wort wiederholt werden sollte. Durch einige Fragmente bekommt man aber einen Einblick in den Vorgang.

Die Behandlung fing schon beim ersten Besuche an. Die Anknüpfung des Rapportes ist vielleicht gerade das Allerschwerste in einem Falle, wo die Patientin auf Haß gegen alle Welt eingestellt ist und in jedem neuen Menschen einen neuen Verfolger sieht. Daß die Patientin sich in meinem Sprechzimmer gleich von Anfang ruhig fühlte und leicht sprechen konnte, ist eine Tatsache. Die Ursache dazu kann ich aber nicht mit Sicherheit angeben. Vielleicht hat der Empfehlungsbrief von Fräulein K. einigermaßen suggestiv eingewirkt. Das wichtigste, glaube ich doch, war, daß ich mich so vollständig wie möglich in ihre Lage einzufühlen suchte. Ich zeigte nicht den entferntesten Zweifel daran, daß sie wirklich verfolgt war, und sprach mit ihr über diese Tatsache wie über jede andere Tatsache. Ich spielte diese Rolle so vollständig, daß sie fühlte, daß sie endlich einen Menschen gefunden, der ihre Lage verstand und ihr nicht die gewöhnlichen, schwachsinnigen Einwendungen machte. Ich bekam so eine Sonderstellung, die sich teils darin zeigte, daß sie meine Worte wirklich anhörte, teils darin, daß ich nicht in die Schar der Verfolger hineingezogen wurde. Zwar erklärte sie eines der ersten Male, daß sie auch bei mir die Zeichen der Verfolgung bemerkt hätte, und es war sehr naheliegend, daß sie sich auch mit mir verfeindete; es gelang mir aber, den Verdacht im Keime zu ersticken und sie zu überzeugen, daß sie nichts zu fürchten hätte. Ich war aber nicht sicher, ob sie das nächste Mal zurückkommen würde. Die Ursache, daß sie kam, war wahrscheinlich ganz einfach die, daß es sie amüsierte, mit mir zu sprechen. Zuerst war es ihr eine Befriedigung, Verständnis zu finden, dann zog ich sie allmählich ins Gespräch. Ich zeigte ein lebhaftes Interesse für ihre Familiengeschichte, für ihre Kindheit usw. Unmerklich wurde es

ihr so zur Gewohnheit, mich jeden zweiten Tag zu besuchen. Ebenso unmerklich fing ich an ihre Erzählungen mit Worten zu unterbrechen, in welchen sie keine Absicht ahnte. Daß sie doch alle mit einer festen Planmäßigkeit suggeriert wurden, ist selbstverständlich. Allmählich machte ich kleine Auseinandersetzungen, die sie sehr interessierten. Als sie von ihren Eltern erzählt hatte, sprach ich von der Vererbung, wie ein Mensch mit einem Defekt geboren werden kann, der sein Leben tief beeinflussen kann, ohne daß er sich dessen bewußt ist. Ich gab ihr Beispiele, die sie zum Nachdenken anregten. Dann kam die Rede auf die Kindheit. Diese verlebte die Patientin in einer Kleinstadt. Sie hat eine schöne Erinnerung an die Heimat; das war ausschließlich das Verdienst der Mutter, sie machte alles um sich warm und heiter. Der Vater stand zur Familie wie ein Fremder. Seinen Projekten stand die Patientin ebenso feindlich gegenüber wie die übrige Familie. „Man gewöhnte sich daran, in dem Mann einen Eindringling zu sehen; er mischte sich unnötigerweise in alle Angelegenheiten und zerstörte mit seinen mißlungenen Plänen die Ökonomie der Familie." Und doch hatte die Patientin eine gewisse Bewunderung für die Tüchtigkeit des Vaters, für seine Phantasie und Arbeitskraft. Sie gibt zu, daß sie ihm in vielem ähnelt, vor allem in ihrem Hange nach Veränderungen; er hat auch ihre literarischen Interessen erweckt. An der Mutter ist die Patientin immer mit der wärmsten Liebe hängen geblieben. — Ich erzähle ihr von der merkwürdigen Tatsache des unbewußten Einflusses der Eltern, und wie dieser oft unerhört viel größer sein kann, als jemand ahnt, wie ein Mensch Züge oder beinahe das ganze Schicksal seines Vaters nachmachen kann, ohne es selbst zu verstehen, wie z. B. eine solche Tendenz, wie das Querulieren, sich in die Seele des Kindes einschleichen und für immer festsetzen kann usw.

Von den ersten Regungen des innern Lebens erinnert die Patientin sich einer sehr lebhaften Phantasie. Bei ihren Spielen lebte sie sich so in erdichtete Landschaften und Situationen hinein, daß es ihr oft schwer war, den Weg zur Wirklichkeit zurückzufinden. Die Stecknadeln wurden ihr leicht zu Reitern und das Nadelkissen zum Walde, durch welchen sie in der Nacht flohen. Als sie älter wurde, lebte sie in Tagträumen. Da war sie die Prinzessin im schlafenden Schlosse, die vom Prinzen erweckt wurde; — immer kam er aus der unbekannten Ferne und führte sie weit von allen Alltäglichkeiten weg. — Ähnliche Erzählungen geben mir Anlaß, von der Phantasie und von der Wirklichkeit zu sprechen und von der dringenden Notwendigkeit, die sub-

jektiven und die objektiven Werte scharf auseinanderzuhalten. Sie gibt zu, daß sie in dieser Hinsicht immer eine ähnliche Schwierigkeit wie ihre früher erwähnte Tante gehabt; aber sie meint, daß das sicher keine Rolle in ihrem Leben gespielt habe.

Das Verhältnis unter den Geschwistern war sehr gut. Besonders liebte die Patientin ihre zwei Jahre ältere Schwester. Bei ihr fand sie den Schutz, den sie so nötig hatte; denn sie war immer sehr scheu und unsicher. In der Gesellschaft verbarg sie sich hinter der Schwester und ließ sie für beide plaudern; sie nannte die Schwester ihre „Trompete". Schon früh kamen sie überein, nie zu heiraten; sie wollten sich „gegenseitig heiraten". Als sie nach Stockholm kamen — die Patientin war damals 13 Jahre — suchten sie eine Wohnung aus, wo sie als alte Jungfern leben sollten. In der Heimat verkehrten viele Knaben in ungezwungener Weise; Schwärmereien kamen wohl vor, aber waren bald wieder vergessen.

Als die Patientin 18 Jahre alt war, kam ihr großes Erlebnis. Schon früh hatte sie angefangen, mit der Schwester Zeitungen zu schreiben, die in den näheren Kreisen verbreitet wurden. Die Mystifikation der Anonymität amüsierte sie sehr. Aus Scherz rückten sie eine Heiratsannonce in eine öffentliche Zeitung ein. Eine Antwort wurde der Anfang einer Korrespondenz, die mit Unterbrechungen 20 Jahre dauerte, ohne daß die Patientin den Briefschreiber persönlich kennen lernte, obwohl er in Stockholm lebte. Ihr Verhältnis zu diesem Unbekannten war ihr Glück und seine Briefe erwartete sie mit aller Spannung und Freude der sehnsüchtigen Liebe. Sie wurde nicht nur mit der ganzen Seele an ihn gebunden; er fesselte auch in eigentümlicher Weise ihr erotisches Leben.

Ihn würde sie heiraten können; ihm würde sie sich hingeben können. Er war der Märchenprinz, von welchem sie immer geträumt. — In den Zwanzigerjahren machte sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der ihr sympathisch war und welchen sie liebte. Sie verliebte sich, aber nach 7jährigem Zweifel und innerem Streite brach sie mit ihm; sie fühlte deutlich, sie könnte sich nie vom Briefschreiber befreien, sie war mit mystischem Bande für ewig an ihn gebunden. Noch kann sie nicht von dieser Korrespondenz reden, ohne daß die Augen feucht werden, und sie betont stark, daß diese trotz allem der Inhalt ihres Lebens gewesen ist. Das Zerreißen dieses Bundes ist ihr schwerstes Erlebnis. Das geschah im Laufe einiger Jahre; mehrere Umstände spielten dabei eine Rolle. Aber nur einer war entscheidend. Als sie den Mann in ihrem 38. Jahre persönlich in einer Gesellschaft traf, verstand sie gleich, daß sie sich vollständig geirrt hatte. Das Ideal, das sie hinter den Briefen zu sehen geglaubt, existierte gar nicht

in der Wirklichkeit. Statt seiner einen ganz gewöhnlichen Menschen zu finden, der sogar in einem Liebesverhältnisse zu ihrer jüngsten Schwester stand, das war ihr ein zu harter Schlag. Sie wollte ihn nie mehr sehen. Sie fing sogar an, ihn zu hassen, und sie wurde gegen alle Welt bitter.

Bei diesem sehr wichtigen Abschnitt ihres Lebens hielt ich mich lange auf. Ich zeige ihr, wie tief dieses sonderbare Erlebnis in ihrem Wesen wurzelt, und deute an, daß dieses Wesen auch krankhafte Verschiebungen zwischen der Phantasie und der Realität würde produzieren können. Das letzte kann sie doch nicht glauben; abgesehen von der Struma ist sie ja immer gesund gewesen.

Äußerlich hatte sich ihr Leben in diesen Jahren folgendermaßen gestaltet: — nach Beendigung der Schule half sie während einigen Jahren dem Vater bei der Herausgabe seiner Zeitungen. Mit 23 Jahren bezog sie ein dreijähriges Seminar und arbeitete dann während 13 Jahren als Lehrerin, teils in Familien, teils in höheren Töchterschulen. Vom Zwange im Seminar litt sie sehr und die Arbeit als Lehrerin paßte ihr nicht. Wie früher erwähnt, wurde sie jedoch überall geschätzt. Den Platz als Vorsteherin nahm sie nicht an, weil sie nicht resignieren konnte, sich für immer dem Berufe der Lehrerin zu widmen. Als sie sich vom Briefschreiber frei gemacht hatte, fühlte sie sich stark genug, um einen entscheidenden Schritt zu unternehmen. Sie gab ihre Stellung als Lehrerin für immer auf und wurde in einer Wochenzeitung angestellt. Hier arbeitete sie während 2 Jahren und schaffte sich eine hervorragende Stellung. Ohne eigentlichs Gründe gab sie diese im Oktober 1898 auf; sie wollte nirgends gebunden sein. Bis April folgenden Jahres hatte sie zufällig Arbeit in verschiedenen Zeitungen, in einer Versicherungsanstalt und dergleichen. — Während dieser Jahre kam sie in nähere Berührung mit vielen Leuten, teils mit vornehmen Familien, wo sie Kinder unterrichtete, teils mit Lehrerkreisen, und vor allem mit den Kollegen in der Presse. Zwecks Studien besuchte sie Deutschland, England und Frankreich. Überall machte sie Bekanntschaften und fand ohne Schwierigkeit Anschluß. Sie hatte ein lebhaftes Interesse für viele Sachen, Geschichte, Politik, Literatur usw. Vor allem interessierte sie sich für die Frauenbewegung und bei jeder Gelegenheit verteidigte sie die Rechte der Frau.

Ich hebe die Bedeutung davon hervor, daß sie in allen Jahren der stärksten Entwicklung an eine Arbeit gebunden war, die ihr im Grunde nicht paßte. Ihre Unzufriedenheit in diesen Jahren hatte wohl ihre stärkste Wurzel in der sexuellen Hemmung. Hätte sie ihre Kräfte in einer Arbeit sammeln können, die ihren Wünschen und ihren Fähigkeiten entsprochen hätte, so wäre diese Unzufriedenheit einigermaßen ausgeglichen worden. Und was noch wichtiger ist: — sie hätte dann in lebendigerer Verbindung mit der äußeren Wirklichkeit gelebt. Denn eine Wirksamkeit, welche gleichzeitig den Menschen befriedigt und

den Mitmenschen nützt, ist nebst der Sexualität die stärkste Brücke zwischen dem Ich und der Welt. Auf dem Gebiete der Sexualität war sie schon von der Realität zur Phantasie zurückgetrieben, jetzt wurde sie es auch auf dem Gebiete der sozialen Wirksamkeit. Wenn die tägliche Arbeit nicht befriedigt, entschädigt man sich mit Tagträumen. Ihr schon vom Hause aus mangelhaftes Vermögen, die reellen Werte aufzufassen, wurde im Laufe der Jahre noch mehr abgestumpft. Ihre kindliche Neigung, in einer Traumwelt zu leben, wurde nie vollständig überwunden. — Daß dieses alles im Grunde richtig ist, kann sie nicht verneinen; daß es aber eine tiefere Bedeutung gehabt, glaubt sie nicht.

Im Winter 1898—1899 begann sie ein Verhältnis mit einem Herrn C., der sich geschäftlich in Stockholm befand. Sie mußte ihn wegen eines Auftrages in seinem Hotel besuchen. Schon das zweitemal fing er an, sich ihr zu nähern, und sie gab nach; — nicht weil sie ihn liebte, das bildete sie sich nicht einmal ein. Sie wollte sich als Weib ausleben und benutzte die Gelegenheit, die ihr hier in den Weg kam. Statt des Glückes, das sie verloren hatte, wollte sie wenigstens Erfahrung und Kenntnisse haben. Das war ihr Recht und sie hat es nie bereut. Im April 1899 folgte sie C. in eine Stadt auf dem Kontinente, X-burg, um da in seinem Kontor Anstellung zu nehmen. Sie blieb dort bis November, da die Geschichte zu Ende war, und kehrte dann nach Hause zurück. Schon in Stockholm merkte sie, daß man sie ausspionierte. Einmal, als sie das Hotel verlassen wollte, stellte sich ihr ein Kellner in den Weg und machte eine Grimasse. Er hatte sicher an der Tür gehorcht. Von ihm hat sich die Verfolgung unter den Kellnern verbreitet; da ist einer der schlimmsten Herde.

Als ich jetzt anfing, sie näher über die ersten Zeichen der Verfolgung auszufragen, wurde eine Sache mir klar, die ich schon früher bemerkt hatte: — sie suchte immer von den zu behandelnden Einzelheiten wegzukommen, sie konnte überhaupt keine Sache fest anschauen und sie in Gedanken festhalten, bis sie vollständig erledigt war. Wenn sie zu einem gewissen Punkte in der Erzählung gekommen war, lösten sich die Gedankenfäden auf und alles zerfaserte in Undeutlichkeit. Ich versuchte dieses zu verhindern und machte sie vielmals darauf aufmerksam. „Nein, nicht weiter, jetzt bleiben wir hier, bis wir fertig sind.“ Das irritierte sie sehr, und es war deutlich, daß ich auf einen schwachen Punkt gestoßen war; sie wurde jedesmal ärgerlich, aber ich gab nie nach. Endlich sagte sie: — „Ich kann nicht mit jener Ge-

nauigkeit denken; ich habe überhaupt nie mit dem Intellekt gedacht, sondern immer mit dem Gefühle. Wenn wir weiter kommen wollen, müssen Sie mir erlauben, auf meine Weise zu denken."

Ich erkläre ihr die absolute Notwendigkeit, mit dem Intellekt denken zu können. Wenn sie das bisher nicht gekonnt, so wäre es höchste Zeit, es zu lernen. Ich halte ihr eine längere Vorlesung über Gefühlsdenken, um ihre Begriffe klarer zu machen und beschreibe ihr, wie das Seelenleben sich entwickeln muß, wenn man nie versucht, die Gedanken von zufälligen Stimmungen und Sensationen zu reinigen, und welchen Gefahren man sich dann aussetzt. Endlich erlaubte sie mir, bei jeder Einzelheit so lange zu verweilen, bis es mir sicher schien, daß diese in ihrer Seele vollständig ausgearbeitet war. Kurz, ich mußte sie das Denken lehren. Es wurde ein mühevolles Stück Reedukation, wovon sie gern fortlaufen möchte. Wenn wir in der Erzählung weiter gehen, zwinge ich sie, jedes Ereignis wieder durchzuleben — nicht so, wie sie sich seiner erinnerte, sondern so, wie sie es durchgelebt haben würde, wenn sie damals befähigt gewesen wäre, klar und scharf zu sehen und zu denken.

Vom ersten Male, als sie die Zeichen der Verfolgung gewahr wurde, erzählt sie jetzt folgendes:

Sie sollte einem Pferderennen in X-Burg beiwohnen, um darüber in einer Zeitung zu schreiben. Auf der Reportertribüne machte sie die Bekanntschaft einer elegant gekleideten Dame, die neben ihr saß. Sie bemerkte allmählich, daß diese Dame Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit der Herren zu sein schien. Sie sah, daß der eine Herr nach dem andern ihr eigentümliche Zeichen machte, besonders kleine Bewegungen mit der Zunge. Zuerst verstand sie dieses nicht; dann wurde es ihr klar, daß die Zeichen einen verborgenen sexuellen Sinn haben mußten. Sie schied von der Dame, ohne zu wissen, wer sie war und ohne sie mehr zu treffen. — In den nächsten Tagen merkte sie mit großem Schrecken, daß die Leute auf der Straße anfingen, ihr ähnliche Zeichen zu machen.

Im Laufe des Gespräches lege ich ihr mit großer Vorsicht folgende Deutung davon vor:

„Natürlich kann es sich gerade so verhalten haben, wie Sie glauben, das will ich gar nicht verneinen. Aber es scheint mir auch möglich, daß Sie hier das Opfer eines eigentümlichen Irrtums geworden sind. Ähnliches in geringerem Grad erleben wir alle gelegentlich, aber es entzieht sich im allgemeinen unserer Beobachtung. Das Leben ist voll von Illusionen und viele Menschen bleiben immer in ihren Irrtümern stecken. Während die Erfahrungen des Heute sich über die des Gestern schichten, verlieren die Menschen die bewußte Übersicht und damit die Macht über das eigene

Leben — sie werden zum Spielballe unbewußter Motive. Je mehr die Erfahrungen sich häufen, je überwältigender sie sind, um so schwerer wird es, sie unmittelbar mit dem Ich zu bewältigen. Setzen Sie z. B. den Fall, daß Sie einen großen Verlust gehabt haben; Sie machen eine Reise, um zu vergessen, d. h. Sie suchen Ihren Schmerz unter der Masse neuer Eindrücke zu begraben. Sie werden von diesen mitgerissen — Sie vergessen sich selbst. Erst allmählich schmilzt diese neue Ablagerung von Erfahrungen mit den alten zusammen. Noch deutlicher tritt dieses hervor, wenn Sie einem Menschen begegnen, der auf Sie einen tiefen Eindruck macht. Wer ist nicht in seiner Jugend von einer großen Persönlichkeit so beeinflußt worden, daß er nicht an sie sein Ich verloren hätte? — Er hat mit deren Augen gesehen, vielleicht auch mit deren Feder geschrieben. Es kann Jahre dauern, bevor das eigene Ich eine solche Überlagerung durchbricht und ihr gesammeltes Material mit sich assimiliert — wenn es überhaupt je gelingt. Hier sind die Wege für Störungen und Entwicklungshemmungen offen und in feineren Abstufungen sind solche sehr gewöhnlich. Bei wie vielen bleiben nicht einzelne Züge fremder Persönlichkeiten für immer unverdaut zurück und lenken das Leben, ohne daß man sich dessen bewußt wird, aus seiner rechten Bahn? Wie viele Menschen haben nicht insgeheim geglaubt, daß sie ein Hamlet seien und sind davon in ihren Handlungen gehemmt geworden? Beim gesunden Menschen gibt es aber psychische Sicherungstendenzen gegen solche Störungen: — er schaut in sein Inneres hinein und spürt alle falschen Züge auf. Um das zu können, muß man aber klar sehen und scharf denken können. Wenn man aber, wie Sie, immer mit Gefühlen gedacht hat und die verschwommenen Erfahrungen nicht durchgearbeitet hat, dann ist man allen möglichen Irrtümern ausgesetzt. Und diese Gefahren sind, wie alle Gefahren, um so größer, je weniger man gegen sie vorbereitet ist. Die schlimmsten Störungen entstehen gerade dadurch, daß eine Überlagerung ins Bewußtsein sich einschleicht, ohne daß man es überhaupt merkt. Wenn ein Mensch Sie stark beeinflußt, ohne daß sie dieses Einflusses gewahr werden, dann können nicht nur die Gedanken dieses Menschen, sondern auch seine Persönlichkeit, sogar sein Schicksal, sich in der Tiefe Ihres Unbewußten so mit Ihrem eigenen Ich verweben, daß sie nachher die Fäden nicht entwirren können. Sie können sich unbewußt mit jenem identifizieren. Auf diese Weise übernimmt ein Mensch oft z. B. die Schmerzen eines andern. — Um dieses zu verstehen, muß man noch eine sehr wichtige Tatsache des unbewußten Lebens erwägen. Dieses ist nicht wie das bewußte zentralisiert; dort sind die Konglomerate der früheren Erlebnisse nicht in einem Ich verbunden. Unter besonderen Umständen können solche Konglomerate, man pflegt sie Komplexe zu nennen, eine gewisse Selbständigkeit erhalten, wachsen und einen verhängnisvollen Einfluß auf das bewußte Ich bekommen. Wie das Ich unter normalen Verhältnissen von der äußern Welt Nahrung aufnimmt und alles assimiliert, was mit ihm harmoniert, so kann ein unbewußter Komplex, ohne daß Sie es merken, alles heranziehen, was mit ihm übereinstimmt. So können Sie leicht in die Macht des Unbewußten geraten."

Es gelingt mir, der Patientin diese Verhältnisse klarzumachen, natürlich erst nach langen Auseinandersetzungen und nach vielen Beispielen aus dem Alltagsleben und aus der pathologischen Psychologie. Sie interessierten sie sehr; aber daß sie eine besondere Bedeutung für sie hatten, das konnte sie gar nicht glauben. Durch das Suggerieren dieser Kenntnisse waren doch die Geleise durch ihre Seele gezogen, auf welchen ihre Gedanken sich weiter zum tieferen Verständnisse ihres Lebens durcharbeiten konnten.

Ich fuhr in meinen Erläuterungen folgendermaßen fort:

„Vielleicht werden Sie jetzt das eigentümliche Erlebnis in X-Burg besser verstehen können. Sie lebten also seit einigen Monaten in einem Verhältnisse, das Ihr ganzes Leben beherrschte. In diesem suchten Sie einen Ersatz für das verlorene Glück zu finden und durch dieses wollten Sie vor allem Ihnen selbst das Recht der Frau, sich sexuell auszuleben, demonstrieren. Aber dieses Verhältnis durfte nicht bekannt werden; wenn es das wurde, würde es Sie für immer schädigen. Sie haben nicht umhin können, sich darüber zu ängstigen.“ — (Sie gibt zu, daß sie vor der Möglichkeit einer Konzeption große Angst hatte.) — „Sicher haben Sie sich in der Phantasie ausgemalt, was die Folge davon sein könnte. Vor allem haben Sie gefürchtet, daß Ihr Verhältnis Sie herunterziehen würde; daß die Sexualität, einmal entzündet, Sie weiter und weiter treiben würde. Die Frauenrechtlerin sagte, daß Sie in ihrem vollen Rechte waren; das Weib aber sagte, daß Sie sich einer großen Gefahr ausgesetzt hatten. Es regte sich jedenfalls in Ihrem Unbewußten ein Komplex, der von Furcht und ängstlicher Erwartung stark betont war. In diesem Zustande begegneten sie jener unbekannten Dame. Von ihrer Toilette und von ihrem Auftreten schlossen Sie unbewußt, daß es mit ihrer Unschuld nicht so ganz richtig sei. Ihr bewußtes Ich fühlte sich nicht zu ihr hingezogen; Sie machten nicht absichtlich ihre Bekanntschaft. ‚Zufälligerweise‘ bekamen Sie einen Platz neben ihr. Das will aber sagen, daß der Komplex sich zu ihr hingezogen fühlte; denn Zufälligkeiten gibt es nicht. Der Komplex gab Ihnen wie ein Mephistopheles ein: — so eine wirst du auch werden, suche gleich die Gesellschaft, wohin du gehörst. Als Kokette mußte die Dame einer besonderen Aufmerksamkeit ausgesetzt sein, schlossen Sie unbewußt und Ihre Aufmerksamkeit richtete sich stark auf diesen Punkt. Sie bemerkten es wohl gleich. Vielleicht war sie es auch. Wenn sie es auch nicht war, hätte es Ihnen unter diesen Umständen so scheinen können. Man sieht alles, was man will. Noch sicherer ist es aber, daß man alles sieht, was ein Komplex einem aufzwingt; — so entstehen sogar Halluzinationen. Vielleicht hat jemand, oder viele, der Dame in einer Weise zugelächelt, daß die Zunge dabei hervortrat. Wie es auch geschehen sei, Sie haben eigentümliche Zungenbewegungen beobachtet und das hat auf Sie einen tiefen Eindruck gemacht. Ich fasse zusammen: — Ein unbewußter Komplex hat jene Dame unbemerkt in Ihr Inneres hineingezogen und so stark mit sich assoziiert, daß Sie sich unbewußt mit ihr identifiziert

haben. In den nächsten Tagen versuchte diese unbewußte Identifizierung Ihr eigenes Ich zu durchsetzen. Die Folge davon war, daß Sie nicht mit Ihren eigenen Augen sahen, sondern mit den Augen jener Dame, daher Ihnen die Leute auf der Straße ähnliche Zungenbewegungen machten, wie sie es jener Dame gegenüber getan hatten."

Sie begegnet dieser Auslegung mit einem überlegenen Lachen. Es wäre sehr möglich, daß so etwas geschehen könnte, meint sie. Aber sie hätte sich nie so irren können, sie könnte sich unbedingt auf ihre Augen verlassen usw. Ich suche sie nicht zu überzeugen, sondern erwidere nur einfach: — es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie recht haben; ich sage gar nicht, daß es so sein muß, wie ich vorgeschlagen, aber es ist immerhin eine Möglichkeit, mit welcher man rechnen muß. Wenn man eine Sache vollständig untersuchen will, muß man alle Möglichkeiten prüfen, nicht nur die wahrscheinlichen.

Ich nehme das Zungenthema wieder auf und frage sie über peinliche Erfahrungen aus, in denen die Zunge eine Rolle gespielt hatte. Sie erinnert sich unter anderm, daß sie einmal auf einer Straße in Stockholm einem Manne begegnete, der wahnsinnig geworden war und schrie und die Zunge aus dem häßlichen Munde herausreckte. Dieses Bild brannte sich mit peinlicher Deutlichkeit in ihrer Erinnerung ein.

Ich erklärte ihr, wie ein solches affektbetontes Bild immer leicht wieder wachgerufen wird und wie es strebt, alles mit sich zu assoziieren, was auch nur die schwächste Ähnlichkeit hat. Wahrscheinlich würde sie nie diese winzigen Zungenbewegungen bemerkt haben, wenn nicht schon in ihrem Bewußtsein ein überdeterminiertes Bild der ausgestreckten Zunge existiert hätte[1]). Auch das konnte sie nicht glauben.

Ich setze ihr jetzt die unabsichtlichen Symptomhandlungen des Alltagslebens auseinander. Ich erkläre ihr, daß man immer viele kleine Bewegungen macht, an welche man selbst nicht denkt und welche von der Umgebung nicht bemerkt werden. Zu diesen Bewegungen gehört auch, daß man die Lippen mit der Zunge befeuchtet. Es ist mit diesem Phänomen wie mit dem blinden Fleckchen auf der Netzhaut: — man bemerkt es nicht, wenn die Aufmerksamkeit nicht besonders darauf eingestellt ist. Von einem überdeterminierten Bild einer ausgereckten Zunge ist ihre Aufmerksamkeit überstark auf jede kleine Zungenbewegung eingestellt — sie attrahiert auch die geringste mit derselben

[1]) Ohne Zweifel war das Bild der Zunge von viel tieferen Erlebnissen determiniert, die eine tiefere Analyse hätte an den Tag bringen können. Davon weiter unten.

Sicherheit, wie der Magnet die Eisenfeilspäne attrahiert. Obwohl sie meint, daß es ein objektives Phänomen sei, so ist es ein subjektives. Sie lacht über eine so tolle Behauptung.

Ich gehe weiter. Ich erkläre ihr die Tatsache, daß man leicht einen starken Gedanken mit einer Bewegung begleitet. Denkt man intensiv an die Zunge, so ist es schwer, sie vollständig ruhig zu halten. Dazu kommt eine andere Tatsache: Alle diese Bewegungen sind sehr ansteckend. Wenn jemand in einer Gesellschaft zu gähnen anfängt, kommt bald der eine, bald der andere nach. Der Zusammenhang kann also folgender sein: — Dank Ihren beständigen Gedanken an die ausgereckte Zunge haben Sie selbst sie ungewöhnlich oft herausgestreckt. Und dies gerade, wenn sie gefürchtet haben, daß andere die Zunge herausstrecken könnten. Ihre Zungenbewegungen haben die anderen angesteckt. Also: — Was Sie beobachtet haben, ist im Grunde von Ihnen selbst gekommen.

Sie findet diese Annahme außerordentlich lustig und will gar nicht glauben, daß ich sie ernst nehme. Jeder Versuch, den Komplex von dieser Seite anzugreifen, stößt gegen unüberwindliche Widerstände. Die Bewegungen waren und blieben die Zeichen einer sexuellen Verfolgung, für welche sie unzählige sichere Beweise hatte. Sie hatte bei mehreren modernen Verfassern gelesen, daß solche Zeichen allgemein bekannt sind, und dadurch war die Sache noch klarer geworden. S. läßt z. B. einen Herrn einer Dame solche Zeichen machen, als er ihr bei einem Mittagmahle zutrinkt. Einige haben eine merkwürdige Fähigkeit, mit der Zunge die Form des männlichen Gliedes nachzuahmen, so daß dieses ihr aus dem Mund entgegengehalten wird. Das ist leider eine Tatsache, die sich nicht wegerklären läßt. Auch die übrigen Bewegungen sind an sich Beweis genug. Die Bedeutung der Beinbewegungen ist unzweifelhaft. Der Kassierer hat sogar die Hand zu seinen Genitalorganen geführt. Usw.

Ich lasse sie nun einfach weiter erzählen:

Als sie X-Burg verließ, hoffte sie, daß ihr Verhältnis nur dort bekannt wäre und daß sie nicht weiter der Verfolgung auch an anderen Orten ausgesetzt sei. Sie entdeckte aber bald, daß die Zeichensprache auch in Schweden bekannt war und gegen sie benutzt wurde. Sie verstand also, daß ihr Verhältnis hier bekannt worden war. Das wurde auch auf andere Weise deutlich. Wo sie immer hin kam, sprachen die Menschen über sie, und sobald sie den Rücken kehrte, lachten sie insgeheim. Ein Artikel, den sie für die Wochenzeitung geschrieben hatte, wurde nicht angenommen, was früher nie geschehen war. Auf der Redaktion wurde sie übrigens eigen-

tümlich behandelt; der Redakteur verließ das Zimmer ohne Ursache, als sie kam. Die früheren Bekannten begegneten ihr auffällig kalt; bisweilen grüßten sie sie nicht auf der Straße. Dies war um so schmerzhafter, als sie entdeckte, daß sie nicht einmal ihren ältesten Freunden vertrauen konnte. Anfangs glaubte sie, daß das Gerücht sich auf privatem Wege verbreitet hätte. Sie hatte als Nachfolgerin im Kontor in X-Burg eine Schwedin empfohlen; sie glaubte, daß diese auch einer Verführung ausgesetzt gewesen sei und sich jetzt auf diese Weise zu rächen suchte, daß sie dorthin gelockt worden sei.

Dann kam der verhängnisvolle Februar 1900, wo es mit einem Male klar wurde, daß dies alles nur die Vorboten einer allgemeinen Verfolgung gewesen waren. Wie sie schon erzählt hat, stürzte es von allen Seiten über sie herein. Wo sie hinkam, sah sie die Zeichen und überall sprachen die Menschen über sie und gingen ihr aus dem Wege. Es erschien ihr absolut sicher, daß die Verfolger sich öffentlicher Organe bedient hatten. Ihr Verhältnis war also in der ganzen Stadt bekannt geworden und sie war von der Gesellschaft verurteilt und ausgestoßen. Es war also ihr Schicksal geworden, zu Tode gehetzt zu werden. Und das nur, weil sie etwas getan, wozu sie ein vollständiges Recht gehabt. Sie wurde feindlich gegen alle und schloß sich in sich selbst ein. Dies hat sich also mit den Jahren so entwickelt, daß sie jetzt mit ihrer Mutter ganz allein lebt. Indessen hat sich die Verschwörung über ganz Europa verbreitet; sie hat sichere Beweise, daß es auch in Amerika Herde der Verfolgung gibt. — Sie bricht in Klagen gegen die Gesellschaft aus, die einen Unschuldigen so behandeln kann.

Ich schlage jetzt den Weg ein, jeden einzelnen Beweis der Verfolgung genau zu untersuchen und umzuwerten. Ich fordere sie also auf, jede Begebenheit mit allen Einzelheiten so vollständig zu beschreiben, wie sie sich ihrer erinnern kann. Ich fange mit den öffentlichen Beweisen an und gehe weiter zu den privaten. Dies alles darzustellen, ist überflüssig; deshalb nur einige Beispiele.

Einleitungsweise erzählte sie, daß eine Karikatur in „Pucks" Weihnachtsnummer 1899 und ein Artikel in „Was Neues" im Februar 1900 eine große Rolle gespielt.

Ich telephonierte zur Redaktion „Pucks", um die Nummer zu bekommen; aber „Puck" existierte 1899 noch nicht. Ich versuchte vergebens, die Karikatur anderswo zu finden. Ich teile ihr dieses mit und fordere sie auf, mir ohne jede Furcht zu helfen. Es gelingt ihr, die Karikatur in der Weihnachtsnummer eines andern Witzblattes von 1902 zu finden; im Text entdeckt sie aber, daß diese einer anderen Journalistin galt. Den Artikel in „Was Neues" findet sie auch. Er war wegen eines Sittlichkeitsvortrages ohne irgend welche persönliche Anspielungen geschrieben. Sie muß also zugeben, daß sie hier zwei unzweideutige Erinnerungsfälschungen gemacht hat. Sie ist zwar erstaunt, aber es imponiert ihr doch wenig. Die Tatsache der Verfolgung bleibt absolut unverändert. Diese war nur auf

anderen Wegen zustande gekommen, als sie geglaubt. Vielleicht ausschließlich durch die Februarsitzung des Journalistenvereines, wo ihr Fall behandelt wurde; oder vielleicht durch Artikel, welchen sie damals wenig Bedeutung beigelegt hatte.

Als Beispiel der Umwertung hinsichtlich der Verfolgung durch die Freunde kann folgender Fall dienen.

Eine mit ihr befreundete, in einer Provinzialstadt lebende Familie besuchte Stockholm und wohnte in einem Hotel. Als sie ihnen einen Besuch machte, wurde sie mit der gewöhnlichen Herzlichkeit empfangen. Man scherzte und die Stimmung war die beste. Plötzlich wurde der Herr von einem Kellner hinausgerufen. Als er nach einer Weile zurückkam, war er ganz verändert, kalt und abstoßend und wirkte auf seine Frau und Tochter durch heimliche Zeichen so ein, daß sie es auch wurden. Das Gespräch stockte. Sie fühlte sich gezwungen, Abschied zu nehmen, die Verbindung mit der Familie war zerrissen. Als diese später Stockholm besuchte, wurde sie nicht einmal davon benachrichtigt. — Sie meint, daß der Kellner den Herrn hinausgerufen hatte, um ihm alles mitzuteilen. Wie schon erwähnt, sind die Kellner einer der Hauptherde.

Ich gebe ihr folgende Umdeutung ein: Der Herr wurde vom Kellner zum Fernsprecher gerufen. Hier in Stockholm wird man ja dies wenigstens jede Viertelstunde. Vielleicht suchte ihn jemand persönlich. Wie jedes Ereignis überhaupt, erweckte auch dieses Ihr Mißtrauen. Sie wurden von dem Verdacht ergriffen: — jetzt wird jemand ihm das erzählen und so wird diese freundschaftliche Verbindung vernichtet sein. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich auf diesen Gedanken und das Mißtrauen war gespannt, jede Kleinigkeit zu ergreifen und durch falsche Deutung in ihr einen Beweis zu finden. — Als der Herr zurückkam, waren seine Gedanken von den Nachrichten, die er erhalten hatte, erfüllt. Die Frau und die Tochter bemerkten es und wurden darauf neugierig. Vielleicht erwarteten sie gerade eine wichtige Nachricht. Die Familie kann also schweigsam geworden sein von ganz anderen Ursachen, als Sie gefürchtet. Sie glaubten aber, in der Schweigsamkeit den sicheren Beweis bekommen zu haben, daß die Familie sich den Verfolgern angeschlossen hatte. Und Sie handelten danach. Sie wurden bitter und abstoßend, nahmen mit beleidigender Kälte Abschied, zeigten kurz, daß Sie nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollten. Die Familie konnte nichts anderes tun, als sich schweigend darein zu finden. Sie weist diese und ähnliche Umdeutungen mit überlegener Sicherheit zurück. Sie hätte sich nicht irren können usw., usw.

Ich gehe aber ruhig und unaufhaltsam weiter. Besonders genau begrenze ich die Verhältnisse im Bureau.

Sie erzählt, daß der oben erwähnte Kassierer ein Weiberhasser ist; er will alle Weiber aus dem Geschäfte ausrotten. Das ist eine Tatsache. Es ist ihm schon mit einer gelungen. Frau L., die im September 1909 an der Schwindsucht starb, wurde von ihm zu Tode gehetzt. Die Patientin ist nicht die einzige, die davon überzeugt ist. Er hat auch sie immer gehaßt. Nach dem Tode der Frau L. ist es aber viel schlimmer geworden. Nachdem er mit ihr fertig geworden war, konzentrierte er seinen Haß auf sie. Jedesmal,

wenn er ihre Tür passiert, kratzt er draußen mit den Füßen. Ich erkläre ihr, wie Streitigkeiten immer durch die tägliche Reibung entstehen müssen, wo viele Menschen in derselben Wohnung arbeiten. Vielleicht hat der Kassierer besonders mit Frau L. um die Gunst des Chefs geworben. Daß ihre Schwindsucht damit in Zusammenhang gebracht werden kann, scheint mir aber zweifelhaft. — Setzen Sie aber den Fall, sage ich, daß Frau L. wirklich einer so schweren Verfolgung ausgesetzt gewesen ist. Ihre Ansicht, daß der Kassierer nach ihrer Abfertigung Sie in besondere Behandlung genommen hat, braucht deshalb nicht richtig zu sein. Sie können hier wieder das Opfer einer Täuschung gewesen sein. Sie erinnern sich, wie ich von Ihrer Neigung, sich selbst mit anderen zu verwechseln — unbewußt natürlich — schon gesprochen habe; und Sie erinnern sich, wie ich erklärte, daß ein Mensch auf diese Weise z. B. die Schmerzen eines andern übernehmen kann. Ich behandle jetzt einen alten Herrn, der an Magenschmerzen und Erbrechen leidet; es sind die Symptome seiner an Magenkrebs verstorbenen Frau, die er auf sich übernommen hat. Haben Sie nicht in ähnlicher Weise die eventuell tatsächliche Verfolgung der Frau L. nach ihrem Tode übernommen?

Auf diese Weise schreitet die Behandlung mit Unterbrechung von zwei Wochen nach Weihnachten jeden zweiten Tag bis Mitte Februar fort, also etwa 7 Wochen. Das Resultat scheint gleich Null zu sein. Viele der neuen Erfahrungen und Gesichtspunkte hatten zwar ihr Erstaunen erweckt und momentan ihre Position erschüttert; schon nächstes Mal waren aber die Erfolge vom System vernichtet und sie konnte alles auf ihre Weise erklären. Auch in ihrem Verhältnisse zur Umgebung war keine Besserung eingetreten; eher das Gegenteil. Am Neujahr hatte sie beim Chef um ein privates Gespräch gebeten; sie wollte ihm ausführlich von der Verfolgung erzählen und die Bestrafung des Kassierers und der anderen durchsetzen. Mit größter Mühe gelang es der oben erwähnten Nichte, es zu verhindern. Wahrscheinlich wäre die Patientin sonst verabschiedet worden, und da sie mittellos ist, wäre wohl die Internierung bald notwendig geworden.

All dessen ungeachtet, glaube ich doch, daß in der Tiefe ihres Unbewußten eine Veränderung angefangen hat. Ihr ganzes Auftreten ist nicht mehr so hart und gespannt, ihre Stimme hat nicht die frühere absolute Sicherheit, wenn sie von der Verfolgung spricht, und das Lachen ist nicht mehr so überlegen wie bisher. Es scheint mir möglich, daß die auf hundert verschiedenen Wegen suggerierten Zweifel doch Wurzeln geschlagen und im verborgenen wachsen. Sie befindet sich in derselben Lage wie ein Mensch, der auf seinen Glauben an Gott gebaut, aber angefangen hat, den von außen angreifenden Zweifeln nachzugeben. Man spricht zwar noch in der früheren Weise, aber das

Herz tut nicht mehr mit. Ich entschließe mich, einen wichtigen Schritt zu wagen. Ich sage ihr, daß ich selbst angefangen habe zu zweifeln, daß sie wirklich einer Verfolgung ausgesetzt sei. Viele Verhältnisse kämen mir so eigentümlich vor und dieser Zweifel peinige mich. Ich wolle Klarheit haben. So frage ich sie, ob sie erlaube, daß ich mich an irgend einen wende, der notwendigerweise die Verfolgung kennen muß, wenn diese überhaupt existiert. Ich schlage einen Kollegen vor, den ich in der doppelten Eigenschaft des Freundes und des Hausarztes ihrer Familie seit Jahrzehnten kannte. Sie hatte seinen Namen mehrmals genannt und ihm eine gewisse Rolle bei der Verbreitung der Verfolgung zugeschrieben. Sie hat nichts gegen meinen Vorschlag einzuwenden.

Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß dieser Schritt aussichtslos gewesen wäre, wenn nicht die Suggestilität der Patientin im Laufe der Behandlung unerhört gewachsen wäre. Hätte ich diesen Schritt früher gemacht, wäre das Resultat sicher wie bei allen ähnlichen früheren Schritten vollständig negativ gewesen. Jetzt war der Boden aber so gut vorbereitet, daß es mir möglich schien, daß eine Suggestion auch über die schwersten Widerstände würde siegen können. Ich spanne ihre Erwartung auf die kommende Untersuchung dadurch, daß ich diese von Tag zu Tag aufschiebe. Ich spreche dann mit dem Kollegen; er wußte, daß die Patientin an Paranoia litt, und konnte mir einige interessante Einzelheiten aus ihrem früheren Leben erzählen.

Am 28. Februar teilte ich der Patientin mit, daß er weder das geringste von ihrem Verhältnisse noch von einer Verfolgung gehört hätte und daß er absolut überzeugt sei, daß kein Mensch schlecht von ihr gedacht oder gesprochen habe. Ich benutze eine halbe Stunde, um diese Tatsache ihr eindringlich zu machen. Sie kann vor Erstaunen kaum sprechen. Als sie ging, war es mir klar, daß die Konstatierung Effekt gemacht hat; und das nächste Mal erfahre ich, daß dieser größer ist, als ich zu hoffen gewagt. Der Streit zwischen dem Komplexe und den Suggestionen scheint nicht länger aussichtslos zu sein. Der Zweifel am System ist augenscheinlich auf dem Wege, die Oberfläche zu erreichen. Die Unwissenheit des Familienfreundes wird der erste Anstoß zur Erlösung. Alles, was vorsichtig während der Behandlung ausgesät worden ist und in den Tiefen des Unbewußten gekeimt hat, fängt jetzt an zur Oberfläche hinaufzudrängen und der Grund unter dem System fängt an unsicher zu werden. Zwar gibt die Patientin nicht ohne weiteres ihren Standpunkt auf, sondern kommt mit den

gewöhnlichen Einwendungen. Ich habe aber an Terrain gewonnen und wegen ihrer Unsicherheit wage ich jetzt, mit energischen Suggestionen herauszurücken. Jetzt heißt es nicht mehr: „— so kann es geschehen sein", sondern: „— so ist es geschehen, absolut sicher, Sie haben sich vollständig geirrt." Ich nehme alle die früher behandelten Motive wieder auf und zeige ihr mit zwingender Logik, daß meine Deutung die einzig mögliche ist. Ich gebe ihr wenig Gelegenheit zu sprechen, sondern gehe unaufhörlich mit neuen Argumenten weiter. An die Stelle des zurückweisenden Lachens tritt allmählich das erstaunte Horchen. Sie fängt an die Möglichkeit der Befreiung zu ahnen, aber wagt noch nicht daran zu glauben. Mit jeder Sitzung schreitet aber die Ahnung weiter und ich versichere ihr, daß sie eine vollständige innere Aufklärung erleben wird. Wenn diese auf sich warten läßt, soll sie nicht ungeduldig sein.

Sie müssen sich klarmachen, sage ich, welche unerhörte Entwicklung es hier gilt. Wie lange Zeit brauchten die Menschen nicht, um einzusehen, daß die Erde sich um die Sonne bewegt und nicht umgekehrt. Hier gilt es eine noch tiefere Umwertung der Vorstellungen. Die Verfolgung ist Ihnen eine äußere Tatsache gewesen. Jetzt werden Sie zur Einsicht kommen, daß sie ihre Wurzeln nur in Ihrer Seele gehabt hat. Sie ist ausschließlich eine innere Tatsache gewesen. Sie ist durch krankhafte Verschiebungen in Ihrem Unbewußten zustande gekommen.

Während dieses Abschnittes der Behandlung tritt die innere Verwandlung immer deutlicher hervor und Hand in Hand damit verändert sich auch ihr Verhältnis zur Außenwelt. Die mächtige innere Spannung gibt nach und die Symptome werden schwächer.

Sie erzählt, daß sie wohl noch die Zeichen sieht, aber diese scheinen entfernter, sie drängen sich nicht auf, wie früher, und sie fängt an, sich nicht mehr darum zu kümmern. Sie kann jetzt ohne größeres Unbehagen Läden besuchen, wo sie früher unerhört gepeinigt wurde. Im Bureau wird es auch besser. An ihrem Namenstage fand sie Blumen auf dem Schreibtische. Sie waren von der Tochter der Frau L. dahingelegt, in welcher sie immer einen versteckten Feind gefürchtet. — Ich erkläre ihr, wie sie früher sicher in diesen Blumen ein Zeichen der Verfolgung gesehen hätte. — Sogar der Kassierer wird auffallend höflicher. Von mir aufgefordert, besucht sie eine von früher bekannte Familie und ist erstaunt, bei ihr keinen Unwillen zu finden. — Auf jedem Punkte machte ich ihr natürlich den Zusammenhang zwischen diesen scheinbar äußeren Veränderungen und der tatsächlichen inneren Verwandlung klar.

Am 11. März tritt das Entscheidendste der ganzen Behandlung ein. Sie fängt gleich an zu erzählen, daß in den letzten Tagen sich zwei Erinnerungen ihr aufgedrängt haben, ohne daß sie weiß warum.

Während Jahren hat sie gar nicht an diese Sachen gedacht und jetzt sind sie ohne jede äußere Ursache vollständig klar für ihr Bewußtsein hervorgetreten.

Als sie 17 Jahre alt war, hatte sie eine Freundin, die einige Jahre älter war. Diese liebte einen jungen Mann; ihr Vater widersetzte sich aber der Verbindung. Es wurde der Patientin erzählt, daß die Freundin nach einer Provinzialstadt gereist sei; nach einiger Zeit bekam sie aber einen Brief, daß die Freundin in einer Vorstadt Stockholms im geheimen lebte und ein Kind erwartete. Als das Kind geboren war, besuchte sie eines Abends zusammen mit ihrer Schwester die Freundin. Auch das geschah insgeheim. Sie traf den jungen Vater da und sie wurde von der glücklichen Stimmung, die dort herrschte, bezaubert. Dies alles machte einen tiefen Eindruck auf sie und erregte ihre Phantasie lebhaft.

Als sie davon spricht, bekomme ich den Eindruck, daß alle ihre eigenen jugendlichen Träume auf einmal wieder lebendig geworden waren. Gleichzeitig hebt sie aber ihre Empörung über alles Lügen und allen Betrug, mit welchen diese Menschen sich umgeben müßten, um der Verfolgung durch ihre Nächsten zu entgehen, so stark hervor, daß ich glauben muß, daß diese soziale Seite der Geschichte ihr damals eine Hauptsache war.

Die andere Erinnerung gilt einer Sache, die noch tiefer in ihr Leben eingeriffen hat.

Unter den Mädchen, mit welchen sie zusammen konfirmiert wurde, blieb sie mit einem intim befreundet. Diese verließ später Stockholm und die anfängliche Korrespondenz hörte allmählich auf, so daß die Patientin nur selten von ihr Nachricht bekam. Nach einigen Jahren — es war 1889 — hörte die Patientin zufälligerweise, daß die Freundin krank aussähe und ihre schöne Figur verloren habe, aber sie dachte nicht weiter darüber nach. Einige Monate später, als die Patientin in einer Pension in England lebte, las sie in der Zeitung, daß die Freundin wegen Kindesmordes verhaftet worden sei; man hatte die Leiche in einer Puppenstube versteckt gefunden. Die Patientin war von der Unschuld ihrer Freundin überzeugt und empörte sich über diese Infamie aufs höchste. Es wurde aus der Geschichte in den Zeitungen eine Sensation gemacht, und die Freundin wurde durch die ganze Presse geschleppt. Überall diskutierte man ihren Fall. Durch die Obduktion wurde es aber klar, daß das Kind nie gelebt hatte. Der Skandal war von einem der Familie verfeindeten Beamten in Szene gesetzt worden. Die Freundin war aber durch die Verachtung der Menschen und durch alle Verfolgungen, welchen sie infolgedessen ausgesetzt war, gebrochen. Sie konnte nicht länger in Schweden bleiben, sondern reiste nach Amerika, um sich dort zu verbergen. Dort hatte sie viele Widerwärtigkeiten durchzumachen.

Patientin braucht die stärksten Worte, um auszudrücken, wie sie von dieser Geschichte erschüttert wurde. Es war aber nicht nur aus Mitleid mit der Freundin; ihr Rechtsgefühl war vor allem beleidigt. Sie fühlte es als eine Beleidigung gegen ihr Geschlecht. Sie wollte sogar öffentlich einschreiten, um den Abgrund einer Moral zu entschleiern, dank welcher ein Weib auf diese Weise behandelt werden kann, wenn sie über ihr eigenes Leben bestimmen will.

Nach diesen Erzählungen frage ich sie, ob sie von selbst erraten kann, warum diese Erinnerungen gerade jetzt aus dem Unbewußten tauchten. Wenn auch zögernd, bringt sie es doch in Zusammenhang mit allem, was ich später von der krankhaften Identifizierung u. dgl. auseinandergesetzt habe. Sie erinnert sich des Ereignisses beim Pferderennen in X-Burg und meint, daß ihre Gedanken, nachdem sie Klarheit darüber gewonnen hatte, sich allmählich zu diesen analogen Erlebnissen durchgearbeitet haben. Ohne das Verständnis für jenes Ereignis würde sie nie verstanden haben, daß sie unbewußt ihr Schicksal mit dem Schicksal ihrer Freundin verwechselt hat.

Ich spare keine Worte, um ihr vollständig klarzumachen, daß der Kern des Verfolgungswahns jetzt an den Tag gekommen ist, bis sie sich schließlich von der Wahrheit überzeugt. Was sie in diesen zehn Jahren durchlebt hatte, war also keine Verfolgung gegen sie; denn keine Spur von einer solchen hatte je existiert. Es war die Verfolgung gegen die Freundin. Diese hatte, in falscher Weise mit ihrem eigenem Ich amalgamiert, in der Tiefe ihres Unbewußten geruht und war von den Erlebnissen in X-Burg wachgerufen worden. Sie befand sich hier in einer Situation, die in gewisser Hinsicht an die Lage der Freundin erinnerte. Sie fürchtete eine Gravidität und unbewußt zog sie den Schluß, daß diese ähnliche Folgen mit sich bringen würde, wie sie sie bei der Freundin gehabt. So entbrannte im Unbewußten der Kampf mit den Gegnern der Frauenrechte, und sie machte sich bereit, von ihnen allen verfolgt und gehetzt zu werden. Allmählich brach dieser Verfolgungskomplex ins Bewußtsein durch. Er benutzte dabei schon gebahnte Wege und bemächtigte sich immer mehr der Herrschaft über ihr Ich, dabei ihrem Leben immer engere Grenzen steckend. Also wurde sie das Opfer des Wahns.

Nachdem diese Aufklärung akzeptiert worden ist, scheint das Gefühl der Befreiung festen Fuß zu gewinnen und sie findet immer mehr Anschluß an die Außenwelt. Der Streit zwischen dem Komplexe und der Realität ist aber noch nicht zu Ende. Es ist ihr eine beinahe

übergroße Schwierigkeit, die Umwertung aller zehnjährigen Erfahrungen durchzuführen. Ich muß fortfahren, die innere Arbeit mit energischen Suggestionen zu unterstützen. Trotz allem will der Zweifel immer wieder erwachen und die unerhörte Stärke des Wahns tritt an den Tag; es ist ihr unmöglich, zu glauben, daß alle ihre tausend Beweise der Verfolgung wirklich falsch gewesen seien; anderseits ist die Befreiung ein so großes Glück, daß sie nicht an diese Wirklichkeit glauben kann.

Ich finde mich endlich veranlaßt, ihr vorzuschlagen, mich an noch einen der eingebildeten Verfolger zu wenden. Ich schlage Fräulein D. vor; sie war die letzte, mit welcher die Patientin hatte verkehren können.

Die Patientin will sich die Sache überlegen. Am 24. März erhalte ich eine Karte mit folgenden Zeilen: — „Nein, Dr. B., es geht nicht mit Halbheiten. Ich muß an Fräulein D. appellieren. Ihre Meinung scheint mir notwendig, damit ich eine wahre Auffassung von meinem Geisteszustande und von meiner Stellung zur Welt bekomme. Bitte, wollen Sie ihr also schreiben!"

Als ich der Patientin am 1. April mitteilte, daß ich mit Fräulein D. gesprochen und daß diese keine Ahnung von einer Verfolgung habe, erwidert sie nur: — „Dann fällt das letzte. Aber wie ist es möglich, daß ein Mensch einem solchen Wahne anheimfallen kann?"

Von diesem Tage an kann die Patientin als geheilt betrachtet werden. Als sie mich nach einer Woche wieder besucht, fühlt sie sich ganz frei. Sie hat Fräulein D. besucht und die alte Freundschaft ist ebenso lebendig wie je gewesen. Sie hat wieder angefangen im Restaurant zu essen und die Freunde haben sie dort mit einem Feste bewillkommnet.

Sie fährt fort, mich einmal in der Woche zu besuchen, bis ich Anfang Juni die Stadt verlasse. In dieser Zeit knüpft sie alte Verbindungen wieder mehr und mehr an. Es ist ihr ein Genuß, in der Straße zu gehen und die Läden zu besuchen, ohne das geringste Unbehagen zu fühlen. Sie ist glücklich, mit dem Leben wieder in natürlichem Rapport zu stehen. Sie spricht mit vollkommener Objektivität von der durchgemachten Krankheit. Einmal will sie z. B. meine Meinung hören, ob sie Halluzinationen gehabt hat oder nicht. Sie glaubt, daß die Zungenbewegungen bisweilen Halluzinationen waren, weil sie blitzschnell gemacht worden, wie wirkliche Bewegungen nicht gemacht werden können. Wahrscheinlich hat sie das Kratzen mit den Füßen oft halluziniert. — Ich meine, daß sie in diesen Erwägungen recht hat. Nach dem Sommer besuchte die Patientin mich wieder. Sie hat ihre Ferien zusammen mit einer Freundin am Meere zugebracht und viel genossen.

Dort hat sie angenehme Leute getroffen, mit welchen sie täglich verkehrt hat. Die alten Gedanken waren nie zurückgekommen. Sie sagt einfach: „— es war eine Krankheit, die jetzt überstanden ist."

Im letzten Jahre hat die Patientin mich ein dutzendmal besucht. Wir haben über Literatur und Tagesereignisse gesprochen; bisweilen habe ich die Gelegenheit benutzt, um sie über Einzelheiten der Vergangenheit auszufragen. Ich habe nie das geringste Zeichen weder von Rückfall noch von geistiger Schwäche konstatieren können. Sie hat mit vollen Kräften gearbeitet und keine Gelegenheit, das Leben zu genießen, versäumt.

Einige Male hat sie den Wunsch ausgedrückt, daß ich ihre Krankengeschichte veröffentlichen soll. „Vielleicht wird sie irgend einem helfen können; dann habe ich dieses fürchterliche Leiden nicht vergebens durchgemacht." Als ich entschlossen war, es zu tun, teilte ich ihr dieses mit. Es freute sie sehr.

Ich habe nach der Behandlung die Bekanntschaft der oben erwähnten Nichte, einer sehr intelligenten und hochgebildeten Frau, gemacht. Sie wußte mit Sicherheit, daß das Verhältnis der Patientin in X-Burg keine Phantasie, sondern wirklich erlebt war. Sie hatte den Betreffenden gekannt. Ich habe durch sie die tatsächlichen Angaben der Patientin über die Familie u. dgl. verifizieren können. Während der Behandlung traf sie die Patientin täglich und diese diskutierte alle neuen Gesichtspunkte mit ihr. Ich habe an ihr wahrscheinlich eine gute Stütze gehabt.

Wir haben noch die Frage zu diskutieren, ob noch andere Verhältnisse als die Behandlung auf die Wiederherstellung der Patientin einen Einfluß gehabt haben. Die einzige Veränderung in ihrem Leben während dieser Zeit war der Tod ihres Vaters. Er traf am 10. Jänner ein und er ging an ihr allem Anscheine nach als ein gleichgültiges Ereignis vorbei. Denselben Tag kam sie wie gewöhnlich zur Behandlung und ich würde nichts geahnt haben, wenn ich nicht ihren Trauerhut gesehen hätte. Er war alt und krank und wie die ganze Familie fühlte die Patientin seinen Tod nur als eine Befreiung. Ich bin überzeugt, daß diese Sache auch keinen unbewußten Einfluß auf ihren Geisteszustand gehabt. Ich bin auch überzeugt, daß keine mir unbekannten Verhältnisse mitgewirkt haben. Die Nichte, die alle Einzelheiten des Lebens der Patientin kannte und sie während der Behandlung genau kontrollieren konnte, würde das sicher bemerkt haben[1]).

[1]) Der Tod des Vaters könnte wohl von Belang gewesen sein. Das gleichgültige Verhalten der Patientin ist kein genügender Gegenbeweis, vielleicht sogar das Gegenteil. Anmerkung der Redaktion.

III. Diskussion des Falles und der Behandlung.

Wenn ich jetzt versuche, mir die Struktur dieser Krankheit und deren Rückgang während der Behandlung verständlich zu machen, scheint mir dieses beinahe auf jedem Punkte wegen Mangel an Material unmöglich. Wie ich schon eingangs hervorhob, war die Analyse ausschließlich von therapeutischen Gesichtspunkten geleitet, und sobald die Befreiung erreicht war, wurde sie beendigt. Es war mein Ziel, die psychische Operation so schnell und reaktionslos wie möglich zu machen, natürlich ohne dabei durch mangelnde Gründlichkeit ein Rezidiv zu riskieren. Die Gegner der Psychoanalyse richten so oft ihre Angriffe gegen die eingehende und umständliche Ausforschung des Sexuallebens. Daß diese dem Arzte für gewöhnlich zur Notwendigkeit wird, scheint mir unzweifelhaft. In diesem Falle geschah es nicht, obwohl die Störungen des Sexuallebens deutlich im Vordergrunde der Krankheit stehen; ich zeige damit also, daß das therapeutische Ziel auch ohne die allseitige Analyse des Sexuallebens erreicht werden kann. Auch wenn die Patientin ihre sexuellen Zwangsgedanken brachte, z. B. das Bild des aus dem Munde herausgereckten Penis, nahm ich dies nicht zur näheren Besprechung auf. Kurz, die ganze Behandlung wurde nur in großen Zügen durchgeführt. Eine viel tiefere Analyse wäre nötig gewesen, um sichere Antwort auf alle die Fragen zu erhalten, die sich einem hier aufdrängen.

Es scheint mir aber doch, daß einige Dinge mit Sicherheit ausgesagt werden können. Es wäre vergebens, diesen Fall auf einem der alten psychiatrischen Wege erklären zu wollen. Schon bei dem flüchtigsten Überblick sieht man, wie alle Kräfte des Lebens an der Wahnbildung zusammengewirkt haben, und wie alle tieferen Erlebnisse der Patientin sich darin widerspiegeln. Die Krankheit ist aus ihren Konflikten hervorgegangen und ist das endgültige Resultat ihres Kampfes um das Leben. Dem gegenüber sagen zu wollen, daß sie aus „Mißtrauen" oder aus „gespannter Erwartung" oder aus einer „Störung der Apperzeption" oder aus etwas Derartigem entstanden ist, das wäre einfach absurd. Die ganze Problemstellung der alten Psychiatrie ist hier nutzlos.

Sicher scheint es mir auch, daß die Problemstellung Bleulers[1])

[1]) O. c.

richtig ist, welcher, nachdem er die einseitigen Erklärungsversuche der Paranoia kritisiert hat, sagt:

„In unseren Beispielen bildet ein affektbetonter Vorstellungskomplex den Ausgangspunkt der Wahnideen und vielleicht der Paranoia. ... Wir sind... überzeugt, daß eine spätere Untersuchung für die meisten Fälle erstens noch eine konstitutionelle Disposition und zweitens noch eine Kette von Freudschen prädisponierenden Erlebnissen nachzuweisen haben wird. Die konstitutionelle Prädisposition wird erklären, warum gerade diese Person an Paranoia erkrankt. Der Freudsche Komplex soll uns sagen, warum gerade das kritische Erlebnis die Paranoia hervorgebracht hat, eventuell, warum sich die entstehende Paranoia gerade an dieses Ereignis anknüpft."

Daß in diesem Falle ein Kausalzusammenhang zwischen der Krankheit und dem Komplex existiert, welcher sich allmählich während der Behandlung herausarbeitete und mit dessen vollständigem Bewußtwerden der Wahn verschwand, ist über allen Zweifel erhaben; es wird ex juvantibus bewiesen. Und daß die Krankheit ohne eingehendes Studium der Struktur dieses Komplexes nicht verstanden werden kann, scheint mir auch sicher. Ebenso sicher ist aber auch, daß dieses Studium allein nicht hinreichend ist. Schon bei der oberflächlichen Betrachtung fallen andere Mechanismen als diese Identifizierung ins Auge: Die Verdrängung der Sexualität, der ungewöhnlich starke männliche Protest, eigentümliche Sublimierungsvorgänge usw. und daß diesen auch Bedeutung beigelegt werden muß, liegt auf der Hand. Sowohl die ganze Lebensgeschichte der Patientin, als auch ihre sonderbare Familiengeschichte läßt ahnen, daß konstitutionelle Abnormitäten eine Rolle spielten. Die Aufgabe ist also, zu zeigen, wie alle diese Verhältnisse bei der Bildung der Krankheit mitgewirkt haben.

Schon vor vielen Jahren wies Freud[1]) den Verdrängungsprozeß bei Paranoia nach. Wie er früher gezeigt hatte, daß die Hysterie die Verdrängung durch Konversion in die Körperinnervation, die Zwangsneurose durch Substitution bewerkstelligt, so suchte er hier zu zeigen, daß die Paranoia, indem sie das Abwehrsymptom des Mißtrauens gegen andere errichtet, sich einen besonderen Weg schafft. Er nannte diesen „Projektion". Ferenczi[2]) hat später diesen Begriff aufgenommen und einen ihm entgegengesetzten gebildet, den er „Introjektion"

[1]) Freud, Weitere Bemerkungen über die Abwehrneuropsychosen. Neurologisches Zentralblatt, 1896, Nr. 10.

[2]) Ferenczi, Introjektion und Übertragung. Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. Bd. I, 2. Hälfte, 1909.

nennt. Mit Zuhilfenahme dieser zwei Begriffe hofft er die Psychologie der Neurose und der Paranoia prinzipiell trennen zu können.

„Der Neurotische ist stets auf der Suche nach Objekten, mit denen er sich identifizieren, auf die er Gefühle übertragen, die er also in den Interessenkreis einbeziehen, introjizieren kann. Auf einer ähnlichen Suche nach Objekten, die zur Projektion unlusterzeugender Libido geeignet sind, sehen wir den Paranoischen. So entstehen am Ende die gegensätzlichen Charaktere des weichherzigen, rührseligen, zu Liebe und Haß, zu aller Welt leicht entflammenden oder leicht erzürnenden, erregbaren Neurotikers und der des engherzigen, mißtrauischen, sich von der ganzen Welt beobachtet, verfolgt oder geliebt wähnenden Paranoikers. Der Psychoneurotiker leidet an Erweiterung, der Paranoiker an Schrumpfung des Ich (S. 429)."

In seiner letzten Arbeit präzisiert Freud[1]) den Projektionsbegriff.

„Eine innere Wahrnehmung wird unterdrückt und zum Ersatz für sie kommt ihr Inhalt, nachdem er eine gewisse Entstellung erfahren hat, als Wahrnehmung von außen zum Bewußtsein. Die Entstellung besteht beim Verfolgungswahn in einer Affektverwandlung; was als Liebe innen hätte verspürt werden sollen, wird als Haß von außen wahrgenommen. Man wäre versucht, diesen merkwürdigen Vorgang als das Bedeutsamste der Paranoia und als absolut pathognomonisch für dieselbe hinzustellen, wenn man nicht rechtzeitig daran erinnert würde, daß erstens die Projektion nicht bei allen Formen die gleiche Rolle spielt, und zweitens, daß sie nicht nur bei Paranoia, sondern auch unter anderen Verhältnissen im Seelenleben vorkommt, ja, daß ihr ein regelmäßiger Anteil an unserer Einstellung zur Außenwelt zugewiesen ist."

Ich werde später auf diesen Mechanismus zurückkommen. Jetzt muß ich nur an einige andere Punkte dieser grundlegenden Arbeit erinnern, die ich übrigens als bekannt voraussetze.

In der darauffolgenden Diskussion über paranoischen Mechanismus kommt Freud zu einer Grundauffassung vom Wesen der Krankheit, welche meines Erachtens zum Ausgangspunkt für das Studium der Paranoia sehr geeignet ist.

„Was wir für die Krankheitsproduktion halten, die Wahnbildung, ist in Wirklichkeit der Heilungsversuch, die Rekonstruktion. Diese gelingt nach der Katastrophe mehr oder minder gut, niemals völlig; eine ‚tiefgreifende innere Veränderung', nach den Worten Schrebers, hat sich mit ihm vollzogen. Aber der Mensch hat eine

[1]) Freud, Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia. Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, Bd. III, 1. Hälfte, 1911.

Beziehung zu den Personen und Dingen der Welt wiedergewonnen, oft eine sehr intensive, wenn sie auch feindlich sein mag, die früher erwartungsvoll zärtlich war. Wir werden also sagen: Der eigentliche Verdrängungsvorgang besteht in einer Ablösung der Libido von vorher geliebten Personen — und Dingen. Er vollzieht sich stumm; wir erhalten keine Kunde von ihm, sind genötigt, ihn aus den nachfolgenden Vorgängen zu erschließen. Was sich uns lärmend bemerkbar macht, das ist der Heilungsvorgang, der die Verdrängung rückgängig macht und die Libido wieder zu den von ihr verlassenen Personen zurückführt. Er vollzieht sich bei der Paranoia auf dem Wege der Projektion. Es war nicht richtig zu sagen, die innerlich unterdrückte Empfindung werde nach außen projiziert; wir sehen vielmehr ein, daß das innerlich Aufgehobene von außen wiederkehrt."

Es scheint mir, daß diese Grundanschauung allein den Blick richtig auf unseren Fall einstellen kann.

Von 18 bis 38 Jahren lebte die Patientin in einem idealen Verhältnis, das ihr Leben so erfüllte, daß sie noch jetzt nicht ohne Tränen in den Augen davon sprechen kann. Das war die tragende Kraft ihres Daseins. Alles, was sie von Liebe zu den Menschen und zur Welt fühlte, stammte aus dieser großen Liebe. Diese Briefe waren der Sonnenschein ihrer Tage und dank ihnen konnte sie die Last der Arbeit tragen. Sie drückt sich immer in starken und schönen Worten über die Bedeutung dieses Verhältnisses aus. Äußere Umstände zerstörten diese Verbindung und die Patientin vereinsamte. Der Grund, worauf sie ihr Leben gebaut hatte, wurde ihr entzogen; und damit fing ihr Leben an krankhaft zu werden. Wenn die Patientin von diesem Ereignisse spricht, kommen immer Ausdrücke zurück, wie: — „Dann brach alles los", „dann stürzte alles über sie"; sie will damit nur sagen, daß etwas Wichtiges, aber Ungreifbares in ihrem Innern geschah. Obwohl diese Verwandlung hauptsächlich in den stummen Tiefen vor sich ging, kamen doch deutliche Zeichen derselben zur Oberfläche des Bewußtseins. Ihre Stimmung wurde gedrückt. Sie fing an nicht nur den, welcher sie so schwer getäuscht hatte, zu hassen, sondern sie wurde bitter gegen alle Welt und ihre Einstellung gegen sie wurde immer mehr vom Hasse beherrscht. Seitdem das Band der Liebe zerrissen war, war sie innerlich von den Menschen und der Welt losgelöst. Aber auch äußerlich gab sich diese Auflösung des Lebens kund. Sie gab die Beschäftigung auf, in welcher sie während 15 Jahren gearbeitet, und von welcher ihre Existenz abhängig war. Das tut ein Mensch nicht ohne zwingenden Grund. Sie gibt an, daß sie damals die Kraft fühlte, diesen Schritt zu tun, — das will aber nur sagen, daß sie nicht länger Kraft hatte, ihre Wirksamkeit

fortzusetzen. Denn es zeigte sich bald, daß sie auch nicht die Kraft hatte, bei der verlockenden Tätigkeit einer Journalistin zu bleiben. Obwohl sie sich dieser innerlichen und äußerlichen Auflösung nicht bewußt war und das Ziel, auf das sie hinsteuerte, nicht verstand, muß sie doch eine unbestimmte Furcht gehabt haben, die sie zum Handeln zwang. Sie mußte auf irgend eine Weise die gestörte Verbindung mit dem Leben wieder herstellen. In ihrer Not griff sie nach — dem Sexualverkehre. Bei der Behandlung gab sie an, daß sie diesen Schritt tat, um Kenntnisse zu erwerben, weil sie das Recht hatte, sich als Weib auszuleben usw. Nachträglich hat sie eher hervorgehoben, daß es in der Hoffnung geschah, dadurch von dem Zwange befreit zu werden, an dem sie ihr ganzes Leben gelitten[1]), und vor allem um dichterische Befreiung zu erreichen. Hinter diesen ohne Zweifel an sich richtigen bewußten Motiven steckt aber das unbewußte Motiv, sich vor der immer mehr um sich greifenden Auflösung zu retten. Man kann sich nicht denken, daß sie diese Handlung, die gegen ihre Natur und gegen ihre ganze Lebensrichtung ging, ohne ein unerhört stark zwingendes Motiv unternahm. Es kommt uns als etwas Absurdes vor, wenn sie sich nach einem ganzen Leben idealer Liebe in die Arme des ersten besten wirft, ohne auch nur Sympathie für ihn zu fühlen. Ja, sie hebt stark hervor, daß dieses Verhältnis „sexuell und nicht erotisch war", womit sie ausdrücken will, daß sie weder von einem körperlichen Lustgefühl dazu getrieben wurde noch je ein solches verspürte. Durch dieses Verhältnis wurde die abgebrochene Verbindung mit den Menschen wieder angeknüpft. Innerlich zeigte sich diese Rekonstruktion dadurch, daß sie wieder in ein Gefühlverhältnis zu allen Menschen, mit welchen sie früher in Verbindung gewesen war, kam. Äußerlich zeigte sie sich dadurch, daß sie wieder fähig wurde, bei einer bestimmten Arbeit zu bleiben und diese konsequent durchzuführen. Wie früher erwähnt, ist sie in den zehn Jahren nach dem Verhältnisse auf demselben Platz geblieben. Die Rekonstruktion wurde aber eine wahnhafte. Um zu verstehen, warum sie das unter den gegebenen Verhältnissen werden mußte, ist es notwendig, einige Grundtatsachen näher zu betrachten, vor allem die Sexualität der Patientin.

Während der Behandlung wurde von der Sexualität nur wenig gesprochen. Mit Zuhilfenahme der Anamnese und nachträglicher Angaben

[1]) Es scheint mir möglich, daß sie sich dieses Gefühls des Zwanges erst dann vollständig bewußt geworden ist, nachdem sie das Gefühl der Befreiung vollständig erlebt hatte.

sind mir wenigstens deren Hauptzüge klar geworden. Es scheint mir unzweifelhaft, daß die Patientin vom Hause aus eine starke Sexualität gehabt, und daß diese sehr früh und sehr stark verdrängt worden ist. Der größte Teil ihrer Biographie handelt von sexuellen Träumereien, Gedanken und Erlebnissen, bis diese vom Verhältnisse zum Korrespondenten vollständig beherrscht wird. Hinter den zahlreichen Bildern schimmert die sexuelle Symbolik deutlich durch. Die Sexualität wird immer nur als eine feindliche Macht, etwas Greuliches empfunden. (Als kleines Kind masturbierte sie, wurde aber durch die Mutter davon entwöhnt.) — Bei der Behandlung ahnt man hinter ihrem Streite für die Rechte des Weibes einen starken männlichen Protest (Adler); in der Biographie findet man ihn beinahe überall, wo sexuelle Verhältnisse besprochen werden. Diese fängt sogar damit an, daß das 7jährige Mädchen in ihrer Aufgabe von dem Fluche Gottes über das Weib liest, sich darüber empört und erst beruhigt wird, als die ältere Schwester ihr erklärt, daß der Fluch nur den Frauen gilt, welche einen Mann haben und Kinder bekommen. Dann entschließt sie sich, nie zu heiraten, und bleibt bei diesem Entschlusse. Sie will nie unter die Herrschaft des Mannes kommen; die Ehe ekelt sie an. „Der Mittelpunkt in dieser geheimnisvollen Finsternis war die Hochzeitsnacht. Dort erzwangen die Männer sich etwas, das bewirkte, daß die Weiber nachher immer wieder Kinder kriegten. Was es war, wußte sie nicht. Waren alle Männer Missetäter und Henker?"

Wie dieser männliche Protest entstanden ist, bleibt eine später zu behandelnde Frage. Daß die ersten Kindereindrücke von der Stellung des Vaters in der Familie dabei eine Bedeutung gehabt, scheint mir wahrscheinlich. In der Biographie läßt sie ihn tot sein — eine einfache Wunscherfüllung — und sie beschreibt, wie schön und ruhig es jetzt ist, da man nicht mehr immer zu fürchten braucht, daß er jede Freude zerstören wird. Im geheimnisvollen Verhältnis zur Mutter war er ein Unterdrücker, ein Verbrecher. Einmal, als sie als junges Mädchen das neue Heim einer Freundin besucht, fällt ihr in deren Schlafzimmer folgendes ein: „Sie sah vor sich das ins Dunkel des Schlafzimmers eingeschobene Doppelbett im Elternhause. Es schien ihr immer, als ob dieses von geheimnisvollem Schreck umgeben wäre. Daher entströmten in den Nächten grausame, unerklärliche Laute, welche sie, als sie noch ihren Platz im Schlafzimmer der Eltern hatte, mit namenloser Angst erfüllten."

Aus dieser inneren Spannung rettet sich die Patientin in eigentümlicher Weise. Ihre von Natur lebhafte märchenerfüllte Phantasie kam ihr zu Hilfe, und sie erschuf sich eine Sublimierung, die tatsächlich während 20 Jahre ihre Sexualität befriedigte. Die Sexualität hat sich nicht zum Durchbruche bringen können, um die Patientin mit realer Wollust zu erfüllen und sie zu einer ebenso realen Verbindung mit einem Menschen zu zwingen. Es war dasselbe Verhältnis mit der Sexualität überhaupt wie mit folgender Regung: „Gleichwie unabsichtlich näherte er sein Knie ihrem Knie. Ein Funke entsprang der Berührung. Sie fühlte, wie er schleichend suchte, sich Weg zu bahnen, aber atemlos widerstand sie; und der Funke erlosch, wo er entzündet worden war." Sobald die Sexualität sich zu erheben suchte, trat

die Verdrängungstendenz so stark in Wirksamkeit, daß sie nie die zwingende Macht erreichte. Aber die Briefe des Korrespondenten erfüllten sie mit unbeschreiblicher Wollust. „Sie waren wie eine körperliche Berührung." — Die Sexualität blieb in einem träumerischen Zustand fixiert, den man wohl am ehesten Narzissismus nennen kann. Denn während dieser Zeit blieb im Grunde die Patientin selbst der Gegenstand ihrer Sexualität. Die Sublimierung hatte zwar einen fremden Mann zum Inhalt, aber sie war doch wesentlich eine Schöpfung ihres eigenen Ich, ein Teil desselben. Wie sehr dies der Fall war, trat deutlich zutage, als sie endlich diesem Manne begegnete — und ihn in keiner Weise mit dem Bilde identifizieren konnte, das sie sich von ihm gemacht hatte. Sie hatte geglaubt, einen wirklichen Mann zu lieben; sie hatte aber im Grunde nur sich selbst geliebt. — Nur auf diese Weise wird die sonst unglaubliche Tatsache verständlich, daß sie während 20 Jahre in derselben Stadt wie ihr Geliebter gelebt, ohne ihn je zu treffen. Sie hatte sich unbewußt gegen jede Begegnung gesträubt; sie hatte instinktiv geahnt, daß eine Begegnung das Ende des Verhältnisses werden mußte, — und sie hatte auch instinktiv die Katastrophe geahnt, die dann kommen mußte.

Mit dieser Katastrophe wurde sie in die frühere Spannung zurückgeworfen. Eine sehr wichtige, später mitgeteilte Tatsache ist, daß sie dabei wieder der Masturbation anheimfiel; der beste Beweis, wie vollständig die Sublimierung sie befriedigt hatte, scheint mir zu sein, daß sie in allen jenen Jahren nicht masturbierte. Jetzt fuhr sie damit fort, nicht nur in den Jahren vor dem sexuellen Verhältnis, sondern auch während und nach diesem.

Wenn die Diskussion also jetzt zu dieser Wiederkehr der jugendlichen Sexualspannung und zu deren Folgen kommt, ist es notwendig, eine Frage zu streifen, der ich bisher ausgewichen bin: Spielten pathologische Komponenten in ihr eine Rolle? Ihre ersten sexuellen Regungen waren an Knaben geknüpft. Aber das Verhältnis zur zwei Jahre älteren Schwester war doch sehr sonderbar. Diese „Ehe" war so fest, daß die Schwester sich erst verheiratete, als die gemeinsamen Zukunftspläne an äußeren Umständen gescheitert waren; sie hat der Patientin geradezu erzählt, daß sie den Mann wählte, nur weil sie nicht bei ihr bleiben konnte. Sichere Beweise, daß eine sexuelle Neigung in der Tiefe unter dieser Verbindung steckte, habe ich nicht. Es kann aber nicht ausgeschlossen werden. Ebensowenig kann man eine versteckte Homosexualität hinter den vielen und sehr warmen Freundschaftsverbindungen der Patientin ausschließen.

Für die, welche Wert auf die Traumdeutung legen, wird vielleicht folgender Traum, welcher um 1900 fiel und genau in der Erinnerung zurückgeblieben ist, als Beleg für Homosexualität dienen können. „Ich stehe im Peristyl des Seminars, den Rücken gegen die Barrière. Diese bricht, und ich falle schwindelnd nach hinten. Im letzten Augenblick ergreife ich aber die wie eine Tür aufgeschlagenen Barrièrehälften und ziehe mich mit dem Arme wieder herauf, wo ich ohnmächtig in die Arme eines Weibes falle."

Das manifeste Material ist vom Seminar genommen. Hinter dem Fallen steht — was die Patientin selbst gleich herausfand — eine Turnbewegung, die sie als Kind sehr liebte, weil sie ein schönes, schwindelndes Gefühl

erzeugte. Kehrt man die Ordnung der einzelnen Elemente um, so entdeckt man leicht die Masturbationsprozedur, das Ergreifen der auseinander geklappten Schamlippen und den schwindelnden Orgasmus; und das in den Armen eines Weibes!

Ich ziehe es aber vor, mich über diese Frage mit großer Vorsicht zu äußern, da es mir scheint, daß das geringe Material keine Entscheidung erlaubt. Wegen einer besonderen Ursache, zu welcher ich bald kommen werde, habe ich an der Frage nicht ganz vorbeigehen können.

Mit dieser Kenntnis vom Sexualleben der Patientin ist es leichter, die nach dem Untergange der Sublimierung eintretende kritische Situation zu verstehen. Mit deren Zuhilfenahme war ihre innere Welt erbaut und auch die Libidobesetzung der äußern Welt war von ihr abhängig; — mit deren Zerstörung mußte ihr Ich in einen Zustand der Auflösung geraten und auch ihr Verhältnis zur äußere Welt mußte Verschiebungen erleiden. Wie weit diese Auflösung sich hätte entwickeln können, wenn sie sich Jahre hindurch unaufhaltsam fortgesetzt hätte, kann man natürlich nicht sagen. Aber es möchte nicht zu kühn sein anzunehmen, daß ihr Endziel die Verblödung war, und daß sie dies hätte erreichen können, wenn keine Sicherungstendenzen (Adler) in Wirksamkeit getreten wären. Denn aus diesem jugendlichen Sexualkonflikt, aus welchem die Patientin sich einmal durch die Sublimierung gerettet hatte, gab es jetzt eigentlich keinen Ausweg. Der männliche Protest arbeitete wie eine übermächtige Naturkraft, um das Sexualleben noch stärker zu verdrängen, als er es in der Jugend getan. Aber auch abgesehen von ihm bestand keine Aussicht, daß eine Fixierung, die sich während 20 Jahre konsolidiert hatte, sich hätte lösen können. Gleichzeitig arbeitete die starke Sexualität unter diesem Berge von Widerständen mit der ganzen Stärke der ungebrauchten Jugendkraft. Der Weg zur Rettung, den sie mit 18 Jahren gefunden, war jetzt verschlossen; denn noch einmal aus sich selbst eine so unerhörte Schöpfung wie das ideale Bild des Korrespondenten vollbringen zu können, dazu hatte sie mit ihren 38 Jahren weder Phantasie noch Vitalität genug; so etwas tut der Mensch überhaupt nur einmal in seinem Leben.

Es entsteht jetzt die Frage, warum das sexuelle Verhältnis, in welches sich die Patientin instinktiv geworfen hatte, um sich vor den geahnten Gefahren zu retten, diese Situation überhaupt veränderte, und warum diese Veränderung gerade in diese Krankheit auslaufen mußte.

Das einzige, was allein die Patientin hätte retten können, war eine Liebe, die sowohl alle Sehnsucht ihrer Seele wie alle gärenden sexuellen Kräfte befreit hätte. Durch eine solche würde ihr Herz sich

erweitert haben, um wieder die Menschen und die Welt mit zärtlichen Gefühlen zu umfassen; durch die neue Übertragung wäre auch die Realität und ihre Verbindung mit ihr erneuert worden.

Dieses sexuelle Verhältnis beeinflußte aber nicht ihre Seele, ihre Gefühle. Die Einstellung, welche durch den Untergang der Sublimierung aus Liebe in Haß verwandelt worden war, wurde nicht verändert, sondern blieb dieselbe. Aber gleichzeitig wurde durch das Nachgeben gegenüber der Sexualität alles in ihrem Innern wirklicher; und da das Verhältnis eine neue Anknüpfung mit der Außenwelt mit sich führte, so wurde auch die äußere Welt wirklicher. Das heißt, daß sowohl ihr eigenes Gefühl vom Haß wie die Empfindung des Hasses der Welt wirklicher wurde. Die neuerschaffene Welt war eine Welt des Hasses. Hiezu kommt eine sehr wichtige Tatsache.

Durch die Sublimierung hatte sie sich nicht nur vor dem sonst unlösbaren sexuellen Konflikt gerettet. Diese hatte auch eine andere, vielleicht nicht weniger wichtige Bedeutung gehabt. Aus der Biographie geht es deutlich hervor, daß das Verhältnis zum Korrespondenten dieselbe Bedeutung für ihre Entwicklung hatte, welche nur die wirkliche Liebe hat: — Es war für sie die Brücke von dem kindlichen träumerischen Halbbewußtsein zum vollen klaren Bewußtsein des Weibes. Und die Sublimierung hatte eine ebenso entscheidende Bedeutung für das Erhalten der Bewußtseinshöhe wie für das Erhalten der Affekteinstellung. Da sie durch den Untergang der Sublimierung zum Narzissimus, zur Masturbation usw. zurückfiel, wurde sie auch der Gefahr in die Macht unbewußter Komplexe zu geraten, mehr ausgesetzt, als sie es bisher gewesen war.

Da das sexuelle Verhältnis sie jetzt nicht wieder erhob, wie die Sublimierung es früher getan, so machte es diese Gefahr nicht kleiner. Eher umgekehrt. Wie die neue Libidobesetzung alles wirklicher machte, so gab sie auch den unbewußten Komplexen neues Leben. Damit der Komplex, der sich um die verfolgte Freundin gebildet hatte, ins Bewußtsein hereinbrechen könnte, war es nicht nur nötig, daß der Widerstand durch Lockerung des Ichbewußtseins geringer geworden war; der Komplex hatte einen neuen Zuschuß von Kraft nötig, und diese bekam er durch die Libidobesetzung.

Warum gerade dieser Verfolgungskomplex sich die Macht über das Ich der Patientin erzwang, scheint mir jetzt ohne weiteres verständlich zu sein. Als ich diese Frage bei der Behandlung der Patientin auseinandersetzte, hielt ich mich wesentlich bei der rein assoziativen

Seite auf: Die Identifizierung geschah hauptsächlich wegen der Ähnlichkeit der Situation, in welcher die Patientin sich jetzt befand, mit jener, in welcher die Freundin sich einmal befunden hatte. Aber die affektive Seite muß doch als wichtiger betrachtet werden: Der Haß zog jenen Komplex ins Bewußtsein hinein, der überhaupt am stärksten von Haß betont war. Dazu kommt eine andere, vielleicht noch wichtigere Erwägung. Man identifiziert sich am leichtesten mit einem Menschen, der die eigenen geheimen Wünsche und Strebungen verkörpert hat. Diese Rolle hatte die Freundin im Leben der Patientin gespielt, vor allem dadurch, daß sie stärker als irgend eine andere gegen die Ehe und die Unterwerfung des Weibes unter den Mann protestiert und dafür gelitten hatte. Damals wollte die Patientin sich durch ihr öffentliches Auftreten einer ähnlichen Verfolgung aussetzen. Das Motiv des sexuellen Verhältnisses, welches sie selbst in den Vordergrund schiebt, daß sie durch Handeln das Recht des Weibes vor sich selbst — und wohl auch im Grund vor anderen — demonstrieren wollte, birgt ohne Zweifel eine tatsächliche Wahrheit. Sie wollte aber nicht nur gegen die Ehe und die soziale Unfreiheit protestieren, — sie wollte auch durch das Leiden den Ernst dieses Protestes an den Tag legen. Das zeigte sich schon, als sie das Leiden, die Verfolgung, mit der Freundin teilen wollte. Jetzt wollte sie selbst ein ähnliches Leiden und eine ähnliche Verfolgung für das Recht des Weibes durchleben. Die Identifizierung wurde also von einem deutlichen Wunschmotiv unterstützt.

Die wichtigste Frage für das Verständnis der ganzen Krankheit scheint mir jetzt zu sein, wie die Identifizierung sich mit solcher unerhörten Kraft der Patientin aufdrängen konnte, daß sie allmählich ihr ganzes Ichbewußtsein durchsetzte.

Wie früher erwähnt wurde, gehörte zu den Motiven des sexuellen Verhältnisses, daß die Patientin hoffte, durch dieses „von dem Zwange frei zu werden, den sie immer gefühlt hatte".

Daß dieser Zwang seine Wurzel in der verdrängten, respektive fixierten Sexualität hatte, betrachte ich als selbstverständlich. Wie früher mehrmals hervorgehoben, brachte das sexuelle Verhältnis keine Erlösung der Sexualität; durch die neue Libidobesetzung machte sie alles nur tatsächlicher, so auch diesen Zwang. Wie wenig die Patientin von dem kindlichen Sexualkonflikt, zu welchem sie zurückgeführt worden war, befreit war, ersieht man daraus, daß sie nicht einmal während der Zeit häufigen Sexualverkehrs mit der Masturbation aufhören konnte. Den Zwang fühlte sie in dieser Zeit stärker und er wuchs

so, daß er nicht beim unbestimmten Gefühl bleiben konnte, sondern sich an Objekte heften mußte. Das will nichts anderes sagen, als daß bei der allgemeinen neuen Libidobesetzung der inneren und äußeren Welt einzelne Dinge so stark besetzt wurden, daß der Zwang der Sexualität sich gleichsam durch diese repräsentierte. Der Zusammenhang mit erogenen Zonen wurde für die Auswahl der ersten unter diesen Objekten entscheidend.

Woher das Material dazu auch gekommen sein mag, nachdem die Zwangsvorstellungen gebildet waren, traten sie in den Dienst des schon seit Monaten bestehenden Beobachtungswahnes. Dadurch wurde das Übergreifen des Zwanges auf den ins Bewußtsein hineinbrechenden Verfolgungskomplex erleichtert, und nachdem es dem Zwange gelungen war, diesen vollständig zu besetzen, war der Verfolgungswahn fertig.

Die Patientin hatte instinktiv das sexuelle Verhältnis eingeleitet, um sich von der um sich greifenden Auflösung ihrer Seele zu retten. Die Folge wurde ein Beobachtungswahn, der sich nach Vereinigung mit einer Zwangskrankheit zum Verfolgungswahn entwickelte.

Was die Struktur des so entstandenen Wahnes betrifft, so zeigt sie einige besondere Eigentümlichkeiten, die ich wenigstens streifen muß. Freud sagt:

„Aus dem Studium einer Reihe von Fällen von Verfolgungswahn habe ich und haben Andere den Eindruck empfangen, die Relation des Kranken zu seinem Verfolger sei durch eine einfache Formel aufzulösen. Die Person, welcher der Wahn so große Macht und Einfluß zuschreibt, in deren Hand alle Fäden des Komplotts zusammenlaufen, sei, wenn sie bestimmt genannt wird, die nämliche, der vor der Erkrankung eine ähnlich große Bedeutung für das Gefühlsleben des Patienten zukam, oder eine leicht kenntliche Ersatzperson derselben."

Ich zweifle nicht, daß dieses im allgemeinen zutrifft; in diesem Falle scheint es aber nicht so gewesen zu sein. Die Patientin hatte die Organisation der Verfolgung genau studiert; aber weder der Korrespondent noch der andere Geschäftsmann in X-Burg spielten in ihr eine Rolle. Ganz auffallend ist es dagegen, wie viel größere Bedeutung die Weiber als die Männer bei der Verschwörung hatten[1]). Zuerst wurde das Gerücht von der Nachfolgerin in X-Burg verbreitet. Die ganze Verfolgung wurde von dem vornehmsten Frauenbunde Schwedens zentral geleitet; bei der Erzählung kam sie immer wieder auf ihre Freundinnen und die Frauen in den Familien, wo sie gelebt hatte, zurück. Dies

[1]) Verfasser unterschätzt die Homosexualität dieses Falles. Anmerkung der Redaktion.

kann ja einfach dadurch erklärt werden, daß sie früher überwiegend mit Weibern in Verbindung gestanden hatte. Aber möglich ist auch, daß es für die Auffassung verwertet werden muß, daß die Verfolgung ihre Reaktion gegen eine versteckte homosexuelle Komponente war. Die kindliche Sexualverdrängung, die mit Narzißmusfixierung endete, würde in diesem Falle nicht nur von dem früher hervorgehobenen männlichen Protest, sondern auch von dem Streite gegen diese Komponente bewerkstelligt worden sein. Bei der Wiederkehr des Verdrängten nach dem Einsturze der Sublimierung würde dann diese Komponente gedroht haben durchzubrechen; um das zu verhindern, warf sie sich in die Arme des Mannes; und das endgültige Resultat wurde, daß der Wahn wie eine Mauer gegen die Komponente aufgebaut wurde. Wenn es so wäre, würde es mit der Erfahrung Freuds stimmen, daß „sie alle (Paranoici) an der Bewältigung ihrer unbewußt verstärkten Homosexualität gescheitert waren". Leider läßt sich die Frage ebensowenig entscheiden wie die oben behandelte Frage, ob eine Homosexualität überhaupt nachzuweisen sei.

In einer andern Hinsicht spricht dieser Fall entscheidend gegen die Auffassung Freuds. „Wir haben bisher den den Fall Schreber beherrschenden Vaterkomplex und die zentrale Wunschphantasie der Erkrankung behandelt. An alledem ist nichts für die Krankheitsform der Paranoia Charakteristisches, nichts was wir nicht bei anderen Fällen von Neurose finden könnten und auch wirklich gefunden haben. Die Eigenart der Paranoia (oder der paranoiden Demenz) müssen wir in etwas anderes verlegen, in die besondere Erscheinungsform der Symptome, und für diese wird unsere Erwartung nicht die Komplexe, sondern den Mechanismus der Symptombildung oder den der Verdrängung verantwortlich machen. Wir würden sagen, der paranoische Charakter liegt darin, daß zur Abwehr einer homosexuellen Wunschphantasie gerade mit einem Verfolgungswahne von solcher Art reagiert wird."

Denn in diesem Falle lag die ganze Verfolgung schon im Komplexe. Um der Krankheit die Form des Verfolgungswahnes zu geben, reichte die Identifizierung und deren Durchsetzen des Ichs hin; es war kein besonderer Symptombildungsmechanismus nötig. Die Projektion nach außen war schon im Komplexe durchgeführt. — Ob dieses Verhältnis bei der Paranoiabildung gewöhnlich ist, oder ob dieser Fall als Ausnahme betrachtet werden soll, wird die kommende Forschung entscheiden. Der Gedanke, daß der Paranoiker sich nicht mit einem Verfolgten,

mit einem König usw. im allgemeinen identifiziert, sondern mit einem bestimmten Menschen, ist schon früher ausgesprochen worden. Wenn es richtig ist und allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann, so würde man hier eine sichere Richtschnur für die Paranoiaforschung finden können.

Es frägt sich dann, wo das spezifisch Paranoische in diesem Falle zu suchen ist, da auch der Mechanismus der Symptombildung neurotischer Natur war. Vielleicht ist man zu antworten geneigt, daß es nichts solches gibt, um daraus zu folgern, daß der Fall zur Hysterie gerechnet werden soll; darin würde man also die Ursache finden, daß er geheilt werden konnte. Tatsächlich ist es wahr, daß weder in den erbauenden Kräften noch in ihrer Weise zu wirken bisher etwas Spezifisches nachgewiesen wurde. Aber, daß es diesen Kräften gelang, auf diese Weise eine derartige Krankheit zu organisieren, das setzt eine Eigentümlichkeit in der psychischen Konstitution voraus, und es scheint mir nicht schwer diese zu finden. Bei der Behandlung fand die Patientin selbst Anlaß, mir zu erklären, daß sie überhaupt nie mit dem Intellekt, sondern immer mit den Gefühlen gedacht. Mit diesem Ausdrucke wollte sie ihre Unfähigkeit, eine Sache klar zu erfassen, bezeichnen.

Berze[1]) hat zu beweisen versucht, daß gerade diese Unfähigkeit das Primärsymptom der Paranoia ist. Er faßt seine Ansichten folgendermaßen zusammen:

1. Es gelingt aus den als Paranoia bezeichneten Krankheitsfällen eine bestimmte Gruppe auszusondern, welche durch die chronische Wahnbildung charakterisiert ist. — Diese Gruppe wird also von Fällen einer Krankheit sui generis gebildet.

2. Die psychopathologische Grundlage dieser Krankheit ist eine Störung der Apperzeption, welche darin besteht, daß der Vorgang der Erhebung eines psychischen Inhaltes in den inneren Blickpunkt erschwert ist.

3 *a*). Diese Störung führt zunächst das Gefühl des Erleidens im Anschluß an die passive Apperzeption herbei.

3 *b*). Diese Störung zieht zweitens das Ausbleiben einer Reihe von Apperzeptionsakten, die beim Gesunden anstandslos vor sich gehen, nach sich. (Darauf besonders beruht die Kritiklosigkeit der Paranoiker.)

Ich gehe an dem Versuche Berzes vorbei, alle die paranoischen Symptome aus dieser Quelle abzuleiten. Es scheint mir nicht ohne gezwungene Konstruktionen möglich. Wenigstens kann dieser Fall kein

[1]) Berze, Über das Primärsymptom der Paranoia. Halle 1903.

Beleg dafür sein, daß aus diesem Gefühl des Erleidens der Wahn des Geschädigtwerdens und daraus der Verfolgungswahn abzuleiten sei[1]).

Er meint, daß diese Apperzeptionsstörung sich allmählich in der Zeit vor dem Ausbruche der Krankheit entwickelt. In diesem Falle würde man eher von einer angeborenen Minderwertigkeit der Apperzeptionsfunktion sprechen können. Ich erinnere an die Unlust, mit welcher die Patientin jedem klaren Bewußtwerden eines Erlebnisses während der Behandlung zu entweichen suchte. Daß sie dasselbe im Grunde immer getan, werde ich gleich zu zeigen versuchen. Zuerst möchte ich aber die Aufmerksamkeit auf eine noch tiefere Ergründung dieser Minderwertigkeit lenken.

Daß das Gefühlsleben, die Affektivität, als die treibende Kraft des Lebens betrachtet werden muß, wird ja als eine nicht zu verneinende Tatsache immer mehr anerkannt. Es scheint mir aber, daß die Bedeutung dieser Kraft bei der Bildung der Vorstellungen und also beim Erbauen der Seele im allgemeinen nicht genug geschätzt wird. Ich selbst teile hierüber die Meinung, welche Prof. Hans Larsson[2]) also ausgedrückt hat: — „Es scheint mir, wenn ich mich einer so weit möglich unbetonten Vorstellung gegenüberstelle, als ob sich zwischen mir und dieser Vorstellung ein Rapport herstellte, den ich als emotionell bezeichnen muß, der weder kognitiv noch volitionell ist; und es scheint mir auch, als ob diese Vorstellung ihre Intensität für mich verlieren würde in dem Maße, wie dieser Rapport, diese Spannung zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich, schwächer würde. Und ich bin sicher, daß ein jeder, der abstraktionsweise versucht, dieses Gefühl aus dem Bewußtsein zu eliminieren, finden wird, daß eine solche Elimination die Vernichtung des Bewußtseins sein würde.... Ich will doch bemerken, daß ich nicht sicher bin, ob das Gefühl in seinem innersten Wesen Lust oder Unlust ist. Vielleicht ist es eher ein Gefühl von Realität, wenn auch als solches immer einigermaßen in Lust oder Unlust differenziert".

[1]) Bleuler kritisiert diese Auffassung also: „Diese Auffassung ist falsch, weil immer nur ein ganz geringer Teil aller Wahrnehmungen verändert ist. Auch bei einem schwer Kranken kommen viele Tausende normaler Apperzeptionen auf eine, die im paranoischen Sinne gefälscht wird". Ich kann dieser Kritik nicht beistimmen. Es gibt eine Störung und nicht eine Zerstörung der Apperzeptionsfunktion. Die Störung macht sich erst bemerkbar, wenn noch andere, besondere Verhältnisse die Apperzeption erschweren, z. B. die später zu erwähnende Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit.

[2]) Hans Larsson, Gränsen mellan sensation och emotion. Lund 1911.

Ich meine jetzt, daß die angeborene Minderwertigkeit der Patientin gerade hier ihre letzte Wurzel hat. Sie ist mit einem Mangel an „Gefühl für Realität" geboren, welcher macht, daß ihr jede Erfassung der Realität erschwert wird. Die erste Wirkung davon ist, daß die Apperzeption ihr eine größere Mühe bereitet, als es normalerweise sein soll. Um dieser Mühe zu entgehen, fängt sie schon in der frühesten Kindheit an, der äußeren Realität zu entfliehen, und dadurch entsteht ihre übergroße Neigung zum Tagträumen, Märchen, Phantasieren. So erklärt sich auch ihre Schwierigkeit, die innere und äußere Welt zu trennen, und ihre davon stammende Unsicherheit im Verkehr mit Menschen, „sie mußte sich immer hinter der Schwester, die für beide redete, verbergen". Auffallend ist es, wie oft man dieser Schwierigkeit in der Familiengeschichte des Vaters begegnet, nicht nur bei der Tante der Patientin, die gerade dafür bekannt war, sondern auch bei den Querulanten. Wenn ein Konflikt zwischen den Produkten ihrer freien Phantasie und der Realität entstand, hatte die Patientin immer eine unmittelbare Neigung, der ersteren nachzugehen. Unzählige kleine Züge würden hervorgezogen werden können, um dieses zu beleuchten. Alles dieses macht es einerseits verständlich, daß das eigentümliche Verhältnis zum Korrespondenten ihr größtes Erlebnis und tatsächlich die einzige mögliche Erlösung ihrer Sexualität werden konnte; anderseits versteht man auch, daß damit ein ausgezeichneter Boden für pathogene Prozesse geschaffen war.

Es versteht sich von selbst, daß die Bedeutung einer Verdrängung wie jedes anderen pathologischen Mechanismus von nichts so sehr abhängig ist wie von dem Boden, in welchen er aufgenommen wird und weiter arbeitet. Es scheint mir jetzt einsichtlich zu werden, warum die früher studierten Mechanismen der Patientin so verhängnisvoll wurden.

Der männliche Protest führte frühzeitig in ihr Gefühlsleben eine Spannung ein, die sich nicht wieder löste. Durch die später eintretende Fixierung der Sexualität wurde die Patientin des kräftigsten Hebels der Gefühlsentwicklung beraubt, welcher sie allein aus der träumerischen Unsicherheit zur Realität hätte erheben können. Diese und ähnliche Schäden des Gefühlslebens bekamen ihre große Bedeutung, gerade weil dieses vom Hause aus einen schwachen Punkt hatte; alles arbeitete gegen das Ziel, das minderwertige Realitätsgefühl zu zerstören. Sehr beachtenswert ist die Tatsache, daß diese Zerstörung schon vor dem Anfange der Korrespondenz so weit vorgeschritten war, daß sie sich in den Vorgängen der Außenwelt sehr schwer täuschen konnte. Sie hat mir z. B. erzählt, und es gibt in der Biographie eine Beschreibung dieses

Erlebnisses, daß sie eine Zeitlang, da sie etwa 17 Jahre alt war, glaubte, antipathischen Gefühlen und Beleidigungen eines jungen Mannes ausgesetzt zu sein; sie war sehr erstaunt, da dieser eines Tages erzählte, daß er sie liebte und alles getan hatte, um ihr zu gefallen. — Da nun nach dem Einsturz der Sublimierung, in welcher sie in 20 Jahren den festen Punkt des Lebens gehabt hatte, ihr Gefühlsleben in Auflösung geriet, so wurde vor allem der schwache Punkt davon getroffen, und sie glitt immer mehr aus der Realität heraus. Bei dem endlichen Durchbrechen des Verfolgungskomplexes gab es kein Realitätsgefühl, das diesem Widerstand leisten und es innerhalb der Grenzen der Zwangskrankheit zurückdrängen konnte; es gelang dem Komplexe, sich vollständig durchzusetzen und eine Paranoia zu konstituieren. Dazu wirkte ein besonderer Umstand mit. Es wurde oben hervorgehoben, daß die erste Wirkung der Verminderung des Realitätsgefühles eine Erschwerung der Apperzeption ist. Nun aber wird die Apperzeption der äußeren Welt um so mehr erschwert, je mehr die Aufmerksamkeit von einem inneren Vorgang in Anspruch genommen wird. Beim Durchbruch des Verfolgungskomplexes zog dieser die Aufmerksamkeit der Patientin so stark an sich, daß die schon mangelhafte Apperzeption noch mehr außer Funktion gesetzt wurde. So entstanden die Sinnes- und Erinnerungstäuschungen, welche, einmal gebildet, ihrerseits die Entwicklung des Wahnes unterstützten.

Ohne diese konstitutive Grundlage hätten alle Konflikte und Schädlichkeiten nicht die Patientin zu einem Opfer der Paranoia machen können. Sie wäre auf dem Boden der Hysterie oder vielleicht gesund geblieben.

Diese ganze Frage nach der letzten Ursache der Paranoiabildung kann jetzt von einer andern Seite betrachtet werden. Oben wurde die Ansicht ausgesprochen, daß der Wahn als eine Sicherungstendenz aufgefaßt werden kann. Wenn man den Gesichtspunkt „Krankheit" negativ nennt, so kann der Gesichtspunkt „Sicherungstendenz" positiv genannt werden. Ebenso wie die Wahnbildung in einer negativen konstitutionellen Eigenschaft, einer Minderwertigkeit, wurzelt, so wurzelt sie auch in einer positiven, einer Überwertigkeit. Als Minderwertigkeit wurde das mangelhafte Gefühl für die äußere Realität aufgefaßt. Als Überwertigkeit fasse ich ein um so stärkeres Gefühl für die inneren Vorgänge auf; aus diesem entsproß ihre sehr lebendige und schöpferische Phantasie. Nachdem diese in den Dienst der erwachenden Sexualität getreten war, entwickelte sich bei ihr ein selten starkes

Sublimierungsvermögen. Dank diesem Vermögen rettete sie sich auf originelle Weise aus dem sonst unlösbaren sexuellen Jugendkonflikte; das Verhältnis zum Korrespondenten kann als eine Sicherungstendenz aufgefaßt werden, die aufzurichten ihr auf dem Wege der Sublimierung gelang. Bei dem zweiten großen Konflikt ihres Lebens, dem Einsturz dieser Sublimierung, traten die phantastisch schöpferischen Kräfte wieder in Wirksamkeit. Es gelang ihnen auch jetzt, eine Sicherungstendenz aufzurichten, und zwar den Wahn. Der Unterschied zwischen diesen beiden Schöpfungen stammt daher, daß die erste von der Liebe bewerkstelligt wurde und durchaus die Züge der Liebe trug; — das zweite Mal war aber die Liebe tot, der Haß herrschte und prägte die Schöpfung mit seinen Zügen.

* * *

Durch diese Auseinandersetzung hoffe ich den Aufbau der Krankheit einigermaßen verständlich gemacht zu haben. Es wird dann erübrigen, auch den andern in diesem Falle zu studierenden Vorgang, die Heilung, verständlich zu machen. Diese ist wohl im Grunde nicht so einfach vor sich gegangen, wie es nach der Beschreibung der Behandlung scheinen möchte. Einige Bemerkungen müssen also zu dem dort Gesagten hinzugefügt werden.

Als die Patientin zur Behandlung kam, war sie ein Opfer unbewußter Komplexe, und ihre Seele stand noch unter dem Druck aller Kräfte, mit deren Hilfe diese Komplexe den Wahn geschaffen hatten, der männliche Protest, die Verdrängung, der Haß usw. Die Heilung konnte nicht eintreten, ohne daß diese Kräfte abgespannt, außer Funktion gesetzt wurden, und auch nicht, ohne die Komplexe bewußt zu machen. Bei einer so tiefen Verwandlung ist es notwendig, nicht nur mit den früher erwähnten Faktoren, Analyse, Suggestion usw. zu rechnen. Man muß auch, und dies vor allem, dem unmittelbaren Einflusse, welchen der Arzt, oft unbewußt, durch seine Person ausübt, Rechnung tragen. Leider gehört dieser zu den ungreifbaren Dingen, die sich kaum wissenschaftlich fixieren lassen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß der Ausgangspunkt des Heilungsprozesses ein Gefühl von Sicherheit war. Woher dieses kam, kann nicht näher bestimmt werden; aber ich bin der Meinung, daß ein Arzt, der seinen Patienten nicht unmittelbar dieses Gefühl eingibt, sich von der Psychotherapie fernhalten soll. Dieses Gefühl von Sicherheit wurde stärker, in dem Maße als die Patientin fand, daß ich ihre

seelische Situation beherrschte, und daß ich in meinen Behauptungen recht hatte. Dazu kamen allmählich Züge von Dankbarkeit. Ich muß betonen, daß die Patientin in ihrer persönlichen Einstellung gegen mich niemals die große Distanz zu überschreiten versuchte, die ich immer als ein Gegengewicht gegen die Notwendigkeit, über so intime Verhältnisse zu sprechen, aufrecht halte. Sie hat mich niemals mit unnötiger Unterhaltung, Briefen, Blumen usw. belästigt.

Bei der Abspannung des männlichen Protestes hat es wohl eine Rolle gespielt, daß ich nie mit einem einzigen Worte gegen sie protestierte. Auch da sie mit ihren kräftigsten Ausfällen gegen den Mann kam, hörte ich ruhig auf alles, was sie zu sagen hatte, und meinte, daß sie im Grunde recht hatte. Aber viel wichtiger ist es, daß sie allmählich unter den Einfluß meiner eigenen Meinung kam, daß aller derartiger Streit unerhört töricht ist. Ich brachte ihr das Gefühl bei, daß der Streit zwischen den Geschlechten nicht im Wesen der Natur begründet, sondern nur eine Konstruktion disharmonischer Menschen ist; und darum gab sie den Protest auf. Damit trocknete eine Quelle antipathischer Gefühle aus und der Haß verlor seine Intensität. Sobald sie wirklich vom Herzen Dankbarkeit gegen einen einzigen Menschen fühlte, mußte der Haß verschwinden.

Eine wie große Rolle die Sexualität bei dieser Gefühlsübertragung spielte, ist natürlich auch nicht zu entscheiden. Die Antwort ist vor allem davon abhängig, wie weit man den Sexualitätsbegriff ausdehnt. Ohne Zweifel haben ja alle Gefühle mit der Sexualität irgend einen Verbindungsfaden, aber es scheint mir einseitig, unter Verhältnissen wie diese denselben zur Hauptsache zu machen. Man darf nicht vergessen, daß die Krankheit überhaupt nicht auf dem Wege der Sexualbefreiung hätte beeinflußt werden können. So wie die Patientin beschaffen war, gab es für sie nur einen Weg zur Heilung, wie es für sie nur einen Weg zum Leben gegeben hatte: die Sublimierung. Die Person des Arztes hatte für sie sicherlich eine weit größere Rolle als möglicher Gegenstand für Sublimierungsübertragung als für Sexualübertragung gespielt. In letzter Linie ist das Wesen der Heilung wohl darin zu suchen, daß die positive schöpferische Phantasie irgend eine Sublimierung ausarbeitete, welche den durch die Behandlung rückgängig gemachten Wahn ersetzte.

Wenn der Wahn nach Freud als eine Art Spontanheilung aufzufassen ist, so hob also die Behandlung diese zugunsten einer besseren auf.

Alkohol und Neurosen.

Von Prof. **E. Bleuler** (Burghölzli).

In seiner Arbeit über die Rolle der Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia (Jahrbuch für psychoanalytische usw. Forschungen, III. Bd., 1. Hälfte, Leipzig und Wien, Deuticke, S. 106) schreibt Ferenczi:

„Die einseitige agitatorische Tätigkeit der Antialkoholisten sucht die Tatsache, daß der Alkoholismus in den allermeisten Fällen eine allerdings unheilvolle Folge und nicht die Ursache der Neurosen ist, zu verschleiern. Den individuellen wie den sozialen Alkoholismus kann nur die Analyse heilen, die die Ursachen der Flucht in die Narkose aufdeckt und neutralisiert. Oberstabsarzt Dr. Drenkhahn hat aus der Morbiditätsstatistik der deutschen Armee nachgewiesen, daß, infolge der antialkoholistischen Propaganda der letzten Jahre, die Zahl der „Alkoholerkrankungen" in der Armee von 4·19 : 10.000 rasch auf 0·7 : 10.000 gesunken ist, daß aber dafür die Zahl der Erkrankungen an sonstigen Neurosen und Psychosen in demselben Maße gestiegen ist. (Deutsche Militärzeitschrift vom 20. Mai 1909.) Die Ausrottung des Alkoholismus ist also nur scheinbar eine Verbesserung der Hygiene. Der Psyche, wenn ihr der Alkohol entzogen wird, stehen zahlreiche andere Wege der Flucht in die Krankheit zu Gebote. Und wenn dann die Psychoneurotiker, statt an Alkoholismus, an Angsthysterie oder Dementia praecox erkranken, bedauert man den riesigen Aufwand von Energie, der gegen den Alkoholismus an der unrechten Stelle in Gang gesetzt wurde."

Diese überraschende Notiz veranlaßte mich, die Arbeit Drenkhahns nachzulesen, wobei sich herausstellte, daß allerdings der Autor einen Zusammenhang zwischen der Abnahme der Alkoholkrankheiten im Heere und der Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten voraussetzte. Statt eines Beweises dieser Hypothese, wie Ferenczi meint, fand ich aber das Gegenteil, einen ganz klaren Beweis, daß der Zusammenhang nicht existiert. Was Drenkhahn im Textteil schreibt, ist eine Wunschphantasie, die im direkten Widerspruch mit der Realität seiner

Zahlen steht. Die Kurve der Alkoholkrankheiten hatte 1886—1887 mit 4·19 pro 10.000 ihren Höhepunkt erreicht und sank dann in drei Jahren, d. h. bis 1889—1890, auf 1·65. Von da an nahm sie mit einigen Schwankungen in langsamerem Tempo noch weiter ab, um im Jahre 1905—1906 0·7 pro 10·000 zu erreichen.

Die Kurve der Geisteskrankheiten blieb bis 1889—1890 gleichmäßig zwischen 0·2 und 0·4 pro 1000. Von da an fing sie an zunächst langsam zu steigen, indem sie 1899—1900 0·6‰ erreichte, um dann bis 1905—1906 auf 1·1 emporzuschnellen. Wir sehen also, daß einem plötzlichen Fallen der Alkoholkurve gar kein Steigen der Psychosenkurve entspricht und daß dann ein gleichmäßiges, langsames Sinken der Alkoholkurve in seiner ersten Hälfte von einem ganz langsamen, in der zweiten Hälfte von einem rapiden Anstiege der Kurve der Geisteskrankheiten begleitet ist. Bestünde ein Zusammenhang zwischen den beiden Tatsachen, wie ihn Ferenczi annimmt, in dem Sinne, daß die Unmöglichkeit, die Komplexe im Alkohol abzureagieren, eben die Flucht in die Neurose nötig mache, so müßten die beiden Kurven einander entsprechen.

Drenkhahn führt dann auch noch die Kurve der Neurasthenie und Hysterie an, die im Jahre 1897—1898 mit 0·68‰ beginnt und bis 1905—1906 auf 1·7‰ steigt. Die Neurosen hätten sich also um zirka das Zweieinhalbfache vermehrt, in der gleichen Zeit, da die Alkoholkrankheiten nur um $^2/_5$ abnahmen.

Drenkhahn hat es unterlassen, die Statistiken anderer Länder zu vergleichen. Diese hätten ihm dargetan, daß sich dort in bezug auf die Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten ähnliche Verhältnisse finden, während der Kampf gegen den Alkoholismus dort viel früher eingesetzt hat (England) oder gar nicht so energisch respektive ganz unwirksam geführt wird.

Ein Zusammenhang zwischen Abnahme der Alkoholkrankheiten und der Zunahme der Neurosen und Psychosen ist also auszuschließen. Es bleibt noch zu erklären, wie es denn kommt, daß in einer Zeit, da die Alkoholerkrankungen noch langsam abnehmen, die Neurosen und Psychosen so rapid zunehmen. Die Antwort hat Drenkhahn selbst gegeben. Früher hieß es — wie er nach einem älteren Militärarzt anführt, — Neurasthenie darf es bei den Soldaten nicht geben, denn sonst müßten wir schließlich bei der Aushebung fragen: „Hast du Lust zu dienen oder nicht?“ — „Wenn nicht, bist du Neurastheniker.“ Drenkhahn meint allerdings, dieser „praktische“ Grundsatz sei früher

durchführbar gewesen, jetzt aber nicht mehr, eben weil es zu viele Nervenkrankheiten gebe.

Wenn diese letztere Meinung richtig wäre, so müßte sie sich beweisen lassen. Es hat aber noch niemand bewiesen, daß die Nerven- und Geisteskrankheiten in der Armee wirklich in erheblichem Maße zugenommen haben. Es existiert im Gegenteil unter anderm eine sehr schöne Arbeit von Stier [1]), die nachweist, daß es sich im wesentlichen nicht um eine Vermehrung der betreffenden Krankheiten handelt, sondern um eine Verschiebung der Diagnosen. Denn nur durch eine solche läßt sich z. B. die Tatsache erklären, daß die organischen Nervenkrankheiten in der gleichen Zeit beim Militär sehr stark abgenommen haben, während sie in der Zivilbevölkerung gleich geblieben sind. Ebenso hat die Sammelrubrik der „anderen Nervenkrankheiten" nur in den Jahren 1896—1899 in der preußischen Armee um 16%, in der bayerischen gar um 30% abgenommen. Daß diese Verschiebung der Diagnosen kommen mußte, ist denn auch jedem klar, der nur ein wenig die wissenschaftlichen und militärischen Verhältnisse kennt. Die ältere Generation der Ärzte wußte fast nichts von der Neurasthenie; und um eine männliche Hysterie zu diagnostizieren, brauchte es bis vor nicht allzu langer Zeit einen besondern Mut. Daß die Militärdiagnostik mit ihrer Routine und ihrem Schematismus den Wandlungen der Wissenschaft erst nachhinken muß, ist selbstverständlich. Wir wissen ferner, daß die bessere Kenntnis der Neurosen und der leichteren Geisteskrankheiten, die erst die letzten 15—20 Jahre gebracht haben, die Folge hatte, daß man die Bedeutung dieser Krankheiten für das Heer auch an den maßgebenden Stellen eingesehen hat, daß man bei Soldatenmißhandlungen und vielen ähnlichen Fällen, wo man früher nie daran gedacht hätte, jetzt nach Geisteskrankheit der Soldaten sucht, daß man, gerade um solche Mißhandlungen zu verhüten, mit viel mehr Energie auf die latenten Psychosen fahndet, und daß man nun die Militärärzte in die neurologischen und psychiatrischen Kliniken abordnet; wenn man das überlegt, dann weiß man auch, daß die Diagnose der funktionellen Krankheiten nun sehr viel häufiger gemacht werden muß als früher, wo es nach Drenkhahn selbst „Neurasthenie bei den Soldaten nicht geben durfte", und man mit Bewußtsein hysterische Aphonien unter die Kehlkopfkatarrhe rubrizierte! Eine Neurasthenie fehlte vor 1897 in den Tabellen nicht deshalb, weil es keine Neurasthenien gab, sondern deshalb, weil die

[1]) Die Bedeutung der Nerven- und Geisteskrankheiten in der Armee im Lichte der Sanitätsstatistik. Deutsche militärärztliche Zeitschrift. 1905. N. 8 f.

Krankheit sich erst kurz vorher das allgemeine Bürgerrecht in der deutschen Diagnostik errungen hatte. Die Kenntnis der Herzneurosen ist noch jünger usw. Stier führt aber außerdem noch verschiedene Tatsachen an, die beweisen, daß auch jetzt noch viele Neurosen unter anderen Namen rubriziert werden, so unter den organischen Gehirnkrankheiten, von denen die ganz unmögliche Zahl von 45% in Dienstfähigkeit ausgingen, und er spricht es geradezu aus, daß sich die Neurosen und Psychosen in den Militärtabellen auch jetzt noch erheblich vermehren können, ohne daß man deshalb eine Mehrzahl an Erkrankungen annehmen dürfe[1]).

So reden die Tatsachen, und so urteilt ein Mann, der weiß, was er sagt. Daß ich Ferenczi so energisch widersprechen muß, tut mir leid, und noch mehr tut es mir leid, daß ich in seiner schönen Arbeit, die einige hochinteressante Beobachtungen und so anregende Gedanken enthält, die Wiederholung des unangebrachten Bierwitzes von Drenkhahn fand. Wir Psychanalytiker sollten uns ganz besonders vor solchen Fehlern zu hüten gelernt haben. Sehen wir doch, in wie leichtfertiger Weise man uns bekämpft, nicht weil wir unrecht hätten, sondern weil unsere Ansichten den meisten so wenig in den Kram passen wie die Abstinenz den Trinkenden.

Vergessen wir aber auch nicht, daß gerade die Psychanalytiker doppelt auf der Hut sein müssen, in Dingen, die in die Ethik hineinlangen, uns eine Blöße zu geben. Die psychanalytische Erkenntnis bringt uns in sexuellen Fragen da und dort in Widerspruch mit dem, was manche als sexuelle Ethik auffassen; meiner Ansicht nach wird auch dieser Widerspruch in unseren Kreisen hin und wieder etwas überschätzt. Doch tut das letztere hier nichts zur Sache; sicher ist, daß wir wegen unserer Stellung zur theoretischen sexuellen Ethik viele Vorwürfe hören müssen, die von dem urteilslosen Publikum deshalb nicht weniger als berechtigt angesehen werden, weil sie unbegründet sind. Warum noch leichtfertig einen neuen Vorwurf auf die Psychanalytik

[1]) Das Militär bildet nur einen kleinen Teil der trinkenden Bevölkerung. Es ist kein Ruhm für Drenkhahn, daß er gar nicht versucht hat, seine Theorie mit den Verhältnissen der Allgemeinheit in Zusammenhang zu bringen. Nun glaubten bis jetzt diejenigen, die sich um diese Dinge kümmerten, zu wissen, daß in der Zivilbevölkerung die Neurosen und Psychosen mit dem Überhandnehmen des Alkoholgenusses nicht abnahmen. Man hat sogar allgemein angenommen, daß die beiden Erscheinungen einander fördern. Und man kann diese Ansicht begründen, wenn auch noch viele Arbeit getan werden muß, bis alle wichtigen Zusammenhänge klar gestellt sind.

laden, über den man sich nicht so leicht hinwegsetzen könnte, weil er eben berechtigt wäre. Wer die Sachen nicht studiert hat, hat keinen Begriff, wie wichtig die Alkoholfrage für unser soziales Leben und für die Rassenhygiene, ja für unsere Kultur und die Existenz unserer Rasse ist. Es ist Pflicht, sich lieber zehnmal zu viel zu besinnen als dem Braukapital Gelegenheit zum Ausstreuen neuer Lügen zu geben und die Ausreden zur Beibehaltung der stumpfsinnigen Trinksitten vermehren zu helfen. Wir Psychanalytiker wissen ja besser als andere, daß man glaubt, was man wünscht. Und man wünscht zu trinken.

Aber auch von der rein wissenschaftlichen Seite aus gesehen, ist die Alkoholfrage eine ebenso wichtige wie komplizierte. Wer sie nicht ernsthaft studieren will, dem möchte ich ein energisches hands off zurufen. Er kann sich nicht auskennen in dem Labyrinth von bewußten und unbewußten Lügen, die seit bald einem Jahrhundert systematisch in die Welt gesetzt werden, in dem Wirrwarr von ungeklärten Beziehungen, auf die ganz unnötigerweise viel Gewicht gelegt wird, in den leichtfertigen Behauptungen von beiden Seiten, in den unzähligen intellektuellen und namentlich affektiven Assoziationen, die wider und namentlich für den Alkohol plaidieren.

Daß gerade die psychologische Tiefenforschung sich mit dem Alkohol auseinanderzusetzen haben wird, ist selbstverständlich. Bis jetzt kennen wir aber kaum mehr von den Zusammenhängen des Alkohols mit unserem Komplexleben als das Publikum, das den Alkoholismus eines Mannes auf die Bosheit der Frau oder auf die plötzliche Krankheit seines Schweines zurückführt. Jeder Mensch hat seine Komplexe, und wir wissen, daß jeder Trinker die seinigen neben den anderen ebenso blödsinnigen Ausreden benutzt, um seine Schwäche zu motivieren. Ein Wissenschafter, der mit diesen Leuten gleicher Ansicht sein will, muß nicht bloß die selbstverständliche Koinzidenz von Alkoholismus und Komplexen konstatieren, sondern auch den kausalen Zusammenhang der beiden Dinge. Letzteres ist noch nicht geschehen. Die Formel vom Vergessen des Schlimmen als Analogie der Verdrängung ist mit den Tatsachen noch lange nicht zum Decken gebracht worden. Ich möchte auch noch nicht glauben, daß es eine wesentliche Wirkung des Alkohols sei, die Sublimierungen rückgängig zu machen. Was für Sublimierungen umgekehrt bei einem patriotischen oder sonstwie moralischen Feste unter dem Alkoholeinfluß manifest werden, weiß doch jeder, der zu beobachten versteht.

Also Vorsicht!

Alkohol und Neurosen.

(Antwort auf die Kritik des Herrn Prof. Dr. **E. Bleuler**).

Von Dr. **S. Ferenczi** (Budapest.)

Bei einer früheren Gelegenheit gab ich der Überzeugung Ausdruck, daß die statistische Methode in der Psychologie nur geringen Wert habe, erstens, weil hier die Höhe der Zahlen für den Mangel an Tiefe der Einzelbeobachtungen nicht entschädigen kann, zweitens aber, weil bekanntlich Zahlen sich allzuleicht den Intentionen der Autoren fügen und sich tendenziös gruppieren lassen. Es tut mir leid, daß ich in der von Herrn Professor Bleuler kritisierten Arbeit meinem Prinzipe untreu wurde und mich zur Stütze einer Behauptung auch auf eine statistische Arbeit des Oberstabsarztes Dr. Drenkhahn berief. Ich hätte voraussehen sollen, daß die Schwäche jeder der statistischen Argumentation von antialkoholistischer Seite als Angriffspunkt gegen die von mir vorgeschlagene Anschauungsweise der Alkoholpsychosen benutzt werden wird, was nun tatsächlich eintraf.

Ich fühle mich aber nicht berufen, auf die kritische Sichtung des von Drenkhahn bearbeiteten statistischen Materials einzugehen und zu entscheiden, ob das, was er vorbrachte, wirklich nur ein „Bierwitz" und als Beweismoment wertlos ist oder nicht. Ich berief und berufe mich nur auf das Ergebnis, zu dem er gelangte und das mit meinen analytischen Erfahrungen übereinstimmt, ohne mich für die Genauigkeit seiner Angaben einzusetzen.

Wogegen ich aber mich mit derselben Energie, mit der Herr Prof. Bleuler meine Bemerkungen angreift, verwahren muß, ist die Erweckung des Anscheins, als ob meine Auffassung über die Rolle des Alkohols bei den Neurosen auf der statistischen Arbeit Drenkhahns und nicht auf eigenen individualpsychologischen Untersuchungen beruhen würde.

Eine, vielleicht die entscheidendste dieser Beobachtungen, die Analyse eines Falles von Alkoholparanoia ist ja gerade in der kritisierten Arbeit mitgeteilt. Es wird dort gezeigt, wie der Latent-Homosexuelle nur dann zum Alkohol greift, wenn er in besonders schwierige, seiner Sexualkonstitution direkt widersprechende äußere Situationen gelangt (beide Verehelichungen), wie der Alkohol dann die Sublimierungen zerstört und die homosexuelle Erotik in der Gestalt paranoischer psychischer Gebilde (Eifersuchtswahn) zutage tritt, während in der zwischen beide Ehen eingeschobenen Junggesellenperiode sich weder die Trunksucht noch die Paranoia manifestierte.

Statt sich auf die Ablehnung der Drenkhahnschen Publikation zu beschränken, hätte sich Herr Professor Bleuler meiner Ansicht nach auch mit diesem, viel wichtigeren Teil meiner Arbeit auseinandersetzen sollen; bei seiner großen Erfahrung wäre es ihm ein leichtes gewesen, die von mir aufgestellten Behauptungen auf Grund eigener psychoanalytischer Untersuchungen zu überprüfen, sie zu erhärten oder zu modifizieren.

Ich muß hier übrigens hinzufügen — was ich in der kurzen Notiz der Paranoiaarbeit nicht tun konnte — daß sich meine Ansicht über die Bedeutsamkeit psychologischer (respektive komplex-pathologischer) Motive beim Entstehen des chronischen Alkoholismus aus dem Erfahrungsmaterial vieler Jahre allmählich herauskristallisierte.

Es fiel mir auf, daß die Intoleranz gegen Alkohol, die man bisher leichtfertig mit der gesteigerten physiologischen Giftempfindlichkeit einfach identifizierte, der psychogenen Elemente nicht entbehrt, ja in gewissen Fällen hauptsächlich psychogen ist. Solange ich nur Fälle beobachtete, in denen relativ kleine Alkoholmengen unverhältnismäßig stark gewirkt haben, stellte auch ich mich mit der Theorie einer „Idiosynkrasie" zufrieden. Es kamen aber dann Personen unter meine Beobachtung, die nach wenigen Tropfen eines, nicht einmal stark konzentrierten alkoholischen Genußmittels einen regelrechten Rausch produzierten. In zwei Fällen schließlich bedurfte es gar nicht mehr der Einverleibung des Getränks; es genügte, daß der Patient das gefüllte Glas vor sich sah: und er agierte schon den Berauschten. Die Symptomatik des „Rausches" bestand in beiden Fällen darin, daß der Patient sich Phantasien bewußt machen, sich aggressive oder verpönte Reden und Handlungen gestatten konnte, die er in nüchternem Zustande tief zu verdrängen pflegte; mit diesem Lautwerden der Komplexe ging eine Erleichterung sonst bestehender psychoneurotischer

Zustände Hand in Hand. Dem alkoholfreien Rausche folgte dann ein ähnlicher Katzenjammer, wie der nach wirklichem Alkoholgenuß.

Es war mir nach alledem nicht mehr zweifelhaft, daß man auch in anderen, nicht so extremen Fällen für die Symptome des Rausches nicht den Alkohol allein verantwortlich machen könne und daß dieser oft nur das auslösende Moment, der Zerstörer von Sublimierungen, der Beseitiger von Verdrängungstendenzen ist, dem der innere Drang nach Lustbefriedigung auf halbem Wege entgegenkommt.

Ist bei einem Teil dieser „Intoleranten" der Alkoholgenuß ein unbewußter Versuch der palliativen Selbstbehandlung durch Zensurvergiftung, so kannte ich anderseits auch Neurotiker, die sich bewußt und mit Erfolg dieses Mittels bedienten, nicht ohne sich dabei der Gefahr des chronischen Alkoholismus auszusetzen. Einem Agoraphoben z. B., dem kein sonstiges Narkotikum half, verhalf ein Schluck Kognak zu so viel Mut, daß er sogar die halbkilometerlange Donaubrücke zu passieren wagte. Sein Leben bestand in einem Hin- und Herschwanken zwischen Rausch und Neurose und es ist wirklich kein allzu gewagter Schluß, anzunehmen, daß, wenn ein solcher Mensch Alkoholiker wird, sein Alkoholismus eine Folge und nicht die Ursache seiner Neurose war.

Wie wir uns die auslösende Wirkung des Alkohols vorstellen müssen, darüber brachte uns die geniale Arbeit von O. Groß über den manischen Mechanismus einige Aufklärung. Wir haben von ihm gelernt, daß es Menschen gibt, die Manischen, die imstande sind, auch ohne Einführung von Luststoffen von außen, durch endogene Lustproduktion, deprimierende Gedankenkomplexe und depressive Affekte zum Schweigen zu bringen und zu überschreien.

Ich glaube nun, daß der Neurotiker, der zum Schnapsglase greift, eigentlich dieser ihm mangelnden Fähigkeit zur endogenen Lustproduktion durch Alkoholgenuß nachhelfen will, was eine gewisse Analogie der hypothetischen endogenen Libidostoffe mit dem Alkohol vermuten läßt, wie denn auch die Symptomatologie des Rausches mit nachfolgendem Katzenjammer große Ähnlichkeiten zur zirkulären Psychose aufweist. Diese Überlegungen stützen aber zugleich die von mir aufgestellte Behauptung, daß der Alkohol in erster Linie für solche Persönlichkeiten gefährlich wird, die aus inneren Gründen ein gesteigertes Bedürfnis nach exogener Lustbefriedigung haben.

Einen interessanten Einblick in die Beziehung zwischen Alkohol und Neurose gewinnt man auch durch die Beobachtung und die Analyse von Antialkoholisten. In mehreren Fällen ließ sich der antialkoholistische

Eifer auf sexuelle Freiheiten, die der Antialkoholiker sich unter Selbstvorwurf gestattet, für die er sich aber durch die Alkoholentziehung, also eine andere Art Askese, bestraft, zurückführen. Es stimmt dazu nicht schlecht, daß oft dieselben, die die absolute Alkoholabstinenz am lautesten fordern, mit der Gewährung von Sexualfreiheiten sehr freigebig sind. Diese Konstatierung sagt natürlich über den Wert der antialkoholistischen Bewegung nichts aus. Hat doch jeder Beruf (z. B. auch der psychoanalytische) seine disponierenden Momente in der Sexualkonstitution. Ich will auch nicht behaupten, daß der Antialkoholismus in jedem Falle auf solche Faktoren zurückzuführen ist. Ich wollte nur andeuten, daß auch die Flucht vor dem Alkohol oft eine neurotische (d. h. hauptsächlich vom Unbewußten konstellierte) Tendenz ist, eine Art Verschiebung des Widerstands. Der Alkoholiker hat seine Libido verdrängt und kann sie nur im Rausche wieder besetzen; der neurotische Abstinenzler lebt seine Sexualität zwar aus, muß sich aber dafür einen andern, ähnlichen Wunsch versagen. Ein solcher Antialkoholiker erinnert mich an jenen Mann, von dem mir Professor Freud einmal erzählte. Dieser machte sich als kleiner Junge schreckliche Gewissensbisse darüber, daß er, während er gerade Ribiselkipfel aß, unzüchtige Berührungen an einem kleinen Mädchen vornahm. Die nachträgliche Wirkung der Gewissensbisse war so stark, daß er seit dieser Zeit — keine Ribiselkipfel mehr ertragen konnte[1]).

Herr Prof. Bleuler kritisiert auch meine Behauptung, daß der Alkohol die Sublimierungen zerstöre. Dem widerspreche seiner Ansicht nach das oft zu beobachtende Lautwerden von patriotischen Sublimierungen unter Alkoholeinfluß.

Diese Entgegnung erinnert mich daran, daß ich es in meiner Arbeit unterließ, das quantitative Moment bei der Alkoholwirkung zu berühren. Kleine Mengen Alkohols können eben sehr wohl auch Sublimierungen manifest werden lassen, die im Individuum fertiggebildet sind, sich aber infolge von Hemmungen nicht äußern können. — Wenn aber ein Betrunkener sub titulo „Patriotismus" gerührt seinen Tischnachbar umarmt und küßt, so kann vielleicht von schlecht larvierter homosexueller Erotik, keinesfalls aber von Sublimierung gesprochen werden.

Auf Grund meiner Erfahrungen halte ich übrigens auch den Fall absolut nicht als ausgeschlossen, daß ein Neurotiker „infolge der Bosheit seiner Frau oder nach der plötzlichen Erkrankung seines Schweines"

[1]) Der Sexualbefriedigung frönte er aber auch weiterhin.

sich dem Trunk ergibt. Das logische Denken mag dann — wie mein Kritiker — diese Motive des Trinkens für „blödsinnig" erklären und den Trinker der „Schwäche" beschuldigen; die Psychoanalyse findet aber tiefere Erklärungen für diese Vulnerabilität und diese ungenügende Motivierung der Handlungen. (Komplexempfindlichkeit, Verschiebung, Flucht in die Krankheit usw.).

Ich las unlängst den Sammelbericht des Dr. H. Müller über die Arbeiten auf dem Gebiete der Alkoholpsychosen aus dem Jahre 1906 bis 1910. Ich bekam aus der Lektüre des Berichts nicht den Eindruck besonderer Kompliziertheit, verstehe also nicht, warum Herr Professor Bleuler gleichsam einen Befähigungsnachweis von jedem fordert, der sich mit Alkoholfragen beschäftigen will. Nebenbei fand ich in dem Berichte eine ganze Reihe von Ansichten wiedergegeben, die die sekundäre, gleichsam nur auslösende Bedeutung des Alkohols bei den im Wesen endogenen alkoholischen Geistesstörungen vertreten. (Bonhoeffer, Souchanow, Stöcker, Reichardt, Mandel.) Auch ich stehe auf diesem Standpunkte, gehe aber einen Schritt weiter, indem ich an Stelle des unklaren Begriffs der Endogeneität die Freudschen und Großschen Mechanismen setze.

Die Befürchtung des Herrn Professor Bleuler, daß das urteilslose Publikum meine Ansicht über die Alkoholpsychosen ebenso mißverstehen kann wie Freuds Sexuallehre, teile ich zwar, sehe aber darin keinen Grund zur Verheimlichung meiner Anschauung. Hätte Freud auf die Urteilslosen ängstlich Rücksicht genommen, so gäbe es heute keine Psychoanalyse.

Anmerkung der Redaktion: Wir sind der Ansicht, wie auch Ferenczi zugibt, daß der Drenkhahnschen Statistik in der Frage der psychischen Ätiologie des Alkoholismus kein Wert zukommt. Die neurotische Ätiologie des Alkoholismus erscheint uns aber auf Grund vielfacher Erfahrungen als unzweifelhaft, weshalb die sonstigen Ausführungen Ferenczis einer ruhigen Diskussion würdig sind. Obschon uns eine gewisse Affektlage der Bleulerschen Kritik als überflüssig erscheinen will, so ist doch gegenüber Ferenczi hervorzuheben, daß eine Kritik der Antialkoholbewegung als eines mächtigen sozialen Phänomens nicht von der Basis einer individuellen Konstellation, sondern nur von der einer allgemeinen zeitgenössischen Anschauungsweise aus erfolgen kann. Diese wäre zuerst der analytischen Kritik zu unterwerfen.

Fig. 1. Versuchszeiten (wahrscheinl. Mittel).

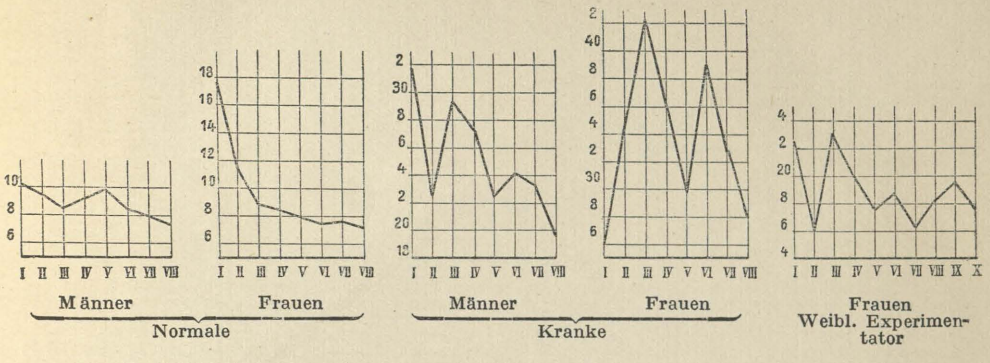
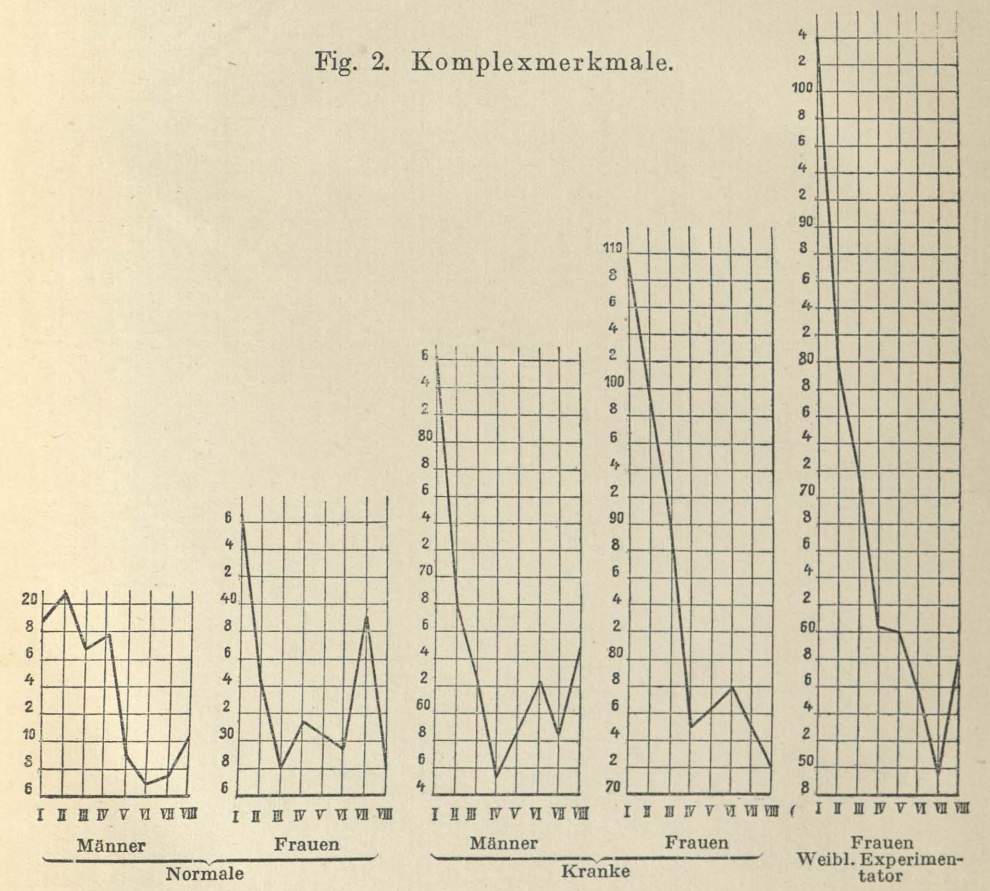
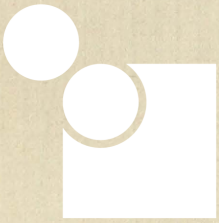


Fig. 2. Komplexmerkmale.



Verlag von Franz Deuticke in Leipzig und Wien.



INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY BERLIN

VERLAG VON FRANZ DEUTICKE IN LEIPZIG UND WIEN.

Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen.

Herausgegeben von **Prof. Dr. E. Bleuler** in Zürich u. **Prof. Dr. S. Freud** in Wien.
Redigiert von **Dr. C. G. Jung,**
Privatdozenten der Psychiatrie in Zürich.

I. Band: 1. und 2. Hälfte. Preis à *M* 7·— = *K* 8·40.
II. Band: 1. und 2. Hälfte. Preis à *M* 8·— = *K* 9·60.
III. Band: 1. Hälfte. Preis *M* 10·— = *K* 12·—.

Einführung in das Studium der Nervenkrankheiten

für Studierende und Ärzte.

Von Priv.-Doz. **Dr. Alfred Fuchs,**
Assistent der k. k. Klinik für Psychiatrie und Nervenkrankheiten in Wien.

Mit 69 Abbildungen im Text und 9 Tafeln in Lichtdruck.
Preis *M* 9·— = *K* 10·80.

Schriften zur angewandten Seelenkunde.

Herausgegeben von **Prof. Dr. Sigm. Freud** in Wien.

I. Heft: **Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva".** Von **Prof. Dr. Sigm. Freud** in Wien. — Zweite Auflage in Vorbereitung.

II. Heft: **Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen.** Eine Studie von **Dr. Franz Riklin,** Sekundararzt in Rheinau (Schweiz). Preis *M* 3·— = *K* 3·60.

III. Heft: **Der Inhalt der Psychose.** Von **Dr. C. G. Jung,** Privatdozent der Psychiatrie in Zürich. — Preis *M* 1·25 = *K* 1·50.

IV. Heft: **Traum und Mythus.** Eine Studie zur Völkerpsychologie. Von **Dr. Karl Abraham,** Arzt in Berlin. — Preis *M* 2·50 = *K* 3·—.

V. Heft: **Der Mythus von der Geburt des Helden.** Versuch einer psychologischen Mythendeutung. Von **Otto Rank.** — Preis *M* 3·— = *K* 3·60.

VI. Heft: **Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus.** Von **Dr. J. Sadger,** Nervenarzt in Wien. — Preis *M* 3·— = *K* 3·60.

VII. Heft: **Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci.** Von **Prof. Dr. Sigm. Freud** in Wien. — Preis *M* 2·50 = *K* 3·—.

VIII. Heft: **Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorf.** Von **Dr. Oskar Pfister,** Pfarrer in Zürich. Preis *M* 4·50 = *K* 5·40.

IX. Heft: **Richard Wagner im „Fliegenden Holländer".** Ein Beitrag zur Psychologie künstlerischen Schaffens. Von **Dr. Max Graf.** Preis *M* 1·80 = *K* 2·—.

X. Heft: **Das Problem des Hamlet und der Ödipus-Komplex.** Von **Dr. Ernest Jones** in Toronto (Kanada). Übersetzt von **Paul Tausig** (Wien). Preis *M* 2·— = *K* 2·40.

XI. Heft: **Giovanni Segantini.** Ein psychoanalytischer Versuch. Von **Dr. Karl Abraham,** Arzt in Berlin. Mit 2 Beilagen. Preis *M* 2·— = *K* 2·40.

XII. Heft: **Zur Sonderstellung des Vatermordes.** Eine rechtsgeschichtliche und völkerpsychologische Studie. Von **A. J. Storfer in Zürich.** Preis *M* 1·50 = *K* 1·80.

XIII. Heft: **Die Lohengrinsage.** Ein Beitrag zu ihrer Motivgestaltung und Deutung. Von **Otto Rank.** Preis *M* 5·— = *K* 6·—.

Im Erscheinen begriffen:

Handbuch der Psychiatrie.

Unter Mitwirkung von

Prof. A. Alzheimer (München), **Prof. E. Bleuler** (Zürich), **Prof. K. Bonhoeffer** (Breslau), **Priv.-Doz. G. Bonvicini** (Wien), **Prof. O. Bumke** (Freiburg i. B.), **Prof. R. Gaupp** (Tübingen), **Direktor A. Groß** (Rufach i. E.), **Prof. A. Hoche** (Freiburg i. B.), **Priv.-Doz. M. Isserlin** (München), **Prof. T. Kirchhoff** (Schleswig), **Direktor A. Merklin** (Treptow a. R.), **Prof. E. Redlich** (Wien), **Prof. M. Rosenfeld** (Straßburg i. E.), **Prof. P. Schroeder** (Breslau), **Prof. E. Schultze** (Greifswald), **Priv.-Doz. W. Spielmeyer** (Freiburg i. B.), **Priv.-Doz. E. Stransky** (Wien), **Prof. H. Vogt** (Frankfurt a. M.), **Priv.-Doz. G. Voß** (Greifswald), **Prof. J. Wagner Ritter von Jauregg** (Wien), **Prof. W. Weygandt** (Hamburg-Friedrichsberg)

herausgegeben von

Prof. Dr. G. Aschaffenburg in Köln a. Rh.

Beabsichtigte Einteilung des Werkes:

A. Allgemeiner Teil.

1. Abteilung: **Alzheimer, Prof. Dr. A.,** Die normale und pathologische Anatomie der Hirnrinde.
2. Abteilung: **Rosenfeld, Prof. Dr. M.,** Die Physiologie des Großhirns.
   Isserlin, Priv.-Doz. Dr. M., Psychologische Einleitung.
3. Abteilung: **Voß, Priv.-Doz. Dr. G.,** Die Ätiologie der Psychosen.
   Aschaffenburg, Prof. Dr. G., Allgemeine Symptomatologie der Psychosen.
4. Abteilung: **Kirchhoff, Prof. Dr. Th.,** Geschichte der Psychiatrie.
   Groß, Direktor Dr. A., Allgemeine Therapie der Psychosen.
5. Abteilung: **Bumke, Prof. Dr. O.,** Gerichtliche Psychiatrie.
   Schultze, Prof. Dr. E., Das Irrenrecht.

B. Spezieller Teil.

1. Abteilung: **Aschaffenburg, Prof. Dr. G.,** Die Einteilung der Psychosen.
   Vogt, Prof. Dr. H., Die Epilepsie.
2. Abteilung: **Weygandt, Prof. Dr. W.,** Idiotie und Imbezillität oder die Gruppe der Defektzustände aus dem Kindesalter.
   Wagner, R. v. Jauregg, Prof. Dr. J., Myxödem und Kretinismus.
3. Abteilung, 1. Hälfte: **Bonhoeffer, Prof. Dr. K.,** Die Psychosen im Gefolge von akuten Infektionen, Allgemeinerkrankungen und inneren Erkrankungen.
   Schroeder, Prof. Dr. P., Intoxikationspsychosen.
3. Abteilung, 2. Hälfte: **Redlich, Prof. Dr. E.,** Die Psychosen bei Gehirnerkrankungen.
   Bonvicini, Privatdozent Dr. G., Aphasie und Geistesstörung.
4. Abteilung 1. Hälfte: **Bleuler, Prof. Dr. E.,** Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien. Preis *M* 13·— = *K* 15·60.
   Merklin, Direktor Dr. A., Die Paranoia.
5. Abteilung: **Hoche, Prof. Dr. A.,** Dementia paralytica.
   Spielmeyer, Privatdozent Dr. W., Die Psychosen des Rückbildungs- und Greisenalters.
6. Abteilung: **Stransky, Privatdozent Dr. E.,** Das manisch-depressive Irresein. Preis *M* 10·— = *K* 12·—.
7. Abteilung: **Gaupp, Prof. Dr. R.,** Die nervösen und psychopathischen Zustände.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.